



Dimitri Stachow

**Der
Retuscheur**

Thriller

GOLDMANN

Buch

Heinrich Müller, erfolgreicher Fotograf und Lebemann, zweifelt an seinem Verstand. Alle Menschen, die er aus Fotos herausretuschiert hat, sterben unter mysteriösen Umständen, und Heinrich wird das Gefühl nicht los, dass er eine ganz spezielle Begabung besitzt: Menschen auslöschen zu können einfach dadurch, dass er ihr Konterfei aus Bildern löscht. Als er seinen Vater besucht – von dem er seine Profession geerbt hat –, ist er restlos verwirrt: Was Heinrich dann von seinem Vater erfährt, verschlägt ihm den Atem und bestätigt seine schrecklichen Ahnungen: Die Gabe des »Retuschierens« ist vererbbar – und wozu man sie nutzen kann, erzählt Heinrichs Vater sehr anschaulich. Er erzählt aber auch, wie eine ganz besondere Retusche ihm zum Fallstrick wurde. Wie wird Heinrich mit diesem Wissen umgehen? Und wird er seine spezielle Begabung auch zu Geld machen?

Autor

Dimitri Stachow wurde 1954 in Moskau geboren und studierte Psychologie an der Moskauer Universität. Danach war er mehrere Jahre als Sanitäter und in der Psychiatrie tätig, bevor er sich ganz der journalistischen und literarischen Arbeit widmete. Heute ist Dimitri Stachow Chefredakteur einer Moskauer Wochenzeitung. Daneben schreibt er Drehbücher und Romane. Sein international gefeierter Roman »Der Retuscheur« wurde für den russischen Booker Prize nominiert.

Dimitri Stachow

Der Retuscheur

Mystery Thriller

Deutsch
von Alfred Frank

GOLDMANN

Die russische Originalausgabe
erschien 2004 unter dem Titel
»Pexymep« bei Olita, Moskau.

Verlagsgruppe Random House fsc-deu-0100
Das für dieses Buch verwendete Fsc-zertifizierte Papier *Holmen Book
Cream* liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

1. Auflage
Taschenbuchausgabe Juli 2008
Copyright O der Originalausgabe 2004
by Dimitri Stachow
Copyright der deutschsprachigen
Erstveröffentlichung 2008
by Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Umschlaggestaltung: Design Team München
Umschlagmotiv: Wil Inmink Design
AM • Herstellung: MW
Satz: DTP Service Apel, Hannover
Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-641-01497-1
www.goldmann-verlag.de

Prolog

... um sie erst wieder weit zu öffnen, als ich schon auf der Trage lag.

In mir pulsierte etwas, drohte aus dem Rhythmus zu geraten, vibrierte.

Die Krankenträger brachten mich zum Ausgang. Der hintere, mit etwas gekrümmtem Rücken, die breitknochigen Handgelenke mit rötlichen Haaren bewachsen, hatte eine hohe, beulige, schweißbedeckte Stirn.

Die Decke des Studios glitt vorüber, dann das Dach der Vortreppe. Die Krankenträger begannen die Stufen hinabzusteigen, und mein Kopf stieß dem, der voranging, ins Kreuz.

»Heb ihn an, heb ihn an!«, rief der hintere, und es gab einen unangenehmen Ruck.

Sie versuchten mich in das Auto hineinzuschieben, aber irgendwie klemmte die Trage, und wieder ruckte es. Ich gab einen stöhnenden Laut von mir. Nicht, weil es wehtat. Einfach so. Während die Krankenträger schimpfend dem Problem beizukommen suchten, stöhnte ich weiter. Zu ärgerlich! So eine mühselige Arbeit mit den sechsendreißig Negativen! Das hätte doch im Handumdrehen erledigt sein müssen!

Irgendwelche unbekannten, neugierigen Visagen huschten vorbei, darüber, hoch oben, dahinziehende Wolken. Stinkende Abgase, Staub.

Dazu diese Deppen von Krankenträgern!

Dazu dieser unrasierte, picklige Arzt mit seinen roten entzündeten Augen!

Den Arzt nervte ich. Damit, dass ich noch am Leben und er gezwungen war, sich mit mir abzugeben – während meine ungebetenen Gäste einfach in die beiden anderen Fahrzeugen verfrachtet wurden. Die Beine voran. Dort klemmte nichts.

Der Arzt hockte sich hin, ließ die Schlösser einer großen Metallkiste aufsnappen. Sein verschlafenes Gesicht verschwand hinter dem Deckel. Und tauchte wieder auf.

»Gleich gibt es eine Kampferspritze«, stellte mir der Arzt, als er meinen Blick auffing, unter Gähnen in Aussicht und zwinkerte mir zu.

Ich hätte das Bewusstsein verlieren, mich ausklinken mögen, doch ich war ganz in Ordnung.

Zum Krankenhaus ging es im Eiltempo. Und dort wurde ich ohne Verzug auf eine Rollbahre gehievt. Die Nadel spießte wie von allein in meine Vene: Meinen Organismus speiste jetzt etwas Durchsichtiges. Aus einer umgestülpten Flasche mit Maßeinteilung.

Meine Kleidung war irgendwo abgeblieben: Bis auf diese formlosen Dinger an den Füßen hatte ich nichts an.

Die Räder der Rollbahre quietschten.

Aus mir floss es nur so heraus, und das untergelegte Laken klebte an meinem Rücken.

Ich hatte das Bedürfnis, mich zu kratzen, abzuhusten.

Ich überlegte, dass die Retusche tatsächlich nicht nur ein Verfahren ist, Mängel einer Aufnahme zu beheben. Nicht einfach Arbeit mit Negativen oder Positiven. Und – in meinem Fall – kein Versuch, das, wovon der Abzug gemacht wurde, zu verändern. Die Retusche ist ein Lebensstil!

Ein Lebensstil! Dieser Gedanke gefiel mir. So sehr, dass

ich bereit war, ihn als meine Erkenntnis weiterzugeben. Egal an wen.

Da vermeinte ich zu hören, dass sich jemand an mich wandte. Flüsternd. Oder mit Donnerstimme. Von links. Oder von rechts oben. In einer unverständlichen Sprache. Doch konnte ich alles verstehen.

»Diesen Artikel hast du nicht gelesen?«, wurde ich gefragt. »Nein? Ein sehr interessanter Artikel!«

Und ich begriff – mein Vater sprach mit mir! Er ging neben der Rollbahre her, schlug im Gehen eine Zeitung auf und schickte sich offenbar an, ihn mir vorzulesen. Ich lächelte verlegen dem die Rollbahre schiebenden nebligen Fleck zu – mein Vater hatte eben seine Schrullen –, wollte mich bequemer hinlegen, und ...

Erstes Kapitel

... und da blickte mein Vater von seiner Zeitung auf.

Längst an alle seine Grimassen gewöhnt, kannte ich diese am besten. Binnen zwei, drei Sekunden – solange sein Blick noch nicht dem meinigen begegnete – verwandelte sich sein Gesicht. Er ließ die Zeitung sinken, und vor mir sah ich die Maske eines alten Zynikers. Was diese Fältchen um die Mundwinkel und das leichte Zusammenkneifen der Augen bedeuteten, wusste ich nur zu gut!

Mit den Jahren wechselten die Zeitungen – an jenem Abend las er natürlich die *Prawda*, studierte regelrecht die vorletzte Seite, den entlarvenden Artikel über das Wüten der israelischen Soldateska –, mindestens dreimal wechselten die Sessel, und auch an meinem Vater gingen Veränderungen vor sich. Die Brille und die Glatze, die waren schon immer gewesen, doch sein zunehmend gekrümmter Rücken! Doch der dünner werdende Hals! Die Falten, der immer schmallippigere Mund! Die Pigmentflecken zu guter Letzt, die unter den grauen Haarbüscheln über den großen, am Kopf anliegenden Ohren hervorzukriechen schienen!

Nur der Blick, der Blick über die Brille hinweg, blieb der alte. Die Welt besser machen, auf den Abzug drücken – ganz der verdiente Lehrer der Republik I. W. Petrow, der sich nach einem schweren Arbeitstag Erholung gönnt. Der strenge Hüter der heranwachsenden Generation. Ab-

geordneter und Verfasser pathetischer Artikel in der Lokalpresse.

Mein Vater war kein verdienter Lehrer, kein Abgeordneter und Verfasser von Artikeln. Eine ermüdende Arbeit, die hatte allerdings auch er, als Fotograf im Verlag beim Ministerium für Erdöl- und Erdgasindustrie. Ein Fotograf von hohen Graden, der in seinem Fach buchstäblich über alles Bescheid wusste, es jedoch aus irgendeinem Grund – weshalb, ahnte ich damals nicht – tunlichst vermied, Lebewesen, insbesondere Menschen zu fotografieren, und dem es ein fragwürdiges Vergnügen bereitete, Kompressorstationen und Bohranlagen aufzunehmen.

Er war auch kein I. W. Petrow.

An dem Abend, als mein Vater von der Zeitung aufblickte, mich über seine Brille hinweg ansah und wie gewohnt abgehackt, mit unsicherer Betonung, kurz angebunden sagte: »Bleib heute zu Hause. Ich erwarte einen Kollegen von früher. Er muss helfen«, erfuhr ich, dass mein Vater, Genrich Rudolfowitsch Miller, ganz und gar nicht der war, für den er sich ausgab. Zumindest mir gegenüber, seinem Sohn, Genrich Genrichowitsch Miller.

An diesem Abend erfuhr ich, dass mein Vater knapp zwanzig Jahre in den Organen tätig gewesen war – anfangs im NKWD – und auf dem Höhepunkt des Kampfes gegen den Kosmopolitismus als angeblich unzuverlässiges Element aus dem MGB entlassen worden war.

Bis zu jenem Abend, das heißt bis zu meinem sechzehnten Lebensjahr, war ich der infantil-romantischen Überzeugung gewesen, mein Vater sei ein ehemaliger Polarmeteorologe, der seine Arbeit aus Gesundheitsgründen hatte aufgeben müssen. Oder auch nicht aus Gesundheitsgründen (als ich langsam größer wurde, änderte mein Vater mehrfach die Version seiner Geschichte),

sondern schon zu Kriegsbeginn, seines deutschen Vor-, Vaters- und Familiennamens wegen.

Die Barometer, die hoch komplizierten Geräte, von denen wahrer Zweckbestimmung er, wie sich später herausstellte, rein gar nichts wusste, die Bücher über atmosphärische Optik, die Karten der Luftbewegungen jenseits des sechzigsten Breitengrades, die ganzen Dinge, die meinen festen Glauben an die Vergangenheit meines Vaters im Dienste der Polarforschung gestützt hatten – all das hatte er einem aus dem Lager zurückgekehrten, durchgedrehten, zahnlosen fünfundvierzigjährigen Greis abgekauft, der seinerzeit ein brillanter Dozent gewesen war. Mein Vater hatte einfach das Bedürfnis gehabt, diesem ehemaligen Dozenten zu helfen, als Ex-MGBler einem Exmeteorologen, als Sowjetmensch einem anderen Sowjetmenschen. Ihm zu ermöglichen, noch zwei, drei Jährchen zu leben.

Vielleicht versuchte er damit, einen Teil der Schuld abzutragen, in der er bis über beide Ohren steckte? Kann sein, doch es sei gleich hinzugefügt, dass mein Vater nie einen Gedanken an irgendeine Schuld verschwendete.

Er war kein böser Mensch, aber natürlich hart, hart wie ein Fels in einer schwer zugänglichen Gebirgsregion.

Nichtsdestoweniger starb der Meteorologe ein halbes Jahr nach seiner Rückkehr, und meinem Vater bereitete sein deutscher Vor-, Vaters- und Familienname keinerlei Schwierigkeiten bei seinem langen Dienst auf der Lubjanka¹. Was, insgesamt betrachtet, gar nicht so seltsam ist: Der Kampf gegen den weltweiten Kosmopolitismus war noch bedeutungsvoller als der gegen den deutschen Faschismus. Das ist unbestritten. Die Ergebnisse sprechen

¹ Sitz des Geheimdienstes KGB. (Hier und im Folgenden Anm. d. Übers.)

für sich: Nachdem wir im zweiten Fall gewonnen und im ersten verloren haben, besitzen wir, was wir besitzen.

Merkwürdig erschien mir, dass mein Vater, der häufig in Restaurants speiste, sie praktisch alle kannte, von den heruntergekommensten bis zu den teuersten, von den in den Vorstädten bis zu den zentral gelegenen, den Vorzug jedoch dem »Praga« gab, sich bei einem so wichtigen Treffen nicht für dieses Lokal entschied. Andererseits, hätte er sich mit seinem ehemaligen Kollegen im Restaurant getroffen, dann würde ich nichts erfahren haben und wäre vielleicht noch lange, lange Zeit ahnungslos geblieben – womöglich bis zu den letzten Monaten und Tagen, ja sogar bis zum heutigen quälend endlosen Abend.

Im »Praga« hätte sein ehemaliger Kollege zwar Hasenbraten mit Pilzen bestellen können, aber mein Vater war ein vorzüglicher Koch! Alles, was er zubereitete, von Spiegeleiern und Haferbrei bis zu Kalbskoteletts, Fischsuppe und Torten, war ein Kunstwerk. Was nicht verwunderlich ist – zwischen der Fotografie und der Kochkunst gibt es viele Berührungspunkte.

Es ging jedoch nicht um meinen Vater, sondern um seinen ehemaligen Kollegen. Der wollte und konnte sich wahrscheinlich in kein Restaurant setzen. Allerdings, was für eine Arbeit er leitete, was für einen Posten er bekleidete, das weiß der Teufel.

Die Worte meines Vaters, ich solle heute zu Hause bleiben, hörten sich ziemlich albern an. Ich verließ das Haus fast schon eine Woche nicht.

Und das wusste mein Vater genau. Er wollte mir einfach deutlich machen, dass sich heute Abend mein Schicksal entscheiden würde, mir zu verstehen geben: Dieser Mann, der heute am späten Abend zu kommen versprochen hatte, war die letzte Hoffnung.

Ich saß in einer dunklen Ecke unseres großen gemeinsamen Zimmers und starrte in das Schummerlicht. Die Gestalt meines Vaters, der, die Zeitung in den Händen, im Sessel saß, erschien mir als eine Art Fleck, heller als der Hintergrund. Der von der Stehlampe – die Stehlampen wechselten übrigens auch, von Zeit zu Zeit meinte mein Vater, mit der Mode gehen zu müssen, und die Stehlampe mit Plastikschild und vernickeltem Stab wurde abgelöst durch ein altes Stück mit rüschenbesetztem Stoffschirm – gebildete Lichtkreis mit dem Sessel in der Mitte war, würde ich sagen, leer. Mein Vater saß in dem Sessel, und zugleich saß er da nicht.

Ungeachtet unserer gemeinsamen Gabe, unserer Verwandtschaft, unserer äußerlichen Ähnlichkeit lebten wir in verschiedenen Welten. Damals schon. Zwischen ihnen gab es Brücken und Stege, doch keine Übereinstimmung. Ob das meinen Vater bekümmerte? Ich denke, ja. Mir ist das seit einiger Zeit schnurz, und die damaligen Kümmernisse meines Vaters sind es mir auch. Schade nur, dass er das nie mehr erfahren wird.

Er musste seine Worte wiederholen. Ich reagierte nicht. Ich nahm sie nicht einmal wahr. Mein Vater stand jäh auf – die Zeitung fiel raschelnd zu Boden, lag einen Moment still, raschelte, zur Seite geschleudert, noch einmal –, trat zu mir und beugte sich herab.

»Was ist!«, sagte er und hob mit der Linken mein Kinn an. »Lässt du dich hängen? Reiß dich zusammen!« Und er klatschte mir die Rechte auf die Wange.

Mein Kopf flog herum, der Hinterkopf schlug gegen den Wandteppich. Aus meinen Augen flossen Tränen, die Umgebung begann die gewohnten Umrisse anzunehmen. Mein Vater versetzte mir einen etwas schwächeren Schlag

mit der Linken und dann einen dritten, noch schwächeren, mit der Rechten. Mein Kopf fuhr hin und her, ich brach in lautloses Schluchzen aus.

»Pfui Teufel!«, sagte mein Vater. »Schwächling!« Er richtete sich auf und zog die gestärkten Manschetten seines weißen Hemdes zurecht. Dann kehrte er, nicht eben groß, mit gerader Haltung, ohne Eile zu seinem Sessel zurück.

»Geh dich waschen!«, befahl er und verwandelte sich wieder in den Fleck.

Ich kroch vom Sofa herunter, schlurfte zum Bad und drehte das Wasser auf. Ich wollte in den Spiegel sehen, scheute mich aber, meinem Blick zu begegnen. Ich wusch mich, trocknete mich ab und kehrte ins große Zimmer zurück.

»Geh in dein Zimmer!«, lautete der neue Befehl meines Vaters. »Und zieh dich um! Ich habe dir gesagt, du sollst dich unterstehen, in Trainingshosen zu erscheinen! Schnell!«

Ich ging in mein Zimmer, schloss die Tür und warf mich bäuchlings aufs Bett.

Nach meinem Eindruck war es fast schon Nacht, als der Besucher erschien, ich hörte nicht nur, wie es an unserer Tür klingelte – unsere Klingel hatte einen erstaunlich feinen Klang –, sondern auch, wie mein Vater im Korridor seinem ehemaligen Kollegen auf die Schulter schlug und der selbstzufrieden, mit tiefem Bass bestätigte:

»Ja, ja, ich bin es!«

Sie setzten sich in das große Zimmer, wo mein Vater nach meiner Vertreibung den Tisch gedeckt und in Erwartung des Gastes über Imbiss und Flaschen eine große gestärkte Serviette gebreitet hatte. Sie tranken, und der Besucher begann sogleich Erinnerungen aufzufrischen.

Schon seinen ersten Worten entnahm ich, dass sie keineswegs im Norden zusammen Dienst getan hatten. Offenbar bedeutete mein Vater seinem ehemaligen Kollegen, dass er nicht allein in der Wohnung war, der Besucher verminderte etwas seine Lautstärke, doch die dann geleerten Gläser – mein Vater hielt offenbar mit – ließen ihn wieder die Vorsicht vergessen. Er lebte in seiner Vergangenheit und war nicht zu bremsen.

Ich stand auf, zog statt der Trainings- frisch gebügelte Hosen und ein anderes Hemd an. Hinter der Tür wurde leiser gesprochen: Mein Vater setzte seinen ehemaligen Kollegen über die Angelegenheit ins Bild. Der Besucher brummte etwas, bis er leicht die Stimme hob:

»Jetzt haben wir andere Zeiten, jetzt ist es für uns schwerer geworden ...«

Ich schaltete das Oberlicht ein und ging näher an die Tür heran.

»Ja, früher ...«, versuchte der Besucher fortzufahren, doch mein Vater fiel ihm ins Wort.

»Hör zu!«, stieß er hervor. »Ich muss meinem Sohn helfen! Er hat niemanden außer mir. Seinen Freunden wird der Rücken gedeckt. Man wird alles auf ihn abschieben. Statt dir allen möglichen Mist in Erinnerung zu rufen, solltest du mir lieber zuhören und helfen!«

Ich hockte mich hin und spähte durchs Schlüsselloch. Beide saßen an einer Tischseite, einander leicht zugewandt, mein Vater hielt seinen ehemaligen Kollegen – einen Dutzendmenschen, dessen Kopf direkt auf den Schultern zu sitzen schien und dessen ungewöhnlich rote Lippen wie geschminkt wirkten – am Schlips.

Mit Mühe löste mein Vater seine Finger von dem Schlips, der sie nicht freigeben wollte. Ein paar Kunstseidenfäden blieben an seinen Niednägeln hängen, die mein

Vater in der eintretenden Pause nacheinander abbiss und zur Seite spuckte, während der Kollege mit der Gabel nach Salzpilzen angelte. Sie rutschten weg, nur einen einzigen Zwiebelring konnte er aufspießen.

»Dann rede also!«, forderte der ehemalige Kollege meinen Vater auf, wobei er nachdenklich den Tisch betrachtete und die Hand nach dem Teller mit den bulgarischen Gewürzgurken ausstreckte. »Red schon!«

»Na endlich!« Mein Vater goss erst sich ein und dann dem Gast. »Sie haben einen Ausflug gemacht, mit dem Auto des Papas eines seiner Freunde. Mit Mädchen ...«

»Schöner Auftakt.« Der ehemalige Kollege meines Vaters nickte und biss genussvoll in eine Gurke. »Zu unseren Zeiten hat es so etwas ... Entschuldige, ich höre zu!«

»... Mein Genka und zwei andere, ebensolche Dussel. Sie fuhren zu einem Fluss, bei Swenigorod. Das Radio im Auto blieb an. Und als sie zurückfahren wollten, war die Batterie leer. Der Motor ließ sich nicht starten. Es wurde dunkel ...«

Der ehemalige Kollege meines Vaters hob sein Glas. Mein Vater das seine. Sie tranken, und der ehemalige Kollege aß seine Gurke auf.

»Ja, und?« Der Gast nahm sich einen Löffel Salat, überlegte kurz und packte neben den Salat ein dickes Kotelett: Obwohl er Besuch erwartete, hatte mein Vater nicht selbst gekocht, sondern alles Nötige in einem Feinkostladen besorgt.

»Irgendwelche Kerle von dort rückten ihnen auf die Pelle. Ein Wort gab das andere, und sie kriegten sich in die Wolle.«

»Und?« Der ehemalige Kollege langte nach der Sülze.

»Und, und?«, äffte ihn mein Vater nach. »Zwei Tote: ein Mädchen von ihnen und einer von denen. Welche griffen zu den Messern, verstehst du?«

»Verstehe!« Der ehemalige Kollege machte sich mit Appetit über sein Essen her. »Und wieso das Mädchen?«

»Sie soll es zufällig erwischt haben. Ist ins Messer gelaufen, als sie die Kampfahne zu trennen versuchte. Mit dem Finger gezeigt aber wird auf meinen, er hätte mit dem Messer herumgefuchelt!«

»Hat er denn?« Der ehemalige Kollege warf meinem Vater einen finsternen Blick zu. »Hat er?«

»Nein! Du kannst ihn ja selber fragen. Genrich! Gena! Komm mal her!«

Ich prallte von der Tür zurück, verlor das Gleichgewicht und setzte mich hin.

»Gena!«, wiederholte mein Vater. »Mit wem rede ich?!«

Ich stand auf und fasste nach dem Türgriff. Hinter der Tür war das Wegrücken eines Stuhls zu hören. Ich öffnete die Tür, kam aus meinem Zimmer heraus, stellte mich neben den Tisch.

Der ehemalige Kollege aß seine Sülze und sah mich an. Der allergewöhnlichste Blick eines allergewöhnlichsten Menschen.

Was mochte er wohl von mir denken, der ich da vor ihm stand, blass, mit länglichem Gesicht, Veilchen unter den Augen, und nicht wusste, wohin mit den Händen? Auf jeden Fall drückte das Gesicht des ehemaligen Kollegen meines Vaters – breitflächig, glatt, ohne jede Falte – nichts aus.

»Hast du ein Messer bei dir gehabt?«, fragte er, nachdem er mich von Kopf bis Fuß gemustert hatte.

»Nein ...«, sagte ich.

»Deine Freunde?«

»Nein ...«

»Woher kamen dann die Messer?«

»Die da hatten welche ...«

»Schon gut ...«

Der ehemalige Kollege zog eine Schachtel »Kasbek« aus der Tasche, nahm eine Papirossa heraus, klopfte mit dem Mundstück auf den Schachteldeckel. »Und wie ist alles passiert?«

»Ich habe einem das Messer abgenommen und zugestochen. Jemanden habe ich getroffen.«

»Jemanden?«

»Es war dunkel ... Lisa versuchte uns zu trennen ... Dann ging sie zu Boden. Mit vorgehaltenem Messer, so, bin ich losgestürzt ...«

»Und hast noch einmal getroffen?«

»Ja.«

»Richtig«, sagte der Besucher, wobei er sich seine Papirossa anzündete, »ein offenes Geständnis ist das Beste.«

Mein Vater sprang hoch und packte mich bei den Schultern.

»Was redest du da, du Dummkopf?!« Er hauchte mir scharfen Kognakdunst ins Gesicht.

»Die Wahrheit«, sagte ich leise.

»Lass ihn.« Der ehemalige Kollege winkte träge mit der Hand ab, in der er die Papirossa hielt.

Mein Vater setzte sich und senkte den Kopf, dann fuhr er auf und schob seinem ehemaligen Kollegen einen Aschenbecher hin.

»Waren sie betrunken?«, wollte der von mir wissen.

»Ja.«

»Und ihr? Wie viel hattet ihr getrunken?«

»Drei Flaschen trockenen Wein.«

»Was hast du der Miliz gesagt?«

»Die Unwahrheit ...« Ich fühlte, wie ich rot wurde.

»Gut.« Der ehemalige Kollege drückte seine Papirossa aus und deutete auf sein Glas. Mein Vater beeilte sich, es zu füllen. »Geh.«

Ich rührte mich nicht von der Stelle.

»Geh.« Er hatte das Interesse an mir schon verloren. »Geh, geh. Wir klären das!«

Der Mann ohne Hals half: Alles wurde einem der Angreifer angehängt. Er sei so betrunken gewesen, dass er nicht mehr wusste, was er tat. Die Aussagen seiner Kumpel änderten sich wie von Zauberhand. Gegen mich hatte auch noch Bai, Maxim Baibikow, mein Busenfreund und Nachbar, ausgesagt, wofür ich damals eine einfache Erklärung fand: Auf diese Weise rächte er sich dafür, dass Lisa meine Freundin war. Die Übrigen – Kostja Wolochow und zwei Mädchen aus der Parallelklasse – hatten nichts gesehen: Als die Prügelei anfang, waren sie weggerannt. Mit Bai wurde auch gesprochen, Druck auf seinen Vater ausgeübt, und Bai schloss sich den anderen an – »Es war dunkel, ich habe nichts gesehen« –, um mich machte er seitdem jedoch einen großen Bogen.

Obwohl der ehemalige Kollege meines Vaters, wie ich mich erinnere, versprochen hatte, hin und wieder bei uns vorbeizukommen, erschien er nie wieder in unserem Haus. Ich erkundigte mich nicht nach ihm, und mein Vater erzählte nichts von ihm.

Geboren und aufgewachsen bin ich in einer Männerwelt, zu der Frauen praktisch keinen Zugang hatten. Meine Mutter starb, als ich gerade mal drei Monate alt war, und als ich anderthalb Jahre wurde, zog meine Amme, eine auf unserem Treppenabsatz wohnende Nachbarin, fort zu dem neuen Dienstoff ihres Mannes, um mit mei-

nem Milchbruder irgendwo in der Taiga für immer verloren zu gehen. Und so kam es, dass bis zu meinem sechzehnten Lebensjahr nicht eine Person weiblichen Geschlechts über die Schwelle unseres Hauses trat, abgesehen von den Ärztinnen aus der Kinderpoliklinik – kränklich war ich nicht, doch keine Kinderkrankheit blieb mir erspart –, meiner Klassenlehrerin und Vaters Schwester, einer hageren, flachbrüstigen alten Frau, die ausschließlich selbst gedrehte Papirossy rauchte, und als die Mundstücke alle waren, gab sie das Rauchen auf und schied bald schon dahin, leise, im Schlaf.

Sofern sich mir das schemenhafte Bild meiner Mutter in der Seele doch eingeprägt hatte – es heißt, die Leute erinnern sich an alles, können bloß die Erinnerung nicht in sich wachrufen –, dann so tief, dass ich weder in meiner Kindheit noch in meiner Jugend noch im reifen Alter imstande war, es hervorzuholen. Ich musste mir meine Mutter ausdenken.

Als Ausgangspunkt diente die kleine mit Glasperlen bestickte Handtasche, die ich im oberen Fach des Kleiderschranks entdeckte. Sie duftete ganz leicht nach Veilchen, und dieser Duft verstärkte sich, als ich auf den winzigen Verschlussknopf drückte. In einem Innentäschlein, in seidener Gefangenschaft, steckte ein vierfach gefaltetes Blatt Papier.

Behutsam, mit einem Schauer begann ich das Blatt auseinanderzufalten, in der vagen Hoffnung, es könnte sich um einen Brief handeln, einen Brief meines Vaters an meine Mutter, geschrieben noch vor meiner Geburt, ja noch bevor sie Mann und Frau geworden waren, und möglicherweise übergeben, als sie sich kennengelernt hatten. Oder einen Brief meiner künftigen Mutter an mei-

nen Vater. Kurz gesagt, um ein Zeichen, und sei es ein völlig unbedeutendes.

Auf der leicht angerauten blassgelben Oberfläche des Blattes erkannte ich den Abdruck eines weiblichen Mundes. Meine Finger öffneten sich unwillkürlich, das Blatt entglitt ihnen und schwebte zu Boden.

Ich schloss die Augen. Als hätte ein flüchtiger Kuss meiner Mutter soeben – schmatz! – meine Lippen berührt. Ich kniete nieder und beugte mich über das Blatt. Der Fußboden war feucht, es war noch nicht lange her, dass ich ihn gewischt hatte.

Meine Schulterblätter traten unter der blassen Haut hervor, mein in spartanischem Geist dressierter magerer Knabkörper erinnerte gewiss an eine zusammengepresste Feder. Ich öffnete die Augen. Dieser blassrosa Mund – die Frau, von der der Abdruck stammte, musste meine Mutter gewesen sein, die auf diese Weise Lippenstift abgetupft hatte – war zu einem spöttischen Lächeln verzogen.

Zaghaft griff ich nach dem Blatt, doch bevor ich es berühren konnte, spürte ich mit dem Hinterkopf den Blick meines Vaters.

Ich zog meine Hände zurück.

»Zu wem betest du da?«, fragte mein Vater.

»Zu niemandem«, erwiderte ich.

Mein Vater trat näher, sein Schatten verdeckte meine zusammengekrümmte Gestalt.

»Ah!«, sagte mein Vater, und »Chypre«-Duft umfing mich, als er sich herunterbeugte. »Wo hast du das her?«

Das Blatt verschwand zwischen seinen dünnen, knotigen Fingern. Ein paar rasche Bewegungen, der weiche Laut von zerrissenem Papier, und auf den Boden rieselten Schnipsel. Mein Vater streifte sich die Hände ab, als wäre

das zerrissene Blatt mit einer zähen Flüssigkeit getränkt gewesen, beugte sich wieder herunter, griff nach dem Täschchen, richtete sich auf.

»Heb sie auf!«, befahl er und deutete mit der Spitze seines Hausschuhs auf die Schnipsel des Lächelns. »Zieh dich an und komm essen!« Damit wandte er sich ab und ging zur Küche.

Ich stand mit einem Ruck auf: Mein Vater wartete nicht gern.

Ich bin nicht in einer Männerwelt schlechthin groß geworden, sondern in einer Welt ausgewählter Männer. Über ihre Auswahl, Taxierung und Rangfolge bestimmte, versteht sich, mein Vater. Von welchen Kriterien er sich dabei leiten ließ, ist mir immer unverständlich geblieben. Er machte sich nicht die Mühe zu erklären, warum ein Mensch, der jahrelang sein bester Freund zu sein schien, unversehens seine Sympathie verlor, während ein anderer, mit dem er zufällig auf der Straße oder im Laden bekannt geworden war, fortan ständig eingeladen wurde. Einige von denen, die nach der willkürlichen Entscheidung meines Vaters Zutritt zu dieser Welt bekamen, konnten den Eindruck gewinnen, dass er den Tod seiner Frau allzu gleichmütig hingenommen hatte: Sie hatte sozusagen die ihr auferlegte Rolle erfüllt, ein Kind empfangen, ausgetragen, zur Welt gebracht und danach aufgehört, notwendig zu sein. Sie war spurlos verschwunden. Weder ein Foto noch irgendwelche Gegenstände gab es von ihr. Das Täschchen war nun auch verschwunden.

Wer diesen Eindruck gewann, ahnte nicht, wie nahe er der Wahrheit kam.

Hinter dem Tod meiner Mutter – hätte es doch nur für ihn gegolten! – stand ein Geheimnis. Alle Geheimnisse,

alle Knoten und Knötchen, alle Fäden führten zu meinem Vater. Sie unterschieden sich nach Größe, Stärke und Bedeutung. Sie umgaben ihn wie ein Kokon. Er ruhte darin wie ein seltsames Insekt, das sich auf den abschließenden Akt seiner Metamorphosen vorbereitet, selbstgefällig, streng, einsam. Wie der letzte Vertreter einer aussterbenden Art, der nur dazu lebte, dass die Art, besser gesagt, die Gattung, nicht aufhörte zu existieren.

Ich wartete von Tag zu Tag darauf, dass mein Vater wenigstens ein Geheimnis preisgab, wenigstens das harmloseste, um mich dann in immer abgründigere Dinge einzuweißen. Das geschah nicht, ich scheute mich, als Erster die Sprache darauf zu bringen, danach zu fragen, als Erster den Schritt zu tun, und dachte, die Zeit sei einfach noch nicht gekommen.

Doch langsam wurde ich größer und fühlte mich von meinem Vater immer mehr eingeengt. Wozu dieses Eingeengtsein nötig sein sollte, konnte ich nicht recht verstehen. Ich spürte nur den Druck, die aufdringliche Bevormundung meines Vaters, der auf jeden meiner Schritte ein wachsames Auge hatte. Die Grenzen waren fließend, unbestimmt. In dem einen Fall wurde mein Handeln gutgeheißen, in einem anderen, völlig gleich gearteten, gerügt.

Mein Vater schlug mich nie, doch seine Strafen waren hart: Er verhängte Stubenarrest, ließ mich mehrmals täglich die Fußböden wischen. Oder – was am schlimmsten war – er kontrollierte persönlich meine Hausaufgaben, penibel, bis zum letzten Buchstaben. Er machte es mir zur Pflicht, gut zu lernen. Ja, gut – nicht sehr gut: Neben sehr guten Noten in den einen Fächern leistete ich mir, von meinem Vater dazu angehalten, in anderen ein Gut

oder sogar ein Befriedigend. Mein Vater wollte nicht, dass ich Bestschüler war, und verhinderte mit dem Bremsen meines Lerneifers, dass ich den Abschluss mit Medaille machte. Er schien mich nach einem nur ihm bekannten Plan formen zu wollen.

Weder tadelte noch lobte er mich ausdrücklich. Überhaupt redete er mit mir, seiner Gewohnheit entsprechend, in kurzen, gestanzten Sätzen. Dafür hörte er sich gern an, was in der Schule gewesen war, wobei er alles bis in die kleinsten Einzelheiten beschrieb, alle, die ich erwähnte, beurteilt haben wollte und verlangte, ich solle mir mal überlegen, was dieser oder jener – Klassenkamerad, Lehrer – hätte tun können, aber nicht getan hatte, und erklären, warum sich der Betreffende so und nicht anders verhalten hatte.

Männer gab es unter den Lehrern nur wenige, und mein Vater musste sich damit abfinden, dass das Wort »sie« in meinen Reden ständig vorkam. Die Lehrerinnen waren für ihn jedoch im Grunde geschlechtslose Wesen, die einfach für das eine oder andere Unterrichtsfach standen. Er wollte, dass ich in der Chemielehrerin Wasserstoffmolekülketten, in der Lehrerin für Literatur und Russisch ein Gemisch aus schablonenhaften Mustern literarischer Helden und grammatischen Fällen, in der Mathematiklehrerin einen Haufen Formeln sah.

Nicht nur, dass ich nichts über die Mädchen aus unserer Klasse erzählen durfte, er duldete nicht einmal ihre Erwähnung. Einmal ging er sogar in die Schule, um nicht nur mit dem Klassenlehrer, sondern auch mit dem Direktor zu sprechen und zu verlangen, dass ich auf keinen Fall mit einem Mädchen auf eine Bank gesetzt würde.

Er selbst äußerte sich über Frauen als niedere Wesen, die die Bezeichnung Mensch nicht verdienten. Meine

zum ersten Mal gestellte Frage, woher die Kinder kämen, beantwortete mir mein Vater sofort ausführlich und wahrheitsgemäß. Zwar drückte er sich sehr vorsichtig aus, doch die Details, in denen er sich allmählich verding, warfen mich lange aus dem Gleis. Allmählich wurden seine Erklärungen immer offener. Zu guter Letzt begann er mit mir Gespräche zu diesem Thema von Gleich zu Gleich zu führen, das heißt als Zyniker mit einem ebensolchen Zyniker.

Sein Behüten diente, wie mir jetzt scheinen will, keineswegs dem Zweck, meine Unschuld zu bewahren. Natürlich nicht. Er befürchtete, ich könnte erkennen, dass mein Vater bei weitem nicht in allem recht hatte. Dass mir womöglich sogar Zweifel an seinen Grundsätzen kämen, dass ich feststellte: Die Männlichkeit, zu der er mich erzog, existiert nicht an sich, sie verdankt ihre Existenz der Existenz der Weiblichkeit. Indessen versuchte er, bei meiner Erziehung in allem so verfahren, als wären diese beiden Eigenschaften voneinander zu trennen, als könnte das eine ohne das andere sein.

Eines Tages ging meinem Vater die Fruchtlosigkeit seiner Lehren auf: Es stellte sich heraus, dass das Kostbarste für mich die auf so dumme Weise ums Leben gekommene Lisa aus dem Nebenaufgang war: Er kam unverhofft aus seinem Verlag nach Hause und überraschte uns. Nein, nein, wir saßen bereits einfach nebeneinander am Schreibtisch, in meinem Zimmer, doch ihm war sofort alles klar.

Er kreuzte von hinten auf, bemerkte, dass sich unsere Köpfe berührten, dass Lisas Hand auf meiner Schulter lag. Er räusperte sich. Wir fuhren hoch.

»Guten Tag!«, sagte Lisa.

Er gab keine Antwort, sog nur geräuschvoll Luft durch die Nase ein.

»Guten Tag!«, wiederholte Lisa.

»Jaaa ...«, sagte mein Vater, drehte sich um und ging, noch aufrechter, noch hagerer wirkend, zur Anrichte im großen Zimmer.

»Ich habe mich erkältet«, murmelte er vor sich hin, während er eine Schachtel mit Medikamenten herausnahm, »Fieber ... Eine Epidemie greift um sich, ein Virus ...« Und er rief in die geschnitzte Tür der Anrichte:

»Genka! Bring mir Wasser!«

Nach der Geschichte mit der Messerstecherei, nach Lisas Tod, nachdem mich sein ehemaliger Kollege gerettet hatte, musste er einsehen, dass früher oder später eine neue Lisa auftauchen würde. Er tarnte sich, versuchte den Eindruck zu erwecken, es gehe ihm darum, meinen Kummer und mein Leid zu lindern, als er alles über Lisa wissen wollte, mich bis ins Kleinste ausfragte.

Ich sprach mich aus. Vertraute mich meinem Vater an. Er war ein dankbarer Zuhörer. Lisas Bild verfiel sich jedoch in den Worten, wurde konturlos, lief Gefahr, durch den geringsten Lufthauch zu zerfließen, sich gänzlich aufzulösen. Mein Vater zog es in sich hinein wie ein Strudel. Er erfasste den kritischen Moment mit feinem Gespür und sorgte für Durchzug: Eines Abends warf er sich in Schale, zog seinen neuen Sommermantel an, setzte sich seinen Hut keck aufs Ohr, verließ die Wohnung und kehrte kurz darauf mit einer Frau zurück.

Diese Frau – ich merkte sofort, dass es zwischen ihm und ihr eine Abmachung gab, dass sie und mein Vater ein mir zunächst unverständliches Schauspiel boten – war groß gewachsen, vollbusig, langbeinig. Sie rauchte – rau-

chende Frauen waren nach Aussage meines Vaters schlicht Teufelinnen –, lachte laut, ließ sich bereitwillig Sekt in ein hohes Kelchglas schenken, betrachtete mich mit leicht zusammengekniffenen Augen und stülpte die Unterlippe vor, sodass sich an ihrem Kinn gleich zwei Grübchen bildeten. Sie war mir unangenehm, duftete aber nach Veilchen, und auf der neben das Besteck hingeworfenen Serviette hinterließ sie den Abdruck ihres Lächelns.

Mein Vater goss nicht nur ihr, sondern auch mir ein, was früher nie geschehen war. Ich bekam einen Schwips. Mir drehte sich alles vor den Augen.

Mein Vater schaltete den Plattenspieler ein, und zum Gesang Robertino Lorettis begann ich mit dieser Frau zu tanzen. Der Veilchenduft – eine Erinnerung an das mit Glasperlen bestickte Täschchen – umfing mich. Sie knetete meine Schultern. Ich trat ungeschickt von einem Fuß auf den anderen, trat auch sie, sie machte »oi« und lachte wieder laut.

Wir setzten uns an den Tisch, und mein Vater füllte unsere Gläser nach. Unter dem Tischtuch legte sich ihre Hand wie zufällig auf meinen Schenkel, zog sich jedoch nicht zurück, sondern blieb, kroch höher.

»Ich gehe Zigaretten kaufen!«, sagte mein Vater und stand auf.

Sie drehte sich nicht einmal nach ihm um, ich wollte es tun, doch ihre Finger, die meine Hose aufknöpften, schienen sich in mich hineinwühlen zu wollen. Ich war bewegungsunfähig gemacht.

»Du hast doch welche ...«, konnte ich ihm nur noch nachrufen.

Mein Vater klappte die Tür zu.

Was war mein Vater? Ein Monster? Ein Verrückter? Ein gefühlloser Tollkopf?

Weder das eine noch das andere noch das Dritte. Er war lediglich ein abgearbeiteter Fotograf eines Fachverlages. Ein Mensch, der gern gut aß. Und nach dem Essen gern ein Schläfchen machte. Ein Mensch, der gern einen trank, aber in Maßen. Der schöne Sachen liebte, sich gern gut kleidete. Wobei er oft zu Kleidungsstücken griff, die nicht neu waren. Er verstand sich darauf, in An-und-Verkauf-Läden unter lauter Plunder unfehlbar die überraschendsten Funde zu machen: einen deutschen Ledermantel, ein Jackett von Ted Lapidus mit Wildlederflicken an den Ellbogen, wer weiß wie in das Regal gelangte »Timberland«-Schuhe mit Krepptsohle und zweifarbigen Schnürsenkeln, dunkelgelb und schwarz.

Mein Vater hatte Geschmack.

Er wollte mich lediglich so erziehen, wie er es für nötig hielt. Wahrscheinlich hatte er ein Recht dazu. Umso mehr als es das Einzige war, was ihm blieb. In allem Übrigen hatte mein Vater nur Niederlagen aufzuweisen. Bei seinem Sohn wollte er keinen Misserfolg erleben. Er war ein von irgendeiner Furcht erfüllter, ein Geheimnis verbergender, sich plusternder Versager, der mir Selbstsicherheit und Vertrauen auf meine Kraft anzuerziehen suchte.

Nachdem ich von der NKWD/MGB-Vergangenheit meines Vaters erfahren hatte, davon, dass teure, gepflegte Nutten aus dem Flussrestaurant von nebenan ihm mit Ehrfurcht und Argwohn begegneten, dass er auch Menschen fotografierte, aber nur solche, denen er den Zutritt zu seinem Haus zu verweigern beabsichtigte oder mit denen zu verkehren für ihn unnütz geworden war, schöpfte ich Verdacht: Das Geheimnis seiner Tätigkeit in den Organen diente als Tarnung für ein anderes, bedeut-

sames Geheimnis. Ich versuchte dahinterzukommen,
ohne zunächst einen Anhaltspunkt zu haben.

Zweites Kapitel

Seine Karriere beim NKWD hatte mein Vater im Herbst des Jahres vierunddreißig begonnen. Am Ende eines nasskalten Tages betrat ein Mann mit hochgeschlagenem Mantelkragen und Schirmmütze das Atelier. Ein absoluter Durchschnittsmensch. Mit knarrenden neuen Stiefeln trat er an Zippora Abramownas Tischchen heran und erkundigte sich, ob er den Leiter sprechen könne.

Zippora Abramowna ahnte nichts Böses. An diesem Tag war mein Vater Leiter und einziger Fotograf im Atelier: Der Chef befand sich schon seit ein paar Wochen mit einem heftigen Hexenschuss zu Hause, der zweite Fotograf, Rudolf Miller, mein Großvater, schwebte, mit einer Lungenentzündung im Krankenhaus, zwischen Leben und Tod.

Es hatte sich so gefügt, dass an diesem Tag sein Sohn, der vor kurzem noch Lehrling gewesen war, beide schwere Bürden tragen musste. Zippora Abramowna drückte den Klingelknopf, und mein Vater kam zu dem Besucher heraus.

»Wollen wir uns fotografieren lassen?«, fragte mein Vater.

»Nein, nicht jetzt gleich ...«

»Gut.« Mein Vater seufzte. »Ich hole bloß die Kamera ...«

Solche Leute waren schon ein paarmal hier erschienen, sie wollten den Leiter sprechen, woraufhin einer der im Atelier arbeitenden Fotografen losfuhr, um Aufnahmen

von Bestarbeiten, Beststudentinnen, Sportlern, von Konferenzen, festlichen Versammlungen, von Inbetriebnahmen und Vorzeigeleistungen zu machen. Solche Aufträge außerhalb des Ateliers war mein Vater gewohnt.

Als er mit dem Stativ und einem die Kamera enthaltenden großen Holzkasten wieder erschien, saß der Besucher mit übergeschlagenen Beinen Zippora Abramowna gegenüber, rauchte und betrachtete die Fotos an den Wänden.

»Hervorragende Qualität!«, sagte er. »Ihre Aufnahmen?«

»Ja«, bestätigte mein Vater stolz. »Unser Atelier ist eines der besten.«

Der Besucher stand auf und stülpte sich die Mütze auf den Kopf. Wäre mein Vater nicht von klischeehaftem Denken beherrscht gewesen, hätte er bemerkt, dass Zippora Abramowna vor Schrecken wie gelähmt dasaß und das dicke Heft, in das sie die Kunden eintrug, seltsamerweise aus der Manteltasche des Besuchers herausguckte.

»Fahren wir?«, fragte mein Vater.

»Jajaja!« Der Besucher nickte Zippora Abramowna zu, ließ meinen Vater vorangehen, und die Tür des Ateliers fiel hinter ihnen ins Schloss.

Erst als das Glöckchen über der Tür verstummt war, erhob sich Zippora Abramowna langsam von ihrem Stuhl, zog die Tischschublade auf, nahm das Schild mit der Aufschrift »Geschlossen« heraus und hängte es an die Tür. Dann schlug sie die Hände vors Gesicht.

Das alles sah mein Vater nicht. Aus dem Atelier auf die Straße getreten, setzten er und der Besucher sich sofort in ein mit laufendem Motor wartendes Auto, die Tür klappte zu, der Fahrer brauste davon. Meinem Vater fielen die mit

dunklem Papier zugeklebten Scheiben auf und dass ihn und den Besucher, der neben ihm Platz genommen hatte, eine lichtundurchlässige Trennwand vom Fahrer abschirmte.

»Wohin fahren wir?«, fragte mein immer noch nichts argwöhnender Vater.

»Nicht weit«, antwortete der Besucher und hieb meinem Vater mit einem kurzen Schlag aus breiten Schultern die Faust ins Gesicht, dass er augenblicklich das Bewusstsein verlor und erst in der Zelle wieder zu sich kam.

In dem Büro, in das er am folgenden Morgen gebracht wurde, saß der falsche Besucher, jetzt in Uniform, an einem Tisch und schrieb, den Federhalter häufig ins Tintenfass tauchend, dazu an einem Tischchen gleich neben der Tür eine Stenotypistin. Der Wächter, der meinen Vater hereingeführt hatte, wies auf den Stuhl gegenüber dem Tisch und ging hinaus.

Mein Vater hob den Blick und versuchte ihn eine Weile auf den Scheitel des über den Tisch gebeugten Mannes zu heften. Nachdem er das aufgegeben hatte, senkte er den Kopf, um seine schnürsenkellosen Schuhe zu betrachten. Die große Uhr an der Wand tickte. Von Zeit zu Zeit hüstelte hinter seinem Rücken die Stenotypistin. Endlich riss sich der an dem Tisch Sitzende von seinen Papieren los, sah meinen Vater an und lächelte breit und freundlich.

»Wie haben Sie geschlafen, Genrich Rudolfowitsch?«, erkundigte er sich.

»Danke, gut«, flüsterte mein Vater.

»Wie, wie?«

»Danke«, sagte mein Vater schon lauter. »Ich habe gut geschlafen.«

»Na, prima!« Der falsche Besucher stand auf, zog seinen Schulterriemen zurecht, umrundete den Tisch und

baute sich vor meinem Vater auf. »Ich heiße ... Wir haben uns ja noch nicht bekannt gemacht, nicht wahr? Ja ... Ja, haben wir nicht. Entschuldigen Sie! Ich heiße Boris Vikentjewitsch.«

»Genrich ...«, setzte mein Vater an und verstummte.

Boris Vikentjewitsch setzte sich auf die Tischecke, wobei er gegen den Becher mit den Bleistiften stieß. Der Becher fiel um, mein Vater zuckte zusammen, aber Boris Vikentjewitsch bemerkte seine Ungeschicklichkeit nicht: Die Hände vor der Brust verschränkt, sah er meinem Vater aufmerksam ins Gesicht, und offenbar fiel die Betrachtung zu seiner Zufriedenheit aus.

»Sie müssen sich rasieren, Miller«, sagte er.

Die Stenotypistin begann wieder zu husteln, und Boris Vikentjewitsch wandte seinen Blick mit einem freundlichen Lächeln ihr zu.

»Sie können gehen, Rogosina. Danke!«

Mein Vater hörte, wie hinter seinem Rücken der Stuhl gerückt wurde, die Stenotypistin aufstand und nach ihren Papieren griff.

»Lassen Sie sie liegen!«, sagte Boris Vikentjewitsch über den Kopf meines Vaters hinweg. »Sie sollen sie liegen lassen, sagte ich! Gehen Sie, Rogosina, gehen Sie!«

Die Tür klappte leise zu. Mein Vater warf einen begehrlichen Blick auf das Glas mit dem abkühlenden Tee auf dem Tisch. Boris Vikentjewitsch folgte der Richtung seines Blickes.

»Sie kommen noch zu Ihrem Tee«, sagte er und umfasste nachdenklich sein spitzes Kinn mit der großen feingliedrigen Hand. »Die Besucher deines Ateliers, Miller, sterben also wie die Fliegen? Ja?«, sagte er nach einer Pause. »Sie sterben ... Erklärungen kann es für diese betrübliche Tatsache nur zwei geben. Die erste Erklärung –

ein reiner Zufall. Bei einigen ist einfach die Zeit abgelaufen, und sie haben, natürlich ohne es zu ahnen, beschlossen, sich fotografieren zu lassen. Als bleibende Erinnerung sozusagen. Sie haben sich fotografieren lassen ...«

»Ich unterschreibe. Ich unterschreibe alles!«, sagte mein Vater plötzlich mit hoher, überkippender Stimme.

»Du unterschreibst, du unterschreibst. Lass dir nur Zeit. Du bist ja noch so jung. Du brauchst dich nicht zu übereilen. Keine Hast! Hör zu, das ist doch so interessant! Die zweite Erklärung – Schädlingstätigkeit. Jemand, mit größter Wahrscheinlichkeit du, Miller, vergiftet die Besucher mit so etwas ...«

»Ja!«, hauchte mein Vater.

»Schweig, schweig! Du bekommst noch Gelegenheit, alles zu erzählen. Mit so etwas ...« Die Hände auf die Tischkante gestützt, beugte sich Boris Vikentjewitsch vor. »Aber die Todesursachen sind bei deinen Besuchern ja ganz verschieden, nicht wahr? Einer bekam einen Schlaganfall, jemand anderes hat sich mit siedendem Wasser verbrüht, und so weiter und so fort, Miller. Sieht gar nicht nach Schädlingstätigkeit aus, wie, Miller?«

»Nein! Das heißt, ja! Sieht danach aus! Oh! Sieht nicht danach aus ...«

»Sag ich ja, Miller! Eine sonderbare Geschichte, wie?« Boris Vikentjewitsch hockte sich vor den Stuhl hin. »Eine sehr sonderbare ... Ich fühle, dass es kein Zufall ist, aber nach Schädlingstätigkeit sieht das nicht aus! Ihr seid zu dritt, aber wer stirbt, der ist von dir oder deinem Vater fotografiert worden. Und zwar wurden diese Leute nicht nur fotografiert, ihr habt die Fotos auch noch retuschiert. Wie verhält sich denn das, hm?«

»Ich weiß nicht. Ich höre zum ersten Mal davon! Aber ich tue alles, was Sie sagen. Alles! Ich werde unterschreiben ... Namen nennen ... Angaben machen ...«

»Weißt du, Miller, mir kommt da eine Idee. Ebenso sonderbar wie die Geschichte mit den Besuchern deines Fotoateliers ...«

»Es ist nicht meins!«

»Ich weiß, ich weiß ... Der Verwaltung für kommunales Dienstleistungswesen gehört es. Ich weiß!«

Boris Vikentjewitsch stand auf, brachte aus der Tasche seiner Stiefelhosen ein festes Papierstück zum Vorschein und ging zum Tisch der Stenotypistin.

»Wir beide werden jetzt mal prüfen, was an meiner Idee dran ist. Du machst, was ich sage, dann wirst du weggebracht. Bald wird sich herausstellen, ob meine Idee richtig ist oder nicht. Falls nicht, wird deine Situation nicht beneidenswert sein. Wenn ja, ist die Sache zu überlegen ...«

Mein Vater hörte, wie Boris Vikentjewitsch mit den Fingerknöcheln auf den Tisch der Stenotypistin klopfte.

»Aber wie dem auch sei, Miller, beneidenswert wird deine Situation in keinem Fall sein! Komm her!«

Mein Vater wandte sich um: Boris Vikentjewitsch stand am Tisch.

»Was habe ich gesagt?!«

Mein Vater erhob sich und trat zum Tisch der Stenotypistin.

»Setz dich!«

Mein Vater setzte sich auf den noch warmen Stuhl.

»Hier! Nimm!«

Mein Vater blickte auf. Boris Vikentjewitsch reichte ihm mit der einen Hand eine geschärfte Lanzette, mit der

anderen drehte er das Papier rasch um und legte es auf den Tisch – es war ein Foto der Stenotypistin.

»Das, Miller, ist die Rogosina. Sinotschka. Nimm die Lanzette!« Boris Vikentjewitsch stand über meinen Vater geneigt. »Mit wem rede ich, du Hund? Nimm! Nimm, und fang an!«

Mein Vater griff widerstrebend nach der Lanzette.

»Warum ich?«, fragte er.

»Soll ich es sagen? Ich sag's dir ...« Boris Vikentjewitschs Hand legte sich sanft auf die Schulter meines Vaters. »Du bist allein geblieben. Dein Väterchen ist gestern hinübergegangen. Herzliches Beileid!«

Meinem Vater blieb die Luft weg, doch da packte Boris Vikentjewitsch ihn beim Hals und bog ihn zum Tisch hinunter.

»Fang an! Wenn du es hinkriegst ... Wenn du es hinkriegst! Du ahnst noch nichts von deinem Glück, du Dämel!«

So oder etwa so stelle ich mir jetzt die Anstellung meines Vaters beim NKWD vor. Er war überrumpelt worden, obwohl, Gründe zu bluffen hatte Boris Vikentjewitsch mehr als genug. Mein Vater hatte sich überfahren lassen, und danach kam er aus der Sache nicht mehr heraus. Die Organe, genauer gesagt, einige ihrer besonders scharf blickenden Mitarbeiter, brauchten ihn. Diese Mitarbeiter – es war kaum anzunehmen, dass Boris Vikentjewitsch die Initiative auf eigene Faust ergriffen hatte – beabsichtigten, sich die Gabe meines Vaters voll zunutze zu machen. Was sie auch taten.

Als die von meinem Vater mitgebrachte Frau in meiner Hose herumfummelte, mir mit ihrem Gedrücke mehr wehtat, als dass ich Lust empfand, stellte ich mir die Geschichte des Dienstantritts meines Vaters allerdings etwas

anders vor. Damals war ich noch nicht frei von meinen jugendlichen Illusionen – ob ich heute frei von Illusionen bin, ist eine andere Frage –, damals entsprach mein Verhältnis zu den Organen dem aller anderen: eine Mischung aus Angst und instinktiver Hochachtung. Meine Freunde, von deren Verwandten mindestens einer Repressalien ausgesetzt war, befanden sich merkwürdigerweise in derselben Verfassung.

Gerade erst war ich Gericht und Gefängnis entgangen, gerade erst hatten sich meine Schulfreunde, die mit meiner Verurteilung gerechnet hatten – aus irgendeinem Grund wünschten sie mir das Unglück an den Hals –, einer wie der andere von mir abgewandt, und ich glaubte, mein Vater sei entweder vom Komsomol zu den Organen delegiert worden oder durch eine Anwerbungsaktion unter der Arbeiterjugend zu diesem Dienst gekommen.

Doch mein Vater hatte weder dem Kommunistischen Jugendverband noch der Arbeiterjugend jemals angehört.

Sein Vater und sein Großvater waren Fotografen gewesen, und der Fotografenberuf hatte sich auf ihn vererbt. Er hätte gar nichts anderes werden können: Es war schließlich eine Frage der Tradition, und selbst bei den ossifizierten Baltendeutschen galt der Wille der Eltern noch etwas. Mein Vater trat ebenso in die Fußstapfen seines Vaters, wie dessen Vater es seinerseits getan hatte.

Mich jedoch versuchte mein Vater auf einen anderen Weg zu bringen. Jetzt ist mir klar – er befürchtete zu Recht, dass seine Gabe auf mich übergegangen war, so wie er sie von meinem Großvater geerbt hatte. Er befürchtete es, war aber im Grunde seines Herzens neugierig, was ich daraus machen und ob ich mich der damit verbundenen Bürde gewachsen zeigen würde.

Mein Vater hatte seine Gabe zur Gänze genutzt. Dass er mir seine Fähigkeiten nicht wenigstens teilweise vererbt hatte, konnte er doch wohl nicht ernsthaft annehmen. Mir riet er, ein Studium am Institut für Erdöl und Erdgas aufzunehmen. Sehr wahrscheinlich, dass ich, hätte ich auf meinen Vater gehört, jetzt in irgendeiner Firma tätig wäre und Europa bereisen würde. Möglicherweise wäre meine Gabe dann zufällig, zu spät oder auch gar nicht manifest geworden.

»Fotografierst du auch?«, erkundigte sich die Frau, die endlich meine völlige Apathie bemerkte.

Sie zog ihre Hand auf den Tisch zurück und griff nach dem Glas.

»Ja«, erwiderte ich. »Meinem Vater gefällt das bloß nicht. Er möchte nicht, dass ich Fotograf werde.«

»Sondern?« Sie nahm einen Schluck Sekt.

»Er will, dass ich ... dass ich Ingenieur werde.«

»Ein guter Beruf!« Sie grinste beifällig und zündete sich eine »Femina« an, die sie in ein Bernsteinmundstück gesteckt hatte.

Ich hätte auch gern geraucht, hatte aber Angst, dass mein Vater zurückkommen und mich dabei ertappen könnte. Sie schnippte mir die rote Zigarettenschachtel hin. Als hätte sie meine Gedanken gelesen.

»Rauch!«, sagte sie.

Wir rauchten zusammen. Ich machte zu tiefe Züge, und mir schwindelte der Kopf.

»Genug geraucht?«, fragte sie.

»Ja.« Ich drückte die Kippe aus.

»Na, dann fotografier mich!« Mit diesen Worten stand sie auf.

Wir gingen in mein Zimmer, ich öffnete den Schrank und nahm die »Moskwa-5«, ein Geschenk meines Vaters,

heraus. Die Frau stand daneben und betrachtete mich gleichmütig.

»Besser wäre es, die ›Linhof‹ meines Vaters mit Stativ zu nehmen. Und seine Soffitten. Bei meiner ist der Film nicht empfindlich genug«, sagte ich.

»Mhm!« Sie nickte, nahm mir die Kamera ab und stieß mich aufs Bett.

Ich interessierte sie überhaupt nicht, doch sie war nun einmal von meinem Vater engagiert worden und musste ihre Leistung bringen. Sie strampelte sich ein bisschen ab, erreichte die nötige Erregung, schob ihr Kleid hoch, zog den Slip aus und senkte sich auf mich herab.

Da war etwas Großes und Nasses. Sonst hatte ich keinerlei Empfindungen. Ich kam irgendwie heimlich, ohne mich zu verraten, mit unverändertem Gesichtsausdruck, der bestimmt unsäglich dumm war.

Endlich nahm sie wahr, dass es sich ausgehüpft hatte, stieg herunter, steckte sich die Hand zwischen die Beine und ging mit klappernden Absätzen ins Badezimmer. Ich setzte mich auf und betrachtete meine Blöße. Ich war ganz nass und angewidert, mich fröstelte. Ich zog die Hosen an, stand auf und ging ins große Zimmer.

Die Frau stand bereits am Tisch und trank ihre Sektneige.

»Was ist mit Fotografieren?«, fragte ich und lächelte wohl, obwohl ich sie am liebsten totgeschlagen hätte.

»Ein andermal!« Sie stellte das Glas auf den Tisch, warf die Zigaretten in ihre Handtasche und ging zum Korridor.

»Mach mir die Tür auf!«, befahl sie.

Ich öffnete, sie tätschelte mir die Wange, bat, meinem Vater einen Gruß auszurichten, und verschwand.

Mein Vater wollte tatsächlich nicht, dass ich in seine Fußstapfen trat. Doch offenbar saß etwas in ihm, irgendein baltendeutscher Archetyp, der ihn daran hinderte, seinem Sohn den Wunsch zu verwehren, das Werk des Vaters fortzuführen.

Die »Smena«, die er mir schenkte, war der Prüfstein. Er wollte sehen, was ich damit machen, ob ich sie nicht einfach im Regal einstauben lassen würde.

Ich ließ sie nicht einstauben. Wie besessen lief ich mit ihr durch die Gegend, knipste unentwegt, davon überzeugt, dass es mir gelingen würde, den schönen Ausschnitt, den ich sah, der sich mir etwas entstellt im Sucher darbot, auf den Film zu bannen und dann Abzüge zu machen. Das klappte nicht. Meine Fotos waren nicht einmal schülerhaft. Sie waren so schlecht, dass mein Vater als Profi solche Stümperei nicht länger ertrug. Er begann mir zu helfen: zunächst mit Rat, dann auch durch Tat.

Durch das, was er mir erklärte, was er zu berichten wusste, war ich wie verzaubert. Ganz zu schweigen von seinen Kameras, seiner Ausrüstung. Seiner Beutekamera, der »Zeiss Ikon« 6x9 mit verstellbarer Objektivstandarte, der »Zeiss Super Iconta« mit Synchro-Compur-Verschluss und fünf Wechselobjektiven von Rodenstock! Doch sein Stolz war natürlich die »Linhof« mit Objektivplatte, mit in allen Ebenen schwenkbarer Mattscheibe, mit doppeltem Bodenauszug, der den Maßstab 1:1 ermöglichte.

Wenn mein Vater zu seinen Erdöl-und-Erdgas-Dienstreisen aufbrach, war er komplett ausgerüstet mit Behältern, gefüllt mit Entwickler, Wasser und Fixiermittel, wobei er den Entwickler besonders sorgfältig zubereitete, mit doppelt destilliertem Wasser.

Jemand, erinnere ich mich, empfahl ihm, dem Entwickler – er verwendete immer Rodinal – benzolsulfon-

saures Natrium zuzusetzen, 25 Milliliter einer 0,1-prozentigen Lösung pro Liter Entwickler. Mein Vater blätterte lange in Handbüchern, kam zu dem Schluss, dass der Rat gut war, konnte dieses Natrium jedoch nicht aufreiben.

Die Belichtung bekam er allein besser hin als mit irgendeinem Belichtungsmesser, Architektur fotografierte er so, dass niemand herausfand, wie er das schaffte – er machte vier Aufnahmen, morgens, mittags, abends und nachts, von ein und derselben Stelle aus, und legte sie bei der Anfertigung der Fotos übereinander. Dass er auch Menschen fotografierte, gab er nie zu. Ich durfte es tun, und mein erstes Modell war natürlich Lisa.

Nachdem sie auf so dumme Weise ums Leben gekommen war und nach der albernsten Idee, die mir von meinem Vater zu geführte Nutte zu fotografieren, konnte ich meine Apparate nicht mehr sehen, und ihn auch nicht. Lustlos brachte ich die zehnte Klasse hinter mich, kam mehr schlecht als recht durch die Abschlussprüfungen, versuchte es, eher dem Trägheitsgesetz gehorchend, mit den Aufnahmeprüfungen am Institut, wurde aber nicht genommen. Das Jahr vor der Armee arbeitete ich als Bote in dem Verlag meines Vaters, und in unverändert lethargischer Verfassung trat ich meinen Wehrdienst an.

In der Armee lebte mein Faible fürs Fotografieren wieder auf, das Motiv war allerdings reiner Selbsterhaltungstrieb: besser Fotograf beim Stab als durch den Dreck des Übungsgeländes robben. Wie sich herausstellte, war ich nicht umsonst bei meinem Vater in die Lehre gegangen, der Oberleutnant, der unter mehreren Bewerbern auszuwählen hatte, wurde auf mich aufmerksam, und ich tat in der Folge alles, um sein Vertrauen zu rechtfertigen. Ich

fotografierte mit einer »Pentacon«, deren Filmtransportmechanismus nicht richtig funktionierte. Eine andere Kamera gab es nicht, mit der Reparatur kamen die Köhner bei der Armee nicht klar. Auf eine gelungene Aufnahme entfielen fünf mit Mehrfachbelichtungen. Ich schrieb meinem Vater, er besuchte mich und gab mir genauso eine »Pentacon«, die kaputte nahm er mit. Meinen Vorgesetzten sagte ich, ich hätte die Kamera selbst repariert. Ich wurde befördert, dann noch einmal, bei der Entlassung hatte ich drei Beförderungen vorzuweisen. Die Brust voller Abzeichen, herausgefüttert mit Stabsverpflegung, mit der entsprechenden Visage. Nichts erinnerte mehr an den alten Genka Miller.

Am Tag nach meiner Rückkehr von der Armee ging mein Vater mit mir ins Restaurant. In das auf dem Wasser, gleich nebenan gelegene. Der zur Schulentlassungsfeier gekaufte Anzug war zu klein geworden, mit den viel zu kurzen Ärmeln fühlte ich mich sehr unbehaglich.

Meinem Vater hingegen stand sein hellgraues klein kariertes Tweedjackett gut. Wir saßen zu zweit am Tisch, mein Vater hielt den Kellner in Trab, warf mit Geld um sich. Er reagierte ziemlich befremdet darauf, dass ich mir, statt mich fürs Studium zu bewerben, lieber eine Arbeit suchen wollte.

»Wo?«, fragte er. »Und was für eine?«

»Als Fotograf«, antwortete ich. »Und du wirst mir helfen.«

Mein Vater beugte seinen Kopf über den Tisch, streckte eine Hand vor, nahm aus einem Schälchen eine Olive.

»Na schön«, sagte er, die Olive kauend. »Bloß komm mir hinterher nicht, gut?«

»Womit sollte ich dir denn hinterher kommen?«

»Das weiß ich auch nicht!« Mein Vater spuckte den Kern aus und sah mich an, genauso wie damals, als er seinen ehemaligen Kollegen erwartete. »Versprich mir, dass du mir hinterher nie etwas sagen wirst. Dass du mir keine Vorwürfe machst, mir keine Schuld gibst. Versprochen?«

»Versprochen!«, sagte ich achselzuckend.

»Dann ist es gut!« Und damit bestellte mein Vater Kaffee.

Das ist eigentlich die ganze Vorgeschichte. Die ganze, denn in den fast zwanzig Jahren, die seit jenem Abend in dem Flussrestaurant vergangen sind, ist eigentlich nichts Besonderes passiert, nichts, was Aufmerksamkeit verdienen würde. Ich habe versucht, den Moment einzufangen, mit dem Moment zu leben, doch erst jetzt ist mir aufgegangen, dass man in diesem Fall bloß Bilder und keinen Film des Lebens sieht. Der Vergleich mag stark übertrieben sein, aber das Leben ist eher ein Film als eine Abfolge von gelungenen, weniger geglückten oder einfach nur missratenen Bildern.

In dieser Zeit habe ich zweimal geheiratet und bin zweimal geschieden worden. Ein paarmal habe ich gutes Geld verdient, das mir schnell durch die Finger rann. Ein paarmal habe ich mich mit meinem Vater kräftig gekracht, und zwar so, dass ich glaubte, es hätte keinen Sinn mehr, dass wir uns sehen. Doch dann kam alles wieder ins Lot: Uns hielten feste Bande zusammen, und zwar nicht nur verwandtschaftliche.

Wir versöhnten uns, ich besuchte ihn wieder.

Bei ihm gab es überhaupt keine Veränderungen. Er mochte nach wie vor Restaurants, führte sein einsames Leben weiter. Nur dass er in Rente gegangen war. Seine

Kameras und seine Technik wechselten allmählich in mein Studio über. Selbst das Stativ »Studio master«, das zerlegt unter seinem Bett gelegen hatte.

Offen gestanden, hätte ich nicht geglaubt, dass ich einmal Eigentümer eines solchen Reichtums sein würde. Blitzlampen von Metz, »Leitz«-Objektive, »Agfa«-Dosen. Das Vergrößerungsgerät »Prolab D-6«. Auch Fotografen aus seriösen Institutionen tranken leidenschaftlich gern einen über den Durst.

Man brauchte nur zur nötigen Zeit am nötigen Ort zu erscheinen, und für ein, zwei, in Ausnahmefällen auch drei Flaschen brachte man in seinen Besitz, wofür man sonst jahrelang arbeiten musste.

Meine Porträts fanden langsam Anerkennung. Ohne die »Linhof«-Technik hätte ich nicht einen Bruchteil des Erfolges erreicht, der mir in den letzten Jahren beschieden war. Dann tat sich die Goldgrube mit den Mädchen auf: Wer hätte noch vor fünf, sechs Jahren geahnt, dass man für eine Aktaufnahme ein Honorar in harter Währung bekommen würde statt drei Jahre mit Vermögenseinziehung.

Drittes Kapitel

Ein Fotostudio habe ich übrigens keineswegs immer besessen.

Zum ersten Mal, ganz kurze Zeit, konnte ich nach meiner ersten Heirat in einem Studio arbeiten: Der Vater, genauer gesagt, der Stiefvater meiner ersten Frau war ein total versoffener Bildhauer. Seinerzeit gehätschelt, Schöpfer von zahlreichen Monumenten, Gedenkstätten und Denkmälern bedeutender Persönlichkeiten, hatte er völlig abgebaut. Längst zu nichts mehr fähig, verschmähte er selbst Aufträge für Standbilder von doppelt zu Helden gekürten Leuten nicht.

Unter seinen in jeder Beziehung unfertigen Monstren machte ich meine ersten Versuche mit guter Technik. Die Kälte im Atelier des Säufers war grässlich, zudem der Gestank nach Tischlerleim nicht wegzukriegen. Ich fror, meine Schwiegermutter aber sparte Holz. Ins Haus zu gehen und mich aufzuwärmen – Haus und Atelier befanden sich in Krasnaja Pachra, außerdem gab es eine Wohnung in Moskau, ein Haus in Gursuf und eine Haushälfte bei Kaliningrad an der Ostsee – widerstrebte mir: Meine Schwiegermutter führte sich auf wie die reinste Megäre, und mir dämmerte, dass mein Vater recht gehabt hatte mit seiner tiefsinnigen Feststellung: »Erst mal muss man sich immer die Mutter der Frau ansehen, die man heiraten will!«

Geld verdiente ich keins, ich saß im gemachten Nest und fotografierte ehemalige Modelle meines alkoholsüchtigen Schwiegervaters, die, ebenso alkoholsüchtig, in der Hoffnung auf ein Glas Portwein aus alter Gewohnheit im Studio aufkreuzten. Mit einer von ihnen wurde ich auch intim, und meine erste Ehe ging genauso schnell in die Brüche, wie sie geschlossen worden war: Vor der Hochzeit hatten wir uns nicht einmal einen Monat gekannt – begegnet waren wir uns in irgendeiner Gesellschaft –, zusammen blieben wir zweieinhalb, freilich ohne uns täglich zu sehen –, ich fror in Krasnaja Pachra, während meine Frau, vom Studium der Wirtschaftswissenschaften erschöpft, häufig in der Moskauer Wohnung übernachtete.

Viele Jahre später erfuhr ich von Wolochow, den ich zufällig bei einer Ausstellung in der Manege traf, wie sich das weitere Schicksal meiner ersten Frau gefügt hatte. Gleich nach der Scheidung hatte sie sich, im sechsten Monat schwanger, wiederverheiratet und das Kind in den Vereinigten Staaten zur Welt gebracht, wohin sie mit ihrem neuen Mann ausgereist war und wo Wolochow, zu der Zeit ein vielversprechender Auslandskorrespondent, in Wirklichkeit aber wahrscheinlich ein verkappter Spion, sein entbehrungsreiches Wirken begann.

»Dein Kind?«, fragte Wolochow.

Ich zuckte die Schultern, und Wolochow bemerkte, ein Trost sei die automatisch erlangte Staatsangehörigkeit des Kindes.

»Junge? Mädchen?«, wollte ich wissen.

»Junge«, erwiderte Wolochow.

»Sieht er mir ähnlich?«

»Der Blick ist eindeutig deiner. Genauso suchend ...«

Ich bemühte mich, mir das Gesicht meiner ersten Frau ins Gedächtnis zu rufen. Vergebens.

Anscheinend spiegelte sich die Anstrengung in meinem Gesicht: Wolochow verzog mitfühlend den Mund, klopfte mir auf die Schulter und ging weiter.

Für lange Jahre musste ich meinen Traum von einem eigenen Studio aufgeben. Erst zum Ende der seligen Perestroika-Zeit, nach endloser Plackerei in dem Verlag, in dem mein Vater rackerte, bei der Zeitung und für Auslandsagenturen begann er Wirklichkeit zu werden.

Einige Kontakte meines Vaters, und zwar solche, von denen es am wenigsten zu erwarten gewesen war, hatten sich erhalten. Er rief an und sagte:

»Du fährst zur Kreisbetriebsverwaltung 12, dort fragst du nach Galina. Sie weiß Bescheid. Das Geld habe ich bezahlt.«

»Wie viel?«, fragte ich für alle Fälle.

Mein Vater lachte:

»Wir werden uns schon einigen!«

Ich fuhr hin und fragte mich zu Galina durch.

»Mhm!«, sagte sie, und wir machten uns auf zur Besichtigung der Räumlichkeiten. Eine gründliche Renovierung war erforderlich, doch die Investition sollte sich bezahlt machen.

Und dann, an einem Maiabend, fuhren in den Hof des alten u-förmigen Wohnblocks, der mit seiner ramponierten Fassade nach der Uferstraße ging, mit dem linken Flügel nach einer stillen Gasse und mit dem rechten nach einer ziemlich belebten Straße, durch die Toreinfahrt zwei Lastwagen. In das alte Haus zog ein neuer Mieter ein. Dieser Mieter war ich.

Galina – weswegen sich diese verkrümmte Frau meinem Vater verpflichtet gefühlt hatte, erfuhr ich nie – setzte mich über die im Haus herrschenden Stimmungen ins Bild, erzählte mir eine Menge Klatsch. Ihrer Darstellung zufolge gingen die Meinungen der Hausbewohner zu meinem Einzug auseinander.

Die überwiegende Mehrheit fand, dass ich zu ausgeflippt sei. Nach dem Tod des Hauswarts – Rufat, der wieder einmal die Schlüssel verloren hatte, war bei zwanzig Grad minus auf der Bank am Hauseingang eingeschlafen – hatte allerdings niemand Anspruch auf die Wohnung erhoben. Erstens wussten alle, dass in sie aller Wahrscheinlichkeit nach ein neuer Hauswart einziehen würde. Zweitens erinnerten sich alle an Rufats Söhne, Nil und Rais, die derzeit – Nil für fünf, Rais für sieben lange Jahre – wegen fortwährender Straftaten im Knast zu Hause waren, aber angekündigt hatten, zurückzukehren und was ihnen zustand auf keinen Fall jemand anders zu überlassen. Drittens war es völlig unmöglich, in Rufats Zimmern zu wohnen, und für die Renovierung hatte keiner der Mieter das nötige Geld. Das Haus war nicht gerade komfortabel, lag aber direkt im Zentrum.

Die Renovierung deichselte ich schnell, doch kurz vor ihrem Abschluss, als noch ganze drei Tage blieben, starben die beiden alten Frauen in der Wohnung gegenüber. Ich kam auf die Idee, deswegen mit Galina zu reden, sie sagte mir, wer zu schmieren war – meinen Vater wollte ich lieber aus dem Spiel lassen –, und ehe man sich's versah, hatte ich mich praktisch über das ganze Erdgeschoss ausgedehnt.

Damit erreichte die Renovierung ein neues, höheres Niveau, und schon Ende Mai verfügte ich über ein tolles Appartement mit Studio, Küche, Wohnzimmer, Schlaf-

zimmer, Arbeitszimmer. Durch eine im Treppenhaus eingezogene Trennwand wohnte ich separat, außerdem hatte ich einen Durchbruch machen lassen, und durch die eingebaute Tür gelangte ich über eine kleine Vortreppe zu einer grünen Hofanlage mit Linden. Eine ganze Brigade arbeitete für mich, ich konnte mich darauf beschränken, sie anzuleiten und laufend zu beköstigen.

Nachdem ich endgültig eingezogen war – übrigens habe ich das Gefühl, dass seitdem nicht anderthalb Monate vergangen sind, sondern eine ganze Ewigkeit –, veranstaltete ich eine Einzugsfeier, zu der ich auch Galina einlud. Angetrunken,klärte sie mich – worum ich sie gar nicht gebeten hatte, mich interessierte es im Grunde einen feuchten Kehricht, wer mich mochte und wer nicht – über die definitive Kräftekonstellation in meinem neuen Haus auf. Wie sich herausstellte, gab es drei verschieden große Mietergruppen: Die erste, mittelgroße, war mir nicht grün, die zweite, kleinste, sympathisierte mit mir, der dritten, größten, war alles piepegal.

So hat es eigentlich auch zu sein: Die Mehrheit sollte der Sumpf bilden!

Echtes Wohlwollen brachten mir nur drei Leute entgegen: Andronkina aus Wohnung neun, eine herrische Frau, die in einer »Nummerfabrik«² als stellvertretende Abteilungsleiterin arbeitete, ein hagerer Exflieger mit einer Haltung, als hätte er ein Lineal verschluckt, der bei jedem Wetter eine fesch aufs Ohr gesetzte Baskenmütze trug und sich gern auf eine Bank in der Grünanlage gegenüber meiner Vortreppe setzte, um Zeitung zu lesen, und eine schrullige Frau, die eine sonderbare Einzimmerwohnung mit Fenster allein in der Küche hatte. Die

2 Der Geheimhaltung unterliegender Rüstungsbetrieb.

Schrullige, eine stattliche Dame mit formlosem Gesicht, die eine unglaubliche Zahl von Sprachen beherrschte, aber als Kassiererin im Laden »Ozean« arbeitete, sagte einmal zu Galina:

»Wir haben großes Glück, dass er in unser Haus gezogen ist. Es ist besser, solche wenigstens hin und wieder zu Gesicht zu bekommen. Sonst kann man sich auf ein Unglück gefasst machen! Aber trotzdem entgeht man dem Unglück nicht!«

Was die Ozean-Kassiererin damit meinte, begriff Galina nicht. Ich erst recht nicht.

Eingeladen waren nur wenige, doch rückte ein ganzer Pulk uneingeladen an. Irgendwelche Dämchen mit Kavalieren und ohne neidische Kollegen. Im Mittelpunkt des Beisammenseins standen mein Vater, der sich über Bilder und Rhythmen in der Landschaft ausließ, und eine gewisse Person, die mir, nachdem sie sich meine letzten Arbeiten angesehen hatte, zuhauchte:

»Sie sind der seelenloseste Mensch, den ich kenne!«

Sie war mittelgroß, ihre Nasenflügel blähten sich, ihre Augen tasteten mein Gesicht ab, mit ihrem straffen Busen drängte sie mich von den Gästen weg, in eine Ecke, und redete, redete, redete. Ich sah, über ihren Kopf hinweg, nach meinem Vater. Er stand am Fenster mit einem Glas Kognak, die Zuhörer scharten sich um ihn. Mein Vater sprach ziemlich leise, lispelte leicht – die letzte Brücke, die er sich hatte machen lassen, saß schlecht – und zog dennoch die Aufmerksamkeit meiner Gäste auf sich.

»Alles auf dieser Welt kann man nach dem Prinzip Armut/ Reichtum einteilen«, sagte mein Vater, »die Kunst auch. Einige Kunstgenres sind in rhythmischer Hinsicht arm, andere reich. Da, wo die Zeit in den Vordergrund tritt, sagen wir, in der Musik, in der Lyrik, dominiert eine

rhythmische Linie. In der Malerei und Fotografie dagegen, wo der Raum im Vordergrund steht, gibt es eine Vielzahl rhythmischer Linien, und jede lebt ihr eigenes Leben. Deshalb ist die Fotografie eine rhythmisch reichere Kunst als die rhythmisch einlinige Musik.«

Vor der busigen Person zurückweichend, zeigte ich meinem Vater den erhobenen Daumen und grinste, doch er sah mich an, als wäre ich Luft, und fuhr, ohne auf irgendwelche Einwände zu hören, fort:

»Vor allem kann der Fotograf von sich aus Rhythmen einbringen, selbst dann, wenn im Objekt ein Rhythmus fehlt oder schwach ausgeprägt ist. Zum Beispiel ist bei Naturaufnahmen das Wichtigste, der Himmel, oft völlig ausdruckslos, was das Bild rhythmisch arm macht. Deshalb hat der weitsichtige Fotograf schon seit dem vorigen Jahrhundert stets gesondert aufgenommene Wolken in Reserve, und er versteht es, sie in die fertige Komposition einzufügen. Deshalb ...«

Das Weitere hörte ich nicht, weil die Busige erreicht hatte, was sie bezweckte – sie drängte mich aus dem Studio hinaus ins Arbeitszimmer, einen kleinen, noch nicht eingerichteten Raum, wo auf der einen Seite unausgepackte Bücherkisten standen und auf der anderen leere Bücherregale.

»Von Ihnen geht Kälte aus!«, sagte sie, stellte sich auf die Zehenspitzen und versuchte mich zu umhalsen. »Ich will Sie aufwärmen. Ich will Ihnen helfen. Sie können erfrieren. Kommen Sie zu mir, kommen Sie!«

Sie drückte mich gegen die Kisten, brachte mich dazu, mich draufzusetzen, verdeckte mein Gesicht mit ihrem Busen.

»Ach!«, sagte sie. »Ach ...!«

Es gelang mir, sie wegzuschieben, ich sah sie von unten her an und fragte:

»Warum soll ich seelenlos sein?«

»Verstehst du das nicht?« Sie rückte wieder näher heran. »Nein? Du bumst doch deine Modelle! Ihre Seele ist für dich bedeutungslos! Von Bedeutung ist für dich allein ihr Körper!« Sie kauerte sich hin, ihre Brüste wogten auseinander, befreit hüpfte der zwischen ihnen hängende Anhänger ein paarmal hoch, doch dann klebte er wieder an der schweißigen Haut. »Oh, du Seelenloser!«

Ich überlegte träge, es könnte durchaus passieren, dass ich am Morgen mit dieser Frau in einem Bett aufwachte.

»Ich will dir Modell sitzen!«, sagte sie. »Ich will beweisen, dass es die Seele gibt, dass das Modell mehr ist als einfach ein Modell.«

Ich unterdrückte ein Gähnen, gab ihr einen Kuss auf die süßsalzige Wange und bat sie, Zigaretten zu holen. Sie lief mit wackelndem Hintern bereitwillig aus dem Arbeitszimmer, während ich, nachdem ich sie verschaukelt hatte, zu meinen Gästen zurückkehrte. Mein Vater schwadronierte immer noch:

»Die räumlichen Rhythmen muss man aufbauen. Die Dynamik hängt vom Übergang des Sehens von Ebene zu Ebene ab, von Gegenständen der einen zu Gegenständen der nächsten Ebene ...«

Er zwinkerte mir zu und wies mit den Augen zur gegenüberliegenden Seite des Studios: Meine Busige stand dort mit demselben verzückten Gesichtsausdruck, mit dem sie mich der Seelenlosigkeit bezichtigt hatte, und redete auf einen der Gäste ein. Mir wurde klar, dass ich am Morgen allein aufwachen würde.

Etwas war an ihren Worten doch dran: Einige meiner Modelle wurden tatsächlich mehr als bloße Modelle und quartierten sich sogar bei mir ein. Eine von ihnen, die etwa zwei Wochen nach der Einzugsfeier auftauchte, hieß Alina.

Alinas Körper und nicht der der Busigen lag neben dem meinen, als ich, wie der Zufall es so wollte, aus einem langen, schweren Traum im Abteil eines Erste-Klasse-Wagens zurückkehrte. Woher der Zug kam und wohin er fuhr, blieb unklar. Der Regen draußen machte alles schwarzweiß, oder das Schwarzweiß, das sich außerhalb des Zuges, von dem ich träumte, befand, zog die Regenfäden an. Zusammen mit mir saßen mein Vater und noch zwei Leute in dem Abteil, anscheinend Geschwister. Die beiden stritten laut über etwas, aber warum es sich handelte, war nicht zu verstehen – der Zug verlangsamte seine Fahrt, auf dem am Fenster vorbeigleitenden Bahnsteig blies in meinem Traum ein schwarzweißes Blasorchester dröhnend in sein Messing. »Vater!«, rief ich. »Worüber streiten sie? Wer ist das? Was ist das für eine Stadt da draußen?« Mein Vater, der bisher hinausgesehen hatte, wandte sich mir zu: Nach seiner verwundernten Grimasse zu urteilen, hatte auch er keine Ahnung.

Da öffnete ich die Augen.

Und schloss sie gleich wieder, als wollte ich meinen Traum zu Ende träumen. Doch der Traum war vorbei, und mit einer automatischen Bewegung streckte ich die Linke nach dem Glas mit Wasser auf dem neben dem Bett stehenden Nachtschränkchen aus. Die Augen weiterhin geschlossen, legte ich mich höher, drehte mich leicht herum, ertastete mit der anderen Hand die Alka-Seltzer-Tablette, bekam sie mit ungehorsamen Fingern zu fassen und warf sie in das Wasser.

Und öffnete die Augen: Der Anblick der vom Grund des Glases aufsteigenden Bläschen und der kleiner werdenden Tablette verlieh mir jedes Mal das Gefühl, dass selbst der schlimmste Traum niemals Wirklichkeit würde.

Ich wartete ab, bis sich die Tablette ganz aufgelöst hatte, und trank langsam das Wasser aus. Die Gasbläschen stiegen mir in die Nase, ich konnte einen lauten Rülpsen nicht unterdrücken. Neben mir, unter der Decke hervor, erschien eine Hand: Am Ringfinger waren gleich zwei Trauringe, lange gepflegte Fingernägel, feine Äderchen unter der zarten, durchsichtig scheinenden Haut.

»Du Ärmster!«, sagte Alina dumpf ins Kissen. »Hast du schlecht geschlafen?«

»Schlecht? Nein, ich habe ausgezeichnet geschlafen. Bloß der letzte Traum. Ein irgendwie merkwürdiger Traum ...« Mit der Rechten fing ich ihre Hand ein.

Alinas Hand war warm und etwas feucht. Ich stellte mir vor, wie meine Lippen vom Handgelenk zum Ellbogen, vom Ellbogen zur Schulter wandern, wie sie Alinas Schlüsselbein ertasten, ihren Hals hinaufklettern, das kleine Grübchen an ihrem Kinn passieren und auf ihre weichen Lippen treffen würden.

»Ich hatte auch einen merkwürdigen Traum.« Alinas Hand spannte sich leicht an. »Aber ich kann mich schon nicht mehr daran erinnern ...«

Sie schlug die Decke leicht zurück: Ihr Haar lag über das Kissen ausgebreitet, ihre Gesichtszüge erschienen wie zerknittert, die Flügel der schmalen Nase begannen zu vibrieren. Alinas Linke, als führe sie ein separates Leben, kroch, sich schlängelnd, auf meinen Bauch.

»Erinnerst du dich noch an deinen Traum?«, wollte Alina wissen.

»Noch ja«, erwiderte ich. »Aber bald werde ich ihn vergessen haben.«

Alina spitzte die Lippen, blies mir auf die Brust, und der Luftstrom ließ mich erschauern. Ihre Hand ging zum Spitzentanz auf Fingernägeln über, glitt abwärts.

»Nein«, sagte ich. »Ich muss aufstehen.«

Mit einer heftigen Beinbewegung befreite sich Alina fast vollständig von der Decke: Ihre Brüste mit den prallen dunkelbraunen Warzen tauchten auf, ihr ovaler strafbarer Bauch, der obere haarige Rand des Venushügels.

»Wie spät ist es?«, fragte Alina wie beiläufig.

»Weiß nicht«, gab ich zu.

»Es gibt kein Spät!« Sie schlang mir die Rechte um den Hals. »Es gibt kein Spät ...«

Unter der Dusche dachte ich über Alinas Worte nach. Während ich Wasser in meinen Mund fließen ließ und es in dünnem Strahl herausspritzte, wiederholte ich ihre Worte: »Es gibt kein spät, es gibt kein spät ...« Doch Alinas unverwechselbare Intonation bekam ich nicht hin.

Alina war kein einfaches Wesen. Wie ein anschießendes Kätzchen, das stets – jedenfalls bei mir – erreichte, was es wollte, hatte sie sich in mein Leben in dem neuen Studio eingeschlichen und sich ganz schnell alles untergeordnet. Oder kommt mir das nur so vor?, überlegte ich, während ich mein Gesicht wieder unter das Wasser hielt, und begann meinen Waschlappen einzuseifen.

»Du hast doch nichts dagegen, wenn ich mich bei dir für ein paar Tage einniste?«, hatte Alina ohne alle Umschweife gefragt, kaum dass die Aufnahmen beendet waren. »Allem Anschein nach bist du im Moment ohne Frau. Aber in dein Bett steigen will ich nicht. Ich werde niemanden stören, bis auf dich, und du ...«

»Und ich bin einverstanden«, fiel ich ihr ins Wort und ging hinaus, um dem, der Alina hergebracht hatte, zu sagen, dass er nicht länger zu warten brauche.

»Darüber befinde nicht ich« – er kitzelte eine Telefonnummer auf den am Armaturenbrett angeklebten Notizblock – »rufen Sie den Manager an«, gab mir das Blatt, ließ den Motor an und fuhr davon.

Ich kehrte ins Studio zurück. Mit hübsch übergeschlagenen Beinen saß Alina auf einem hohen Hocker, zwischen ihren schmalen Fingern qualmte eine Zigarette.

»Gieß mir doch was zu trinken ein!«, sagte sie fast im Befehlston.

Gehorsam ging ich zu dem als Bar dienenden niedrigen Schränkchen.

»Was möchtest du?«, fragte ich, während ich mich vor das Schränkchen hockte.

»Rotwein«, antwortete Alina. »Er regt den Kreislauf an!«

»Wein ist nicht da.« Ich öffnete die Türen des Schränkchens. »Kognak, Whisky, Portwein ...«

»Agdam?« Alina lachte auf.

»Markenwein ...«

»Gieß ein!« Alina sprang vom Hocker und klapperte mit ihren Absätzen über den Fußboden des Studios. »Der regt den Kreislauf auch an.«

Ich spülte den Schaum ab, blieb noch eine Weile unter der Dusche stehen, drehte den Hahn zu und begann mich abzutrocknen.

Alina versuchte älter zu erscheinen, als sie tatsächlich war. Sie verlor sich gern in Betrachtungen darüber, was nützlich und was schädlich für die Gesundheit war. Und

stellte unvermutete Fragen. An unserem ersten Abend hatte sie plötzlich gefragt:

»Warum magst du sie nicht?«

»Wen?«

»Na, die da, die Kerle in den Autos. Du bist der einzige Fotograf, der sie nicht ins Studio lässt.«

»Das ist meine Bedingung. Ich spreche das ab mit ...«
Ich stockte.

»Nun? Sprich ruhig weiter!« Alina beugte sich vor, ihr spitzes Kinn gegen mich gerichtet.

»Mit denen, die das Sagen haben.«

»Bei mir hat keiner das Sagen!«, sagte Alina.

»Und der?« Ich wies mit dem Kopf auf das Blatt.

»Bei ihm habe ich das Sagen!«, sagte Alina. »Glaubst du es nicht?«

»Ich glaube es«, sagte ich gezwungenermaßen. »Natürlich glaube ich es.«

Ich schlang das breite Badetuch um die Lenden und verließ das Bad. Aus dem Schlafzimmer – kein Laut: Wahrscheinlich war Alina wieder eingeschlafen. Sie sieht natürlich gut aus, überlegte ich, während ich in die Küche ging, den Kühlschrank öffnete und Milch in ein hohes dünnwandiges Glas füllte, aber etwas an ihr ist gar zu anziehend. Sie hat etwas Rätselhaftes, Unbegreifliches an sich. Eine Art zweiten Boden.

Ich nahm einen Schluck, setzte das Glas ab, hob es langsam wieder an den Mund.

An der Tür klingelte es laut: Das konnte nur Kulagin sein.

Kulagin gehörte auch zu meinen Neuerwerbungen. Schon etwas älter, für das Fahren der Mädchen und die Aus-

führung kleiner Aufträge der Agenturinhaber zuständig, hatte er allmählich einen engen Kontakt zu mir hergestellt. Und mir gestanden, er sei ein Fotoamateur, der von der Verbesserung seines Könnens und von Anerkennung träume. Er brachte mir auch seine Arbeiten – lauter Stillleben. Kleine Freuden eines ruhigen Lebens. Tassen mit Untertassen, am Rand von Aschenbechern qualmende Zigaretten, ein Fenster im Hintergrund, der Schatten eines Menschen, der sich soeben vom Tisch erhoben hat.

Ich sagte ihm, dass er meiner Meinung nach gar nicht übel arbeite, und Kulagin blühte auf, als wäre ich ein anerkannter Meisterfotograf oder Juryvorsitzender eines prestigeträchtigen Wettbewerbs. Er bot mir seine Dienste an, bat mich, ihm beizubringen, wie man mit Modellen arbeitet. Ich sagte weder ja noch nein, doch suchte er meine Nähe, unaufdringlich, eifrig.

Auf dem Weg zur Eingangstür trat ich zum Fenster, zog die dichte dunkle Gardine ein wenig auf, sodass ein Sonnenstrahl das Halbdunkel des Studios durchschnitt, und obwohl ich die Augen zukneifen musste, konnte ich erkennen, wer auf meiner Vortreppe stand: Es war tatsächlich Kulagin. Ich ging zur Tür und spähte durch den Spion. Kulagins Gesicht wurde von den Linsen auf lustige Weise verzerrt: Er sah noch glotzügiger aus, das Kinn fehlte gänzlich, die hohen Ecken schienen sich zu vereinigen und eine Vollglatze zu bilden.

Ich schloss auf und öffnete die schwere Stahltür. Der leichte »Oi!«-Aufschrei einer Frauenstimme und Kulagins »Ich bin's, Genosse! Wie vereinbart!« erklangen gleichzeitig.

Ohne Kulagins ausgestreckte Hand zu beachten, trat ich über die Schwelle. In der Tat: Die Tür hatte eine von

Kulagin mitgebrachte Frau abbekommen. Hochgewachsen, mit wohlgeformter Figur, das lange üppige Haar zum Schwanz gebunden. Ein schwarzes Jäckchen – Ausdruck von Solidität –, der Rock allerdings ein bisschen kurz. Ein unter den Arm geklemmtes Handtäschchen, eine das halbe Gesicht verdeckende Sonnenbrille, ein großer Mund mit hochmütig vorgeschobener Unterlippe. Ein großer Diplomatenkoffer mit Zahlenschloss.

»Verzeihung!«, sagte ich, »ich habe Sie nicht gesehen«, und zog die Tür heran.

»Nicht so schlimm!«, sagte sie, und Kulagin erklärte rasch:

»Wir kommen zusammen. Sie will zu dir. Der kleine Auftrag. Du erinnerst dich doch, dass ich dir davon erzählt habe? Ich habe sie am Bahnhof abgeholt und beschlossen, mit ihr vorbeizukommen. Wir sprachen gerade darüber ...«

»Kommt herein!« Ich trat zurück. »Mach die Tür zu!«

Krachend schlug die Tür zu, das Studio versank wieder in Dunkelheit, aber ich drückte einen Knopf auf dem Arbeitstisch, und eine leistungsstarke Soffitte erhellte die mit weißen Laken bespannte gegenüberliegende Wand.

»Kaffee?«, fragte ich die von Kulagin mitgebrachte Frau und rückte ihr einen Stuhl heran.

Was war das für ein kleiner Auftrag, worüber wollte Kulagin mit mir gesprochen haben? Ich konnte mich an nichts erinnern.

»Nein ...« Sie setzte sich hin und stellte den Diplomatenkoffer neben sich ab.

»Du?«, fragte ich, zu Kulagin gewandt. Aufgeregt, wie er war, wusste er nicht, wohin mit den Händen.

»Später. Ljudmila, Ljudmila äh ...«

»Mein Name ist Minajewa«, sagte sie, wobei sie die Sonnenbrille abnahm. Ihre Augen sahen müde aus, doch ohne Brille wirkte sie jünger.

»Ja, Frau Minajewa hat beschlossen, sich an dich zu wenden ...«

Ich ging in die Küche, kam mit einem Glas Milch zurück und setzte mich in einen Sessel. Das aus dem Badezimmer kommende Wassergeräusch veranlasste mich zum Umdrehen: Allem Anschein nach war Alina, während ich Milch holen ging, ins Badezimmer geschlüpft. In der auf dem Tisch liegenden großen Metallkugel sah ich je nach Blickwinkel bald mein eigenes Spiegelbild, bald das der von Kulagin mitgebrachten Auftraggeberin, bald das von Kulagin selbst.

»Genosse! Hier ...« Kulagin beugte sich zu dem Diplomatenkoffer hinunter, fasste ihn am Griff und stellte ihn auf den Tisch.

»Entschuldigen Sie, aber meine Sachen sind im Badezimmer. Und das ist besetzt«, sagte ich zu Minajewa.

Sie zuckte die Schultern, und ich richtete meinen Blick auf Kulagin.

»Nun?!«

»Na, hier!« Kulagin legte den Diplomatenkoffer hin und drückte auf die Schlösser. »Hier ist alles! Auf dem Herweg habe ich mit Ljudmila über dich gesprochen, darüber, dass du Mängel beliebiger Art beheben kannst, dass du nicht nur Fotograf, sondern auch Retuscheur bist, dass du ...«

»Verstehe, verstehe!«, sagte ich. Wenn man Kulagin nicht bremste, konnte er stundenlang Reden halten.

Kulagin verstummte gekränkt, der Diplomatenkoffer aber wollte sich einfach nicht öffnen lassen. Minajewa und ich sahen uns eine Weile Kulagins erfolglose Versu-

che an, bis sie endlich aus ihrer Handtasche Schlüssel hervorholte.

»Geben Sie her!«, sagte sie zu Kulagin und zog den Diplomatenkoffer zu sich herüber.

Die Schlösser schnappten auf, der Deckel des Diplomatenkoffers klappte hoch, ein großes schwarzes Kuvert fiel auf den Tisch, das mit einer Ecke die Metallkugel anstieß, und die rollte mit zunehmender Geschwindigkeit über den Tisch.

»Gut! Wann?« Ich nahm einen Schluck Milch und beobachtete, wie sich die Kugel immer rascher der Tischkante näherte.

»Übermorgen. Bis Mittag ...«, sagte Kulagin, nachdem er sich geräuspert und Minajewa einen Blick zugeworfen hatte.

Ich fing die Kugel auf, trank die Milch, stellte das Glas hin, nahm das Kuvert und leerte seinen Inhalt auf den Tisch.

Die fächerartig daliegenden Farbfotos mit entblößten Frauen neben, in und auf schicken Autos entlockten mir ein Lächeln. Ich nahm meine Lupe, betrachtete eines der Fotos genauer und sah Minajewa an: Eine der Frauen, die auf der Kühlerhaube eines Mercedes lag, schien sie zu sein.

»Eine sehr schlechte Qualität. Sind die Negative verdorben? Kann man keine Neuaufnahmen machen?«

»Genosse! Wenn das ginge ...!«, sagte Kulagin hastig.

»Ich kann die Neuaufnahmen besorgen ...«

»Danke, nicht nötig!«, sagte Minajewa und klappte den Deckel des Diplomatenkoffers zu. »Übernehmen Sie die Sache?«

»Ich kann die Neuaufnahmen besorgen, Kolja«, sagte ich, ohne Minajewas Worte zu beachten. »Ich fahre hin,

wenn es sein muss, und mache neue Fotos. Das wird preiswerter ... Es ist ja eine teure Arbeit.« Ich sah Minajewa an. »Haben Sie die Negative bei sich?«

»Sie sind im Kuvert.«

Ich entnahm dem großen Kuvert ein kleineres und schüttelte die Negative auf den Tisch.

»Genosse, du bist die letzte Hoffnung«, sagte Kulagin. »Der Kunde ist aus einer anderen Stadt hergekommen, es handelt sich um eine solide, finanzkräftige Firma. Ihr Fotograf hat die Negative schlecht getrocknet. Wem kann so etwas nicht passieren, stimmt's, Genosse?«

»Mir passiert so etwas nicht«, sagte ich und sah mir die Negative genauer an.

Hinter meinem Rücken ging die Badtür auf. Ich drehte mich um: In einem zu großen Morgenrock war Alina herausgekommen.

»Kolja!« Alina strich sich die Haare aus der Stirn und lächelte. »Grüß dich!« Sie hüllte sich fester in den Morgenrock, ging zum Schlafzimmer und schloss die Tür hinter sich.

»Ich übernehme den Auftrag«, sagte ich.

Kulagin, außerstande, seine Freude zu verbergen, lächelte breit und zeigte lückenhafte, lange weiße Zähne.

»Was wird das kosten?«, erkundigte sich Minajewa.

Ich wies mit dem Kopf auf den strahlenden Kulagin:

»Das besprechen Sie mit ihm. Auf Wiedersehen!«

»Genosse! Ich wollte bloß ...«, setzte Kulagin an.

»Später, Kolja, später!« Ich nahm die Kugel vom Tisch, warf sie hoch und fing sie geschickt auf. »Ruf mich nach drei an. Bis dann!«

Ich komplimentierte sie hinaus, schloss sorgfältig die Tür ab und kehrte zum Tisch zurück.

Von draußen war zu hören, wie Kulagin den Wagen anließ, hinter mir knarrte die Schlafzimmertür. Ich wandte mich um: Alina hatte sich des Morgenrocks entledigt und stand in der Türöffnung.

»Ich habe Hunger und Durst«, sagte sie.

»Zieh dich an«, sagte ich. »Zieh dich an, wir fahren wohin.«

»Was ist das für eine Schnepfe?«

»Weiß ich nicht.«

»Von Kolja?«

»Kaum ... Woher kennst du eigentlich Kulagin?«

»Also wird sie dir gehören?«, wollte Alina wissen, statt meine Frage zu beantworten.

Ich nahm das Badetuch ab und zwängte mich an Alina vorbei ins Schlafzimmer, um mich anzuziehen.

»Ich bitte dich! Hör auf!«, sagte ich, während ich in die Socken schlüpfte.

»Ich habe noch mit gar nichts angefangen«, sagte sie, ohne ihre Pose zu ändern.

»Na wunderbar! Komm, zieh dich an!«

Im Restaurant machte Alina weiter mit ihren Spielen. In der Linken das Weinglas, benutzte sie die Gabel als Hockeyschläger, um ein Fleischstückchen auf ihrem Teller hin und her zu treiben. Sie war konzentriert, brummelte etwas vor sich hin, runzelte ihre gezupften Augenbrauen.

Ich beobachtete sie verstohlen und fand mich zum wiederholten Male darin bestätigt, dass man sich keinen größeren Blödsinn hätte ausdenken können als die Deklaration der absoluten Individualität und Einzigartigkeit jedes einzelnen Menschen. Alle waren in einem Maße gleich, dass ihre Ähnlichkeit, ja Identität einen trübsinnig machte. Ihre Verhaltensweisen, ihre Manieren, vertraut,

vorhersehbar, ließen sich kaum auseinanderhalten. Geringfügige Unterschiede in den Gesten, das, was manchen als das Kernstück menschlicher Eigentümlichkeit erschien, war in Wirklichkeit leicht zu klassifizieren.

Alina sah mich flüchtig an, lächelte wie gekränkt, senkte wieder die Augen. Vielleicht saß ja bei ihr, wie bei jedem beliebigen anderen Menschen, irgendwo tief innen ihre unverwechselbare, einzigartige Natur, doch war zu ihr kein Vordringen möglich, und streng genommen barg ihre Unverwechselbarkeit auch nichts Neues.

Ich versuchte mich zu erinnern, wer von denen, die mir begegnet waren, den allgemeinen Rahmen sprengte, wer etwas Besonderes, eine Ausnahmeerscheinung darstellte. Nein, so etwas gab es nicht. Nichts als Leute, zu denen ich, genauso einer wie alle Übrigen, ein eigenes, persönliches Verhältnis hatte. Zum Beispiel Lisa, doch auch sie, mein Verhältnis zu ihr und meine Erinnerung an sie waren nichts, worauf ich allein verweisen konnte: Ähnliches kam Tausende Male vor, wiederholte sich mit geringfügigen Variationen, fügte sich leicht ins Gesamtbild ein.

Alina ließ die Gabel fallen, nahm einen Schluck aus ihrem Glas, sah mich über den Rand hinweg an, trank den Wein in Schlückchen aus und stellte das Glas auf den Tisch.

»Was guckst du so?«, fragte sie. »Gieß lieber noch was ein! Irgendwie habe ich in letzter Zeit immerzu Lust, mir einen anzutrinken.«

Ich legte gehorsam die Gabel weg, nahm die Flasche und schenkte Alinas Glas voll.

»Und dir?« Alina zog die Brauen hoch. »Willst du nicht trinken?«

»Ich muss mich wieder ans Steuer setzen ...«

»Na, jetzt gleich ja nicht ...« Alina hob das Glas an den Mund. »Ach, egal ob du trinkst oder nicht ... In letzter Zeit ... Ja, seit etwa fünf Jahren. Oder noch mehr. Ich habe Lust, mir einen anzutrinken. Abzuschalten. Nichts zu sehen. Nichts zu hören. Nichts zu wissen. Vielleicht möchtest du Wasser? Ja? He, Ober! Ober!«

»Schrei nicht so!« Ich ließ meinen Blick durch den halb leeren Raum schweifen. »Ich habe Wasser bestellt.«

»Und warum bringen sie es nicht? Ooover! He!«

Man wandte sich nach uns um. Aus der Tiefe des Raums tauchte ein Kellner auf – ein kräftiger, baumlanger Kerl mit pomadisiertem Haar und Kaiser-Wilhelm-Schnurrbart. Den Kellner betrachtete Alina mit offenkundigem Wohlgefallen.

»Sagen Sie, warum bringen Sie kein Wasser?«, fragte sie kapriziös.

»Pepsi?« Der Kellner beugte sich zu Alina herab.

»Mineralwasser«, sagte ich.

»Ja! Mineralwasser!«, bestätigte Alina. »Und noch ein Fläschchen Wein!«

Der Kellner sah mich fragend an. Ich nickte.

»Zwei! Zwei ...« Alina baute den Erfolg aus. Nachdem ich ein zweites Mal genickt hatte, ging der Kellner davon.

»Was ist mit deiner Erziehungsaktion?«, fragte Alina. »Du, Genosse, wie dich Kulagin nennt, bist doch zu der Überzeugung gelangt, dass ich eine Alkoholikerin bin. Nicht wahr? Genrich! Warum bist du bloß so langweilig?«

»Langweilig?«, fragte ich zurück.

»Schrecklich, schrecklich langweilig! Und bitte, Genrich, sei doch nicht so schweigsam!«

»Bin ich das?«

»Du hast alles satt, wie? Freu dich doch wenigstens über etwas! So ein schmackhaftes Essen, so ein wundervoller Tag, es war so eine wundervolle Nacht. Und der Wein schmeckt so gut!«

Der Kellner war wieder da und stellte zwei Flaschen Wein und eine Flasche Mineralwasser auf den Tisch.

»Aufmachen?«, fragte er.

»Aufmachen!«, bestätigte Alina.

»Wird noch etwas gewünscht?«

»Nichts! Geh, geh!« Alina fletschte die Zähne, wartete, bis der Kellner weg war, beugte sich leicht vor und schnippte das am Tischrand liegende schwarze Kuvert an.

»Wozu hast du das mitgenommen?«, wollte sie wissen. »Schleppst du immer deine Arbeit mit dir rum? Als ob du zu ihr Zugang finden, dich mit ihr anfreunden möchtest. Sie ist für dich kostbarer als alles auf der Welt, ohne sie kannst du nicht, wie? Sie ersetzt dir alles, stimmt's, Genrich?« Alina holte tief Luft und lehnte sich auf ihrem Stuhl zurück. »Du wirst diesen flachen Fotogestalten bestimmt bald Volumen verleihen können. Machst es so ...« Sie spitzte die Lippen und atmete laut aus. »Beginnst ihnen eine Seele einzuhauchen. Nimmst sie bei dir auf. Hier in diesem Kuvert sind übrigens einfach hinreißende Nutten. Eine von ihnen ist deine Auftraggeberin. Hast du's gemerkt? Dieses strenge Kostüm ist so abträglich für sie! Führt geschäftliche Gespräche, inszeniert Werbekampagnen – und dann! Wenn sie ihre Uniform abwirft, wenn sie sich entblößt, wenn sie ... Hör mal, vielleicht hast du mich über? Genrich! Gena! Sag's ruhig!«

»Nun reicht's wohl!« Ich konnte keine Szenen ertragen, bei denen, unabhängig von den Akteuren, alles im Voraus durchgespielt war. »Hör auf! Ich habe dich nicht satt, aber ...«

»Siehst du – ›aber! Aber!« Sie füllte sich das Glas voll und leerte es in einem Zug. »Na schön, lassen wir meine Person. Sag mir lieber – wozu hast du diese Arbeit übernommen? Du bist doch kein Retuscheur! Du bist ein Fotograf, ein Künstler. Du bist ein Meister deines Faches! So äußern sich jedenfalls viele über dich. Und plötzlich lässt du dich auf Handwerkelei ein. Wieso das?«

»Das ist nicht deine Sache«, sagte ich. »Deine Sache ist es, Modell zu sitzen, dafür Geld zu erhalten und keine Fragen zu stellen!«

Ja, so hätte ich mit Alina nicht reden sollen, aber allmählich brachte sie mich auf die Palme.

Alina nahm ihre Serviette, wischte sich die Lippen, warf die Serviette auf den Tisch, stand auf und griff nach ihrer an der Stuhllehne hängenden Handtasche.

»Auf das Dessert verzichte ich wohl lieber!«, sagte sie. »Leb wohl!«

Ich sah Alina nach: Leichten Schritts entfernte sie sich auf dem Gang zwischen den Tischen, und ihre Gestalt verlor sich allmählich im Halbdunkel. Als sie dann die Tür aufstieß, flutete einen Moment lang Sonnenlicht herein.

Ich goss mir langsam Wasser ein, trank es aus, steckte mir eine Zigarette an. Und langte nach dem Kuvert.

Ja, ich trennte mich tatsächlich nicht gern von meinen Arbeiten. Insbesondere wenn es darum ging, durch Retuschen Mängel zu beheben und Verlorengegangenes wiederherzustellen.

Mit den Negativen bekam ich hin, was mit der Umgebung nicht zu bewerkstelligen war. Der fehlte es an Schärfe. An genauer Linienführung. An präziser Akzentsetzung. Die Schatten waren allgemein nicht durchgezeichnet. Der Hintergrund verschluckte die Gestalt, oder die Gestalt ließ

den Hintergrund nicht zur Geltung kommen. Mit der Umgebung konnte ich nichts machen. Sie fiel immer ab gegenüber dem, was ich aus dem miesesten Negativ herausholen konnte. Wenn das Ergebnis meiner Bemühungen ein gutes Negativ war, mit dem sich hochwertige Fotos herstellen ließen, dann begnügte ich mich nicht mit dem Bewusstsein, etwas Verlorengegangenes wiederhergestellt zu haben. Dann erschien ich mir wie ein allmächtiger Schöpfer und träumte davon, eine riesige Panoramaaufnahme anzufertigen, in der alles eingefangen sein sollte, und das Negativ auf einen breiten Arbeitstisch mit Unterlicht legen zu können, um alle Fehler ein für alle Mal zu beseitigen. Das müsste doch so ganz ordentlich werden!

Ich öffnete das Kuvert, entnahm ihm die Fotos, wählte eins aus und legte es an den Tischrand. Dann suchte ich aus dem kleinen Kuvert das dazugehörige Negativ heraus. Es konnte keinen Zweifel geben: Bei der Frau auf der Motorhaube des weißen Wagens und Minajewa, die am Morgen in meinem Studio gewesen war, handelte es sich um ein und dieselbe Person. Alina hatte recht.

Ich steckte das Negativ weg und zündete mir eine neue Zigarette an. Die Frau auf der Motorhaube sah großartig aus. Es war kaum zu glauben, dass jemand von den hiesigen Fotografen sie aufgenommen hatte: Das Foto war professionell gemacht, mit Geschmack, alle Schatten waren durchgezeichnet, Minajewas Gesicht leuchtete, der etwas schwere Busen war die Keuschheit selbst. Selbst ihr Lächeln war keusch.

»Ein hübsches Mädchen!«, sagte jemand hinter meinem Rücken. Ich wandte mich um: Ein hochgewachsener, stämmiger Mann mit kanariengelbem Sakko trat an mei-

nen Tisch, im Kontrast zu seinem dunkelhäutigen Gesicht wirkte die Sackofarbe noch greller.

»Ich sehe, da sitzt ein Gast mit einem Mädchen, das Mädchen geht, er beginnt sich Fotos anzugucken, auf denen andere Mädchen zu sehen sind. Im Evakostüm!« Der Kanariengelbe fasste nach der Rückenlehne des Stuhls, auf dem Alina gesessen hatte. »Ich störe doch nicht?«

Ich zuckte die Schultern, und der Kanariengelbe setzte sich mir gegenüber.

»Du bist oft hier«, sagte er. »Immer mit einem hübschen Mädchen und immer mit irgendwelchen Fotos. Ich bin der Chef hier, über meine Gäste weiß ich viel, über dich gar nichts. Ich habe mit Freunden gewettet, was du wohl bist.«

»Was denn?« Der Kanariengelbe war ein komischer Typ, obwohl er sich in nichts von anderen unterschied – Kanariengelben, Roten, Himbeerfarbenen und Grünen.

»Ich habe gesagt – du lieferst Puppen. Dann ist mir allerdings klar geworden: Deine Mädchen sehen nicht danach aus. Na ja, ist schon zu spät!«

»Um wie viel hast du gewettet?« Ich nahm einen Schluck Wasser und drückte die Zigarette im Aschenbecher aus.

»Ich wette immer mit hohem Einsatz. Aus Leidenschaft. Ich habe mir dein Auto angesehen. Dein Auto ist, entschuldige – ts-ts! Du selber bist so lala. Ich weiß nicht. Asian wird wahrscheinlich gewinnen.«

»Was hat Asian denn gesagt?«, fragte ich schmunzelnd. Sein »Ts-ts!« bedeutete, dass sich mein Shiguli-6 in recht ordentlichem Zustand befand.

»Ein Fotograf ist er, hat er gesagt. Stimmt das?«

»Stimmt. Heute allerdings bin ich Retuscheur. Vertreter eines aussterbenden Berufs.«

»Retuscheur? Warum eines aussterbenden?«

»Computer gibt es jetzt überall ... Hier, guck mal ...« Da ich Lust bekam, das Gespräch mit dem Kanariengelben fortzusetzen, nahm ich das Negativ mit Minajewa aus dem Kuvert und hob es hoch, damit es gegen das Licht zu betrachten war.

»Siehst du die Flecken? Färben wir ein, schaben ein bisschen hier und hier, decken den Kratzer mit transparenter Farbe ab. Oder auf dem Foto – hier und hier und hier bessern wir aus, dann machen wir eine Neuaufnahme und einen Abzug davon. Das Ergebnis bleibt trotzdem schlecht. Kühe fliegen nun mal nicht. Negativ wie Positiv, beides ist Mist. Die Aufnahme selbst ist gut, das Weitere aber Pfusch. Wer sich damit abplagt, der nennt sich Retuscheur.«

»Und wird das gut bezahlt?«

»Vorläufig kann ich nicht klagen. Wie du siehst, bin ich Stammgast bei dir.«

Der Kanariengelbe lehnte sich zurück und sah mich nachdenklich an.

»Hör mal, und jemanden auf einem Foto entfernen, kannst du das auch?«

»Sowohl entfernen als auch einfügen.« Ich hatte das Interesse an dem Kanariengelben bereits verloren – ehrlich gesagt, mochte ich solche Leute nicht.

»Einen Augenblick!« Er sprang auf und trabte zur Küche. »Einen Augenblick!«

Es dauerte tatsächlich kaum länger als einen Augenblick, bis er zurückkam, ein großes Foto in einem breiten Goldrahmen unterm Arm.

»Hier, guck. Ich und meine Freunde«, sagte der Kanariengelbe stolz. »Vor der Eröffnung. Wir stehen alle zusammen. Wie Brüder! Bei Gott, wie Brüder! Aber, verstehst du, zwei haben sich als falsche Fünfziger herausgestellt. Verraten haben sie mich. Betrogen. Kannst du sie entfernen?«

Aus irgendeinem Grund rieselte es mir kalt über den Rücken, ein dumpfer Schmerz meldete sich im Hinterkopf, meine Kehle war plötzlich wie ausgetrocknet. Ohne zu begreifen, was mit mir vor sich ging, trank ich rasch mein Wasser aus, steckte mir eine neue Zigarette an, machte einen tiefen Zug, richtete den Blick vom Foto auf den Kanariengelben und nickte.

»Wen?«, fragte ich.

Der Kanariengelbe zog ein Abzeichen aus dem Revers seines Sakkos und machte mit der Nadel einen Einstich bei einem, dann bei einem zweiten der auf dem Foto Abgebildeten.

»Diese!«

»Kein Problem!«, sagte ich fest und begriff jetzt, was mit mir vor sich ging: Mir war unheimlich zumute.

Viertes Kapitel

Auf dem Rückweg vom Restaurant zerbrach ich mir den Kopf, was wohl in Alina gefahren sein mochte, sie hatte doch nie Ansprüche erhoben, sich in nichts eingemischt, wie kam sie dazu, mir plötzlich derart zuzusetzen? Sollten wirklich die mir als Auftrag untergeschobenen Negative mit den Mädchen und die Auftraggeberin selbst, diese Minajewa, der Grund sein?

Anscheinend ja, anscheinend konnte Alina, die ich bisher für besonnen und frei von Eifersucht gehalten hatte, nun einer anderen Kategorie zugeordnet werden – denen, die nicht nur nervenschwach, sondern auch um ihre Besitzrechte besorgt sind. Dieser Kennzeichenwechsel irritierte mich: Ich war inzwischen mit Alina vertraut geworden, glaubte zu wissen, was ich von ihr zu erwarten hatte. Offenbar war ich so erstaunt und verärgert, dass ich bei Rot über eine Kreuzung fuhr. Ich wurde unverzüglich gestoppt, kaufte mich jedoch damit, dass ich bezahlte, ohne zu feilschen, gewissermaßen von den Gedanken an Alina frei. Ich dachte nicht mehr an sie.

In mein Studio zurückgekehrt, befestigte ich als Erstes das Negativ mit Minajewa am Retuschiergerät und schaltete das Unterlicht ein. Das Auge wandelte in gewohnter Weise die Farben des Negativs in Farben des Positivs um, registrierte die Flecken, die in erster Linie zu beheben waren. Ich trat ein paar Schritte vom Arbeitstisch zurück und

betrachtete das Negativ mit geneigtem Kopf: Minajewa schien mir grüßend zuzunicken, ich schüttelte, wie als Antwort, den Kopf – keine Bange, meine Liebe, das erledigen wir auf höchstem Niveau! – und ging in die Küche: Kaffeewasser aufsetzen.

Während ich das türkische Kaffeegeräß füllte, waren meine Gedanken jedoch nicht bei Minajewas Auftrag.

Meine Gedanken waren bei der Bitte des Restaurantbesitzers. Das gerahmte Foto stand an der verkleideten langen Studiowand. Das große Gruppenbild war nicht ohne Sachkunde gemacht. Alle darauf sahen natürlich aus, alle lächelten, alle waren lebensvoll.

Besonders die beiden mit dem Einstich. Die strahlten einfach Freude aus. Der Restaurantbesitzer selbst stand zwischen den Angestochenen, die Arme um ihre Schultern gelegt, voller Leben, mit ebenso strahlendem Lächeln. Er schien seine beiden ehemaligen Freunde zu mir hinzustoßen. Und zu sagen: »Da sind sie. Macht euch bekannt!«

Dieses Restaurant besuchte ich häufig. Nicht etwa, weil es so besonders gut gewesen wäre. Es lag einfach günstig, die Preise waren zivil, und der Rausschmeißer wohnte überraschenderweise mit in meinem Haus, gehörte zu denen, die sich ähnlich wie Andronkina verhielten oder meinen Einzug und meine anschließende Expansion zumindest gleichmütig hingenommen hatten.

Doch schien es mir etwas Unklares, Beunruhigendes, Rätselhaftes an sich zu haben, überhaupt alle, die dort arbeiteten, und auch jene, die um das Restaurant herumlungerten.

Ja, herumlungerten!

Ich stellte das türkische Kaffeegefäß auf den Herd, steckte mir eine Zigarette an und rief mir in Erinnerung, wie ich, vom Restaurantbesitzer begleitet, auf die Straße getreten war, in den warmen, sonnigen Tag.

Ungeachtet der Szene, die Alina mir gemacht hatte, war meine Stimmung prächtig. Mein schwarzes Kuvert schwenkend, ging ich die Uferstraße entlang, der Restaurantbesitzer trug das gerahmte Foto. Alles war bestens, nur die beiden neben dem Restaurant Stehenden hatten mir nicht gefallen. Auf den ersten Blick Kerle, die sich ein Glas oder, wenn sie Glück hatten, eine Flasche verdienen wollten. Als sie den Restaurantbesitzer herauskommen sahen, traten sie ihre Kippen aus und nahmen eine abwartende Haltung ein.

Der Restaurantbesitzer wehrte sie mit einer lässigen Handbewegung ab:

»Es wird noch Arbeit geben, ja, ja. Gleich kommt ein Auto, das könnt ihr beladen.«

Scheinbar eine ganz gewöhnliche Szene, doch als gehorchte ich einem herrischen »Guck mal, da!«, wandte ich mich leicht um und stellte, den Schritt verhaltend, fest, dass die Aufmerksamkeit der Kerle keineswegs dem Restaurantbesitzer galt. Beide sahen mich an mit einem Blick, der ganz und gar nicht typisch ist für Leute, die sich mit Gelegenheitsarbeit durchschlagen.

Ich konnte es nicht erklären, doch blickten sie irgendwie verdächtig!

Ja, verdächtig!

»Ich beneide dich!«, hörte ich den Restaurantbesitzer sagen. »Du hast es nicht mit allem möglichen Volk zu tun. Hör mal, bring mir doch bei, wie man Flecken be-

hebt! Ich habe eine gute Auffassungsgabe. Bring es mir bei, hm?»

Ich machte die Wagentür auf und warf das Kuvert auf den Sitz.

»Gut, bringe ich dir bei.« Ich bekam ihn langsam satt. »Gegen unbefristeten Kredit. Zu zweit.«

Während dieser Kanariengelbe angestrengt überlegte, ob er solche Konditionen akzeptieren sollte oder nicht, bemerkte ich, über seine Schulter blickend, dass die Kerle zum Gesträuch hinübergegangen waren und mit jemandem sprachen, der sich dort versteckt hielt.

»Einverstanden!«, antwortete der Restaurantbesitzer endlich. »Schlag ein!«

Wir drückten einander die Hand, ich nahm ihm das gerahmte Foto ab, stellte es auf den Rücksitz und setzte mich ins Auto.

»Wann wird es fertig sein, Meister?«, fragte er, zum Fenster herabgebeugt.

»Wann?«, sagte ich langsam, ohne den Restaurantbesitzer anzusehen, da ich weiterhin die Kerle beobachtete. »Heute haben wir ... Ich bringe es! In ein paar Tagen ... Lass dann einen Tisch decken!«

Ich startete den Motor, legte den Rückwärtsgang ein, wendete.

Das Restaurant stand etwas abseits von den Wohnhäusern, in einem kleinen Park. Vor seiner feierlichen Eröffnung mit allem Drum und Dran war hier eine Pelmennaja gewesen – eine Imbissstube, in der Fleischpasteten angeboten wurden –, dann eine Diätschnellgaststätte, wieder eine Pelmennaja, die Kneipe »Blaue Donau« (die angegangenen Garnelen hatten nicht nur dem ganzen Viertel lange einen gewissen Hafengeruch verschafft, sondern

waren auch zur Ursache des vorzeitigen Todes zahlreicher Katzen geworden) und der patriotische Militärklub »Junger Luftlandesoldat«. Der Grund für die Schließung aller Vorgängeretablissemments – über die Geschichte des Restaurants hatte mir der redselige Rausschmeißer erzählt – waren entweder die beharrlichen Forderungen des Gesundheitsamts oder die überhandnehmenden Diebereien, und im Fall der Kneipe kam es dazu, nachdem eine Abordnung der Bewohner des Viertels dem letzten – in chronologischer wie in historischer Hinsicht – Sekretär des Parteikreiskomitees einen Besuch abgestattet hatte: Der Sekretär litt unter Magengeschwüren, trank nur Wodka und zeigte Verständnis dafür, dass die hier ja schließlich ansässigen Festlandbewohner es ablehnten, ständig den Geruch von Seehäfen in der Nase zu haben. Eine Ausnahme bildete der patriotische Militärklub. Das Haus war den jungen Luftlandesoldaten abgekauft worden, die man, um die Wogen zu glätten, in den Keller eines benachbarten Hauses umquartierte.

Zur Straße ging es im Bogen um den Park herum. Als ich bei den Kerlen vorbeifuhr, versuchte ich den auszumachen, mit dem sie gesprochen hatten, aber er musste wohl meine Absicht erkannt und sich noch weiter ins Gesträuch zurückgezogen haben.

Beim Einbiegen auf die Straße war ich gezwungen, scharf nach rechts auszuweichen: In Gegenrichtung kam ein grellroter Shiguli-7 angerast.

»Idiot!«, stieß ich hervor.

Dass das Kulagins Wagen sein könnte, dass Kolka in eigener Person am Steuer saß und neben ihm Minajewa, die das schwarze Jäckchen gegen ein leichtes Kleid mit tiefem Ausschnitt ausgetauscht hatte, ahnte ich nicht. Wenn ich gewendet hätte, wenn ich zum Restaurant zu-

rückgefahren wäre, hätte ich noch ein interessantes Detail entdecken können: Als Kulagins Wagen an der Vortreppe des Restaurants hielt, trat der hinter den Sträuchern stehende breitschultrige Typ aus seinem Versteck heraus, nickte Kulagin zu, und der nickte zurück.

Hinterher ist man immer klüger. Hätte ich rechtzeitig ein wachsames Auge auf meinen Agenten, auf Kolka Kulagin, gehabt, hätte ich mir Gedanken gemacht über gewisse Merkwürdigkeiten seines Verhaltens, darüber, dass er häufig Dinge wusste, die er überhaupt nicht wissen konnte, und hätte ich meine eigenen Merkwürdigkeiten etwas ernster genommen, wäre vieles nicht passiert.

Sehr vieles.

Ich brühte den Kaffee, füllte den großen Keramikbecher und kehrte zu meinem Arbeitstisch zurück. Das Negativ hatte stark gelitten: Wegen der Beschädigung der Gelatineschicht ließen sich keine transparenten Farben verwenden. Es blieb nichts anderes übrig, als von der Rückseite her zu retuschieren. In meine Arbeit versunken, vergaß ich den Kaffee.

Nachdem ich die Flecken mit deckender Farbe behandelt hatte, legte ich den Pinsel weg und mein Rechte auf die Metallkugel. Sie auf dem Tisch hin und her rollend, schaffte ich es immer, meine Gedanken zu ordnen, mich zu beruhigen und zugleich meine arbeitsmüden Hände zu kühlen, doch als ich zufällig einen Blick auf meine Kugel warf, bemerkte ich darauf das Spiegelbild des gerahmten Fotos. Wozu hatte ich auch noch diese Arbeit übernommen? Reichte mir nicht das mühselige Retuschieren der für Autos Werbung machenden Girls?

Ich stand auf, trat in nachdenklicher Betrachtung näher an das Foto heran und hockte mich davor.

Nicht zum ersten Mal hatte ich den Eindruck, dass das schwarzweiße flache Bild Farbigkeit und Räumlichkeit besaß. Nicht die Räumlichkeit von Gegenständen, von denen man zurücktreten, die man wegwerfen, wegstoßen, von denen man sich abwenden konnte. Das war eine Räumlichkeit, die einen in sich hineinzuziehen schien, die dazu verlockte, einzutreten und sich darin aufzulösen.

So gut wie sicher, dass meine Hand auf keine Papieroberfläche stoßen würde, streckte ich sie aus, doch rettete mich das Klingeln des Telefons.

Ich kniff die Augen zusammen, erhob mich, ohne sie zu öffnen, ging zu dem auf dem Tisch stehenden Apparat. Die Nummer auf dem Display war mir unbekannt, und so überließ ich die Antwort dem Anrufbeantworter:

»Danke für Ihren Anruf, aber ich bin nicht zu Hause. Hinterlassen Sie nach dem Signalton eine Nachricht. Danke!«

Der Anrufer verzichtete jedoch darauf, eine Nachricht zu hinterlassen, nachdem er sich meine von der Elektronik verzerrte Stimme angehört hatte, legte er auf.

Ich setzte mich hin und langte nach dem Pinsel, als es wieder klingelte – diesmal an der Tür. Ich trat ans Fenster und zog die Gardine leicht zurück: Auf meiner Vortreppe stand der Flieger im Ruhestand, der Zeitungsleser.

»Guten Tag!«, sagte ich, die Tür öffnend. »Ich bin sehr beschäftigt. Worum geht es?«

Der Ruheständler seufzte und schlug sich mit der zusammengerollten Zeitung auf den Oberschenkel.

»Ja, weißt du, es geht darum ...«, sagte er und verlieh seinem langen, gelben, ewig bedrückten Gesicht einen noch verloreneren Ausdruck. »Ein Fachmann wird gebraucht. Andronkina aus der Wohnung Nummer neun ist

gestorben, und sie haben niemanden, der ein Foto für den Grabstein machen könnte.«

»Kommen Sie herein!« Ich ließ die Tür los und trat zur Seite.

»Ich komme nicht meinetwegen.« Der Ruheständler seufzte wieder. »Und ich will auch nicht stören. Hier ...« Er holte aus seiner Jacketttasche ein Foto heraus und reichte es mir. »Unschärf, siehst du? Es müsste schärfer sein, größer und farbig. Ihre Tochter bat darum, sie hat es mir gesagt, und ich ...«

Ich nahm ihm das Foto aus der Hand. Auf der kleinen Amateuraufnahme saß Andronkina im Sessel, mit vor der Brust verschränkten Armen. Sie blickte irgendwie von der Seite, mit zusammengepressten Lippen ins Objektiv. Um ihre Schultern lag ein buntes Umschlagtuch.

»Solche Sachen mache ich eigentlich nicht«, setzte ich an und fühlte dabei, dass mir meine Zunge nicht recht gehorchen wollte – die Wörter kamen irgendwie verstümmelt aus meinem Mund, mit verschluckten Endungen. »Aber für Nachbarn ...«

Das Gesicht des Ruheständlers leuchtete auf.

»In der nächsten Woche, eher geht es nicht ...«

»Das hat keine Eile! Vorgestern ist sie erst beerdigt worden!

Wer weiß, wie lange das mit dem Grabstein noch dauert! Die Tochter ist bloß so aufgeregt, und ich habe ihr meine Hilfe zugesagt. Es ist mir unangenehm, verstehst du, aber ...«

»Was soll hier unangenehm sein!«, sagte ich lässig, ohne zu begreifen, was mit mir los war. »Schließlich sind wir ja Nachbarn! Ich mache es, mache es gut. Nächste Woche.«

»Vielen Dank! Hast mir aus der Klemme geholfen! Ich komme vorbei! Also dann!«

Der Ruheständler vollführte eine Kehrtwendung und flitzte die Vortreppe hinunter.

Als ich gereizt das Foto Andronkinas auf den Arbeitstisch warf und zu meinem Sessel zurückkehrte, klingelte das Telefon erneut: Wieder der Unbekannte, der nicht mit meinem Anrufbeantworter sprechen wollte.

Ich langte nach dem Pinsel, aber statt meine Arbeit fortzusetzen, nahm ich das Foto Andronkinas und lehnte es gegen den Bücherstapel am Tisrand.

Auch hier stimmte etwas nicht!

Ich lehnte mich im Sessel zurück, fuhr jedoch plötzlich hoch, trat zu dem an der Wand stehenden hohen Regal mit Schubkästen, in denen ich mein Archiv aufbewahrte, und begann sie einen nach dem anderen aufzuziehen, um die Kuverts mit Fotos und Negativen herauszunehmen, dabei hatte ich es, wenn ich die Kuverts in dem einen Kasten durchgesehen hatte, so eilig, zum nächsten zu kommen, dass ich sie einfach auf den Fußboden warf. Hektisch machte ich so lange weiter, bis ich fand, wonach ich suchte: ein Foto Andronkinas, ein von mir selbst gemachtes, zufällig, auf einer Kundgebung im letzten Herbst, bevor ich in dieses Haus gezogen war. So verhält sich das also!, dachte ich. Deshalb behandelte sie mich so freundlich! Deshalb die Sympathie, die sie mir entgegenbrachte! Hatte die Frau ein Gedächtnis!

An jenem Tag fiel mit Schnee vermischter Nieselregen. Am Morgen rief mich ein Kumpel, ein Kollege und Konkurrent, an und bat heiser, unter ständigen Hustenanfällen, darum, ihm aus der Patsche zu helfen: Er musste – und wenn der ganze Schnee verbrennt! – in seiner Redak-

tion Fotos von einer Kundgebung abliefern, dabei hatte er Fieber. Grippe. Und dazu auch noch einen Kater. Die brachten es fertig, ihn hochkant rauszuschmeißen. Ich tat ihm den Gefallen, obwohl ich diesen Burschen, der ständig anderen eine Grube grub, nicht mochte.

»Ich bitte dich, Alter, ist doch kein Problem! Aber natürlich, Alter!«, sagte ich, nahm meine geliebte zuverlässige alte »Canon AF-1«, die schon die unglaublichsten heiklen Situationen miterlebt hatte, aus dem Panzerschrank, legte einen hochwertigen Film ein und fuhr los.

Wer an das Schicksal glaubt, daran, dass unser Wesen früher oder später zutage tritt wie im Entwickler »Kodak D-82«, mit dem sich hoffnungslos verloren Geglaubtes herausholen lässt, ein unbedingt notwendiges Detail, der hätte sagen können: »Er fuhr seinem Schicksal entgegen!«

Unsinn! Ich gestaltete mein Schicksal selbst.

Was unser Wesen angeht, wenn wir denn eins besitzen, so ist dafür noch kein Entwickler erfunden worden. Und wird auch nicht.

Ich fuhr deshalb hin, weil ich weder einen Kater noch Grippe und Fieber hatte. Weil ich nicht zu befürchten hatte, rausgeschmissen zu werden. Ich fuhr, weil mir dieser Kumpel und seine Probleme schnuppe waren. Wie alle anderen übrigens auch.

Es war eine Kundgebung der üblichen Art. Ein Lkw mit darauf stehenden Funktionären. Rundherum irgendwelche erbärmlichen Gestalten, mit Fahnen und ohne. Die sie umringenden Bullen nicht weniger verbissen als die Kundgebungsteilnehmer selbst, Matsch unter den Füßen. Der nächste Sprecher, der sich auf dem Lkw aufbaute, brüllte ins Megafon:

»... unter den Bedingungen eines totalen Angriffs auf die Rechte der Arbeiterklasse können wir keine neue Preiserhöhung zulassen!«

Aus der Menge, unklar ob dies dem Redner oder den des Angriffs auf die Rechte der Arbeiterklasse bezichtigten Dunkelmännern galt, wurde gebrüllt:

»Nieder!«

Eine alte Frau schlug mit aller Kraft ihren Schöpflöffel auf einen Kochtopf, eine andere öffnete ihren zahnlosen Fischmund und versuchte ein ums andere Mal, ein Lied anzustimmen: »Lenin ist noooch so jung, und der Ok-tooober steht noch bevor!« Komischerweise holte sie bei »bevor« mitten im Wort Luft, sang »b« – Pause – »evor«.

Ich schlenderte ein bisschen herum, machte ein paar Aufnahmen und wollte schon abziehen, als ein neuer Redner auf den Lkw stieg. Diese Aufsteigervisage erkannte ich sofort: immer noch derselbe Komsomolzeneifer in den Schweinsäuglein, dieselben rosigen Wangen.

Na, das war eine Überraschung. So tief zu fallen – statt in einem gemütlichen Büro bei den neuen Machthabern zu sitzen, sich hier im Schneeregen hinzustellen, vor einer Menge irgendwelcher Hysteriker! Das passte überhaupt nicht zu meinem alten Kumpel, der sich immer einen Platz an der Sonne zu sichern gewusst hatte.

Ich richtete das Objektiv auf den Lkw, auf meinen energisch gestikulierenden Exfreund. Mit diesem Sprücheklopfer hatte ich doch seinerzeit die Ausfahrt nach Swenigorod unternommen, wo wir den Erhalt unserer Ausweise feierten! Baibikow, der Hundesohn!

Ich bewegte den Zoom hin und her, spielte mit seiner Physiognomie, legte den Finger auf den Auslöserknopf, drückte drauf. Die »Canon« machte ihre acht Bilder in der Sekunde, aber als ich zum Abschluss noch einmal auf den

Auslöser drückte, schob sich ein Gesicht vor das Objektiv und verdeckte meinen lieben Bai, der just in diesem Moment eine besonders effektvolle Pose eingenommen hatte. Ich senkte die Kamera und richtete meinen vielsagenden Blick auf die Person, die mir den Schnappschuss vermässelt hatte.

Es war Andronkina.

»Auf unserer Seite also? Gut!«, sagte diese Kuh zu mir.

»Gut, gut ...«, knurrte ich und versuchte, sie mit der Schulter beiseitezuschieben.

»Für welche Zeitung? Für unsere?«, wollte sie wissen, es fehlte nicht viel, und sie hätte das »Canon«-Objektiv abgeleckt – zweieinhalbtausend DM, nebenbei bemerkt!

»Für Ihre!« Ich fasste die Kamera bequemer, drauf und dran, die Alte beim Kragen zu packen und wegzuschubsen, doch neben uns tauchte ein hochgewachsener Typ auf, den ganz offensichtlich ein Magengeschwür plagte.

Von seiner Hutkrempe floss Regenwasser, das spitze Kinn zitterte vor gerechtem Zorn.

»Wohin! Hör auf zu drängeln!«, sagte der Typ zu Andronkina.

»Ich bin mit der Presse ... mit ihm bin ich hier!« Die blöde Kuh zeigte auf mich mit einer Miene, als wäre ich nicht bloß Chefredakteur »ihrer« Zeitung, sondern zumindest der Vorsitzende des Staatlichen Pressekomitees.

»Bleib stehen, Journalistin!« Der Typ drängte Andronkina zu meinem Glück ab, ich richtete das Objektiv auf den Lkw, auf Bai, der gerade mit besonderer Inbrunst in das Megafon gebrüllt hatte, und drückte auf den Auslöser, doch mein ehemaliger Busenfreund übergab das Megafon bereits an den neben ihm Stehenden und drehte mir den Rücken zu.

»Verdammt! Der Teufel soll dich ...!« Ich spuckte aus, womit ich den Typ veranlasste, seine Aufmerksamkeit auf mich zu richten: Ich begann mich durch die Menge zu zwängen, die Kuh folgte mir, doch auch der Magenkranke blieb uns auf den Fersen.

»Schenken Sie mir die Zeitung? Zur Erinnerung?«

»Mache ich ...« Ich war bereit, ihr alles zu versprechen, Hauptsache, sie ging mir endlich von der Pelle.

»Vielen Dank! Ich bin nämlich mal fürs Fernsehen gefilmt worden, aber gebracht haben sie es nicht ... Also bitte ...«

»Ich habe gesagt, ich schenke sie Ihnen, also tue ich's auch! Geben Sie mir Ihre Adresse!«, sagte ich.

Doch da packte mich der Magenkranke am Jackenärmel.

»He, Korrespondent! Zeig deinen Ausweis! Mit wem rede ich! Halt, habe ich gesagt! Adressen verlangt er noch! Wer bist du? Woher?«

»Das ist unser Korrespondent!«, setzte sich die dumme Kuh für mich ein, aber der Magenkranke ließ nicht locker.

»Von welcher Zeitung? Den Ausweis! Den Ausweis, he!«

Ich schüttelte seine Hand ab, drehte mich um und stieß ihn vor die Brust. Er rutschte aus und fiel hin. Etwas Seltsames überkam mich: Ich konnte mich nicht enthalten, das Objektiv auf ihn zu richten und auf den Auslöser zu drücken.

Jetzt hatte ich die drei Fotos vor mir: das von dem Flieger im Ruhestand hergebrachte, das mit dem Redner, mit Bai, der über der Menge effektiv die geballte Faust hochreckte, und ein zweites ebensolches, nur mit Andronkinas Gesicht im Vordergrund.

Einem kleinen Kuvert entnahm ich die zwei Negative des Films von der Kundgebung, befestigte sie auf der halb durchsichtigen geneigten Oberfläche des Retuschiergeräts und griff zur Lupe.

Ja, es war mir gelungen, diese jetzt tote Andronkina so gut zu entfernen, dass der beste Fachmann nie dahintergekommen wäre. Auf jeden Fall zeigte man sich in der Redaktion sehr zufrieden, und mein Kumpel und Konkurrent wurde grün vor Wut, als ich das ganze Geld einstrich, das ja schließlich ich verdient hatte.

Ich griff zu der in der Tischi-schublade liegenden Polaroidkamera und machte eine Aufnahme von den auf dem Retuschiergerät befestigten Negativen. Auf einem Kärtchen notierte ich das Datum, dann stand ich auf, ging zum Regal, zog einen Schubkasten heraus, in dem ich meine spezielle Kollektion aufbewahrte, die Kollektion von Merkwürdigkeiten – durchsichtige kleine Zellophankuverts mit ebensolchen Polaroidfotos –, nahm ein leeres Kuvert heraus und steckte das neue Foto hinein.

Hätte ich mich doch nicht mit der stumpfsinnigen, gedankenlosen Sammlung derer befasst, die, unter mein Retuscheurskalpell geraten, früher oder später, so oder anders, in die bessere Welt übergewechselt waren! Hätte ich doch versucht, eine – nebenbei bemerkt schon ganz ordentliche – Quantität in Qualität umzusetzen, hätte ich mich doch nur bedacht, wenigstens bedacht!

Nein, dazu reichte es bei mir nicht: Meine Kollektion weiter ergänzend, hatte ich gewissermaßen Kraft gesammelt, mich darauf eingestellt – egal wann, Hauptsache, nicht gleich –, zu erkennen, dass ich die Gabe meines Vaters besaß.

Eine geerbte Gabe!

Da klingelte es wieder an der Tür. Das Klingeln war so beharrlich, so anhaltend, so fordernd, dass ich in der Annahme, es sei wieder der Ruheständler, nicht erst zum Fenster, sondern gleich zur Tür ging. Ich sah nicht einmal durch den Spion.

Auf der Vortreppe stand Minajewa. Wie sie lächelte und das Riemchen ihrer Handtasche um den Finger wickelte, verriet: Das Biest war angetrunken.

»Hallo!«, sagte sie. »Ich wollte mal nachsehen, wie die Arbeit vorangeht. Ich störe doch nicht?«

»Die Arbeit geht voran.« Ich versperrte die Türöffnung, doch Minajewa beugte sich vor, schlüpfte unter meinem Arm durch und schritt mit wiegenden Hüften und klappernden Absätzen, das Riemchen ihrer Handtasche weiter um den Finger wickelnd, über den Fußboden meines Studios.

Sie hatte ein gutes Parfüm, das bestimmt an die hundert-siebzig Dollar kam, die Schuhe durften an die hundert und das Röckchen gut und gern dreihundert gekostet haben, den Preis des Jäckchens konnte ich nicht bestimmen. Ihre Pobacken rollten straff unter dem sie umspannenden Stoff, die Waden waren schlank. Sie war nicht übel, diese Minajewa!

»Selbst ich, die keinem glaubt, bin neugierig geworden, was das wohl für ein Genie ist.« Sie trat zum Tisch und drehte sich zu mir um. »Den ganzen Tag, von früh an, bekomme ich von Ihrem Freund zu hören: ›Oh, Genrich Genrichowitsch! Oh, mein Genosse! Ein großer Fotograf! Ein großer Retuscheur! Ein Unikum! Der einzige Meister seines Faches!‹ Ich habe es nicht länger ausgehalten! Mich hat immer alles Geniale angezogen. Also zeigen Sie's mir. Was haben Sie inzwischen geschafft? Oder sollten Sie noch gar nicht angefangen haben?«

»Ich erledige es pünktlich ...«, setzte ich an und klappte die Tür zu.

»Gerade das erscheint mir zweifelhaft!« Sie beugte sich über das Gerät, kniff die Augen zusammen, warf eine Haarsträhne aus der Stirn. »Hier haben Sie irgendeine alte Scharteke am Wickel! Seltsam! Was ist denn mit meiner Arbeit? Trotzdem möchte ich dabei sein. Das ist ja bestimmt so spannend!« Sie ging um den Arbeitstisch herum und blieb dicht vor mir stehen. »Nicht wahr, das ist doch spannend? Irgendwie habe ich diesen Eindruck. Umso mehr an Ihrer Seite. Sie sind ein interessanter Mann. Ich bin eine Menschenkennerin. Sieht man mir nicht an, wie? Aber es ist so! Nun?«

Sie erhob sich auf die Zehenspitzen und reichte mir die Lippen zum Kuss, zog sie jedoch sofort wieder zurück, presste einen Moment lang ihre Schenkel an mich, löste ihre Hände, trat einen Schritt zurück.

»Und legen Sie irgendeine schöne Musik auf! Etwas Fröhliches möchte ich hören!«

An das Gefühl, etwas Besonderes zu sein (es ist nicht wahr, dass das ausschließlich von zumeist unbegründeten Ansprüchen derer zeugt, die solche Gefühle haben), eine Ausnahmeerscheinung unter Durchschnittsmenschen, dass in mir etwas ist, was mich gegenüber allen anderen auszeichnet, hatte ich mich schon lange gewöhnt. Anfangs war es mehr ein Vorgefühl gewesen, eine vage Andeutung dessen, was die Zukunft bringen würde, was auf Grund meiner Besonderheiten Gestalt annehmen sollte. Doch seitdem ich in die Fußstapfen meines Vaters getreten war, bekam ich den Eindruck: Das existiert nicht in zeitlicher und räumlicher Distanz, sondern ist schon präsent, hier und heute, liegt in der Luft, umhüllt mich, un-

verständlich und unklar. Wobei dieses geheimnisvolle Etwas auf eine bestimmte, ebenfalls unverständliche Weise mit meinem Vater verbunden war.

Die Erklärung, dass es sich um einen gesetzmäßigen Zusammenhang handelte, da ich, Genrich Genrichowitsch, der Sohn und Genrich Rudolfo witsch der Vater war, befriedigte mich nicht – sie betraf nur den Zusammenhang selbst, nicht aber den Inhalt. Allmählich, Schritt für Schritt, versuchte ich Klarheit über meine Vorgefühle zu gewinnen, herauszufinden, woraus sie erwachsen. Ich versuchte zu erkennen, wovon die Gefahr ausging. Ich befragte meinen Vater nach unseren Verwandten, denn sollte einer meiner Onkel etwa schizophren gewesen sein, wäre es durchaus denkbar, dass diese Krankheit auch mich befallen hatte, und dann konnte meine Empfindungen am besten ein Psychiater erklären.

Doch Verwandte gab es keine. Nicht einen. Alle waren entweder noch während der Kindheit meines Vaters gestorben oder an den Fronten aller möglichen Kriege gefallen oder in den Zeiten dazwischen erschossen worden. Wer welche Krankheiten gehabt, wer woran gelitten, wer welche Vorgefühle gehabt hatte, blieb unbekannt.

Es war, als entledigte ich mich alles Fremden, aller Ablagerungen der Vergangenheit, um zum Kern vorzustoßen, den es, davon war ich überzeugt, geben musste. Das gelang mir, aber nur halb: Entfernte ich das Äußere, tat sich vor mir ein schwarzes Loch auf.

Mein Vater war ein undankbarer Zuhörer. Und er wurde noch undankbarer, wenn ich wieder und wieder darauf zurückkam, was er anscheinend gründlich satthatte: das Thema meiner Empfindungen, der allenthalben in der Luft liegenden Gefahr. Er antwortete einsilbig, speiste mich manchmal mit plumpen Scherzen ab, womit er

mich noch mehr in meiner Überzeugung bestärkte, dass Vorgefühle keine Bagatelle sind, dass etwas dahintersteht.

»Leidest du unter Verfolgungswahn?«, fragte er.

»Ja!«, erwiderte ich.

»Oder unter Größenwahn?«

Ich sagte wieder ja, versuchte ihm meinen Gedankengang zu erklären, doch er winkte ab.

Allmählich gab ich die Versuche auf, etwas von ihm zu erfahren. Besonders nach dem Umzug in das neue Haus und mein neues Studio hatte ich zunehmend den Eindruck, dass alles von meiner Arbeit herrührte, meinen wenn auch nur gelegentlichen Retuschierarbeiten. Ich stellte fest, dass das Gefühl der Gefahr sich verstärkte, wenn ich retuschierte. Es war, als überschritte ich eine Scheidelinie, hinter der statt des Gewohnten Gesetze und Regeln besonderer Art herrschten. Hier kam ich in Berührung mit einer völlig neuen Welt, in der mich lauter Unannehmlichkeiten erwarteten.

Das schwarze Loch begann zu pulsieren, und das war einer der Gründe, weshalb ich, ungeachtet des zwanghaften Bestrebens, Ungenauigkeiten zu korrigieren und fremde Mängel zu beheben, derartige Arbeiten äußerst ungern übernahm. Allenfalls konnte mich gute Vergütung reizen, mehr noch Lob für meine Fähigkeiten, die in der Tat vergleichbar waren mit dem, was der modernste Computer zu leisten imstande war, ja ihn bisweilen sogar übertrafen.

Mehr als an allem Lob und aller Vergütung lag mir an der Meinung von Frauen: Meine – keineswegs unbedingt rein männlichen – Qualitäten durch sie gewürdigt zu sehen war für mich stets höchster Lohn.

Meine Frauen unterteilten sich in zwei Kategorien: diejenigen, die man zu mir ins Studio brachte, und die Übrigen. Wie ich mich Ersteren gegenüber zu verhalten hatte, wusste ich. Hatten sie die Schwelle überschritten, gehörten sie bereits mir, zumindest teilweise. Es genügte, sie ein wenig zu locken. Ihnen etwas in Aussicht zu stellen. Sich in einem günstigen Licht zu präsentieren. Es war klar, dass ich als Fotograf nicht besser und nicht schlechter war als andere. Ich hatte eine glücklichere Hand – das ja.

Meine Retuscheurkunst, die war schon geeignet, mich auf den Sockel zu heben.

Zurückweisungen kamen auch vor, aber die konnten mich nie erschüttern. An die Stelle einer, die mich zurückgewiesen hatte, trat stets eine andere, die gern bereit war, mit mir wenigstens ein bisschen zusammen zu sein, wenigstens eine Nacht, wenigstens ein paar Stunden, wenigstens für die Zeit, die eine schnelle Nummer im Schlafzimmer beanspruchte.

Mit den Übrigen gab es Probleme. Sie waren nicht von mir abhängig, und obwohl Minajewa von Kulagin hergebracht worden war, gehörte sie dazu.

Ich erkannte sofort, weshalb sie hergekommen war: Sie wollte mich haben und war offenkundig enttäuscht, mich allein anzutreffen. Sie brauchte Zuschauer als Zeugen ihres raschen Sieges: Wäre Alina im Studio gewesen, hätte sie eine wahre Schlacht begonnen. Nicht um mich – nur um zu beweisen, dass sie die Stärkere war. Sich zu genießen, um den heißen Brei herumzureden, das hätte sie für überflüssig gehalten. Mochte ich ein Könner in meinem Fach sein, sie war es in dem ihrigen, dem allerwichtigsten.

»Hat es bei Ihnen eine Haussuchung gegeben?«, fragte sie beim Anblick der über den Fußboden verstreuten Fotos.

Ohne ihre Frage zu beantworten, las ich die Fotos auf, stopfte sie in die Kuverts und die Kuverts in die Schubkästen des Regals.

Sie setzte sich seitlich auf den Arbeitstisch, ließ das Schloss ihres Handtäschchens aufsnappen und nahm Zigaretten heraus.

»Kulagin hat mich ins Restaurant ausgeführt.« Sie zündete sich eine Zigarette an, stieß einen dünnen Rauchfaden aus. »Hat mich beruhigt. Sagte, Sie würden alles gut machen. Ich habe ihm Glauben geschenkt.«

Sie senkte den Blick und bemerkte die auf der Kundgebung gemachten Aufnahmen.

»Ja, Sie können was«, stellte sie fest. »Saubere Arbeit. Was mag wohl einer fühlen, der von einem Foto entfernt wird? Nichts? Kann das sein?«

Ich ging zu meiner Stereoanlage und schaltete Musik ein.

»Ganz nett«, sagte Minajewa beifällig, als sie die ersten Takte hörte. »Sie haben auch darin Geschmack. Was ist das? Ach, unwichtig! Also, was fühlt er wohl? Haben Sie sich mal darüber Gedanken gemacht?«

»Nein«, antwortete ich. Diese Frau schmeichelte mir hemmungslos, ohne irgendwelche Bedenken. »Ace of Base« verschlugen einem den Atem, die Musik strömte aus allen Ecken. »Aber man kann einen Härtestest durchführen. Eine Aufnahme von sich selbst machen und sich dann entfernen.«

»Täte es Ihnen nicht leid?« Sie stieß mit dem Ellbogen gegen das Retuschiergerät, das zur Seite kippte. »Besser, man probiert es an jemand anders aus.«

»Zum Beispiel?« Ich betrachtete ihre Lippen: Sie war regelrecht drauf und dran, mich zu verschlingen.

»Probieren Sie es an mir aus. Sie haben ja mein Foto. Oder wir machen noch eins.«

»Wir?«

»Natürlich wir! Künstler und Modell sind untrennbar. Wussten Sie das nicht?«

Sie sprang vom Tisch und knöpfte ihr Jäckchen auf: Sie hatte es über den bloßen Körper gezogen. Ihre durch die Reibung am Futterstoff erregten Brustwarzen visierten mich herausfordernd an.

»Legen Sie einen Film ein.« Sie zog sich weiter aus. »Wo soll ich mich hinstellen?«

»Da ...« Ich wies auf die mit Laken verkleidete Wand.

»Wie?«

»Wie Sie wollen.«

»Ihnen ist das egal? Aber das ist nicht professionell!«

»Wie Sie wollen!«

»Sie müssen es wissen! Aber mit mir kann man das nicht so machen. Mir darf man nicht die Initiative überlassen.«

Ich ging in die Küche, öffnete den Kühlschrank und nahm aus dem Türfach das Schächtelchen mit dem Film heraus. Das Telefon klingelte, ich nahm den Hörer von dem neben dem Kühlschrank hängenden Apparat ab.

»Du bist ja ganz verschollen, Söhnchen«, hörte ich die Stimme meines Vaters. »Hast mich völlig vergessen. Lässt nichts von dir hören. Schon fast zwei Monate.«

»Die Arbeit ...«, sagte ich, während ich beobachtete, wie die im Glas der Küchentür sich spiegelnde Minajewa verführerische Posen einnahm. Dass mein Vater anrief, war eine geradezu mystische Fügung – alles, was gerade

vor sich ging, erinnerte mich an die lange zurückliegende Geschichte mit der Frau aus dem Flussrestaurant.

»Komm zum Essen zu mir«, sagte mein Vater. Ich habe heute etwas Gutes zu Mittag. Wann bist du hier?«

»Ich weiß nicht. In zwei Stunden vielleicht.«

»Ich erwarte dich in einer halben Stunde!« Und mein Vater legte auf.

»Müssen Sie irgendwohin?«, fragte Minajewa, als ich in das Studio zurückkehrte.

»Ja. Ich muss zu meinem Vater fahren.«

»Wann?«

»In einer halben Stunde.«

»Und Sie glauben, mit mir bis dahin fertig zu werden?« Minajewa lachte. »Versuchen Sie es!« Und mit graziös um den hohen Stuhl geflochtenen Beinen lehnte sie sich zurück. Ihr von den Spangen befreites Haar reichte fast bis zum Fußboden hinunter.

»Womit arbeiten Sie im Allgemeinen?«, fragte sie zur Decke hinauf.

»Ihretwegen auch heute – mit einer ›Rolleiflex‹.«

»Klingt hübsch!« Sie lächelte schief. »Rollei, Rolex, Rolls-Royce. Wenn man solche Wörter ausspricht, fühlt man sich als Baronesse.«

»Warum als Baronesse?« Ich öffnete den Panzerschrank und nahm die Kamera heraus.

»Warum nicht?«, fragte sie zurück. »Nun, ich bin so weit. Fangen Sie an! Wir haben wenig Zeit.«

Fünftes Kapitel

In der Wohnung meines Vaters machte ich die Bekanntschaft dieser Frau.

Jetzt ist mir klar, dass ich ihr, hätte mein Vater nicht so spezifische Fähigkeiten besessen, nie bei ihm begegnet wäre. Genauer gesagt, sie wäre nie mit diesem Auftrag der besonderen Art zu ihm geschickt worden. Die Leute, die sie dirigierten, und sie selbst schätzten die Situation ganz zutreffend ein: ein alter, einsamer Mann, der der Fürsorge und Zuwendung bedurfte, und eine junge Frau, die scheinbar einen Beschützer suchte. Um sich seine Illusion zu erhalten, die alten Jahre wenn schon nicht der Jugend, so doch wenigstens der Reife seien wiedergekehrt, würde mein Vater ihnen gewiss Zugriff auf seine Gabe gewähren. Sie waren dem Erfolg sehr nahe, hatten sich alles richtig ausgerechnet, einige Kleinigkeiten jedoch nicht berücksichtigt, die sich als entscheidend herausstellen sollten.

Nicht nur, dass mein Vater um seine Gabe wusste. Schon lange, wahrscheinlich vom letzten Arbeitstag an, hatte er erwartet, dass jene, die seiner erneut bedurften, aufkreuzen würden. In der letzten Zeit rechnete er damit von Tag zu Tag. Und bereitete sich darauf vor. Er hatte nicht die Absicht, zur leichten Beute für sie zu werden, versuchte zumindest einigermaßen für seinen Schutz zu sorgen: ließ sich eine neue Tür aus Stahl einbauen und Gitter an den Fenstern, verließ kaum noch das Haus, und nachdem sie zum ersten Mal auf der Schwelle seiner

Wohnung erschienen war, setzte er ganz auf diese Frau, die für ihn nicht nur zur Haushaltshilfe, sondern auch zur Gesprächspartnerin und – bis zu einem gewissen Grade – zur Vertrauensperson geworden war.

Doch den Ausschlag gab etwas anderes.

Meinem Vater war sehr wohl bewusst, wer sie war, wer hinter ihr stand und worum es ihnen allen ging. Von Letzterem erfuhr er von ihr, aber alles andere fand er selbst heraus. Es genügte ihm, diese Frau zu Gesicht zu bekommen, damit er den ersten Anstoß erhielt. Mein verrückter Vater erkannte sofort, wem sie ähnlich sah, doch da es für ihn keine Vergeltung von oben (oder auch von unten – unwichtig!) gab, glaubte er nicht daran, dass seine Taten registriert worden waren und aufgerechnet werden könnten, dass ihm irgendwann von gewissen höchsten oder untersten göttlich infernalischen Instanzen die Rechnung präsentiert werden würde.

Für ihn war eine solche Sühne reine Erfindung.

Folglich konnte Strafe allein von denen ausgehen, die professionelle Strafende waren.

Sie erwies sich als eine kluge Frau, scharfsinnig und fähig zu vermuten, dass mein Vater seine Gabe geerbt hatte, und dass sie vom Vater auch auf den Sohn übergegangen sein könnte. Zunächst verriet sie niemandem etwas. Sie handelte auf eigene Faust und hätte, was sie beabsichtigte, beinahe erreicht, zumal ich bei ihrem Anblick einen leichten Stich im Herzen verspürte – diese Frau war der Mensch, auf den ich seit vielen, vielen Jahren gewartet hatte.

Ich erleichterte ihr die Aufgabe, begann sogar an einen Wettstreit mit meinem Vater zu denken, Varianten durchzuspielen, Dreiecke zu bauen. Das kam ihr sehr gelegen,

doch woher sollte sie wissen, dass auch mir diese erstaunliche Ähnlichkeit aufgegangen war!

Sie konnte es ebenso wenig wissen, wie die, denen Bestrafung oblag, etwas von der uralten Geschichte mit Lisa wissen konnten: Lisas Tod war in die Zuständigkeit einer anderen Behörde gefallen, der des Inneren.

Einen Zusammenhang mit der Staatssicherheit gab es bei solchen Todesfällen nie.

Vor der Wohnungstür meines Vaters hielt ich inne. Bin ich tatsächlich so lange nicht hier gewesen?, überlegte ich.

Nicht nur die Tür war neu: Die verstärkte, ebenfalls metallene Türfüllung war stabil in das alte Ziegelgemäuer eingelassen. Meine Verwunderung war zunächst so groß, dass ich eine halbe Treppe tiefer stieg, zu dem nach dem Hof gehenden Fenster. Nein, ich hatte mich nicht getäuscht: Meine Hände legten sich auf das kalte marmorne Fensterbrett, und meine Finger ertasteten die vor langer Zeit hier eingeritzte, jetzt praktisch verwischte Inschrift »Gen + Lis = L«.

Lisa hatte eine Etage tiefer gewohnt.

Ich sah zum Fenster hinaus: Der Hof war leer, doch das Gefühl, beobachtet zu werden, das mich gleich bei meinem Eintreffen beschlichen hatte, kam wieder auf. Ich blickte zu den Fenstern des gegenüberliegenden Hausflügels. So war es: Jemand, der beide Hände gegen das Glas gelegt hatte, sah durch ein ebenso staubiges Treppfenster zu mir herüber. Ich öffnete rasch mein Köfferchen, nahm die alte »Nikon« heraus, meine Kamera für alle Tage, und trat ein Stück zur Seite. Nachdem ich den Apparat eingestellt hatte, machte ich einen Schritt nach vorn, fing im Sucher das Fenster drüben ein, doch der rätselhafte

Beobachter prallte jäh zurück, verwandelte sich in einen nebligen Schatten und war verschwunden.

Ich richtete das Objektiv auf die Haustür. Meine Hände zitterten leicht. Endlich ging die Tür auf, ich legte den Finger auf den Auslöser, doch aus dem Eingang trat ein gesetzter Herr im Sommermantel über dem hellgrauen Anzug, mit Schlips und Sonnenbrille. Der Herr hielt die Tür auf und ließ einer nicht weniger gesetzten Dame den Vortritt. Rein mechanisch machte ich noch eine Aufnahme – die Dame hakte sich bei dem Herrn ein, und sie gingen ohne Eile auf den Torbogen zu – und setzte die Kamera ab: Der Beobachter hielt sich entweder versteckt, oder ich begann allmählich den Verstand zu verlieren.

Als ich zur Wohnungstür zurückkehrte und läutete, zuckte ich vor Überraschung zusammen. Direkt in mein Gesicht zischte ein gekonnt getarnter Lautsprecher die verzerrte Begrüßung meines Vaters:

»Guten Tag! Ich freue mich sehr über Ihren Besuch. Bitte stellen Sie sich auf die roten Fliesen, das Gesicht zur Tür, und bewegen Sie sich fünf Sekunden lang nicht.«

Ich senkte den Blick – vier Fliesen vor der Tür waren rot und stachen durch ihre Neuheit ab von den übrigen, von der Zeit gedunkelten, abgenutzten, blassgelben –, stellte mich gehorsam auf die Fliesen, nahm Haltung an, hob den Kopf.

»Danke!«, erklang es aus dem Lautsprecher, der Riegel des einen Schlosses glitt zur Seite, auf mich richtete sich das darunter verborgene Objektiv eines Minifotoapparats, doch dass auch der Riegel des zweiten Schlosses zur Seite glitt, bemerkte ich nicht mehr. Ein Blitzlicht schaltete sich ein, der Auslöser klickte, ich kniff instinktiv die Augen zu.

»Ich bitte um Entschuldigung, aber wir müssen das Ganze wiederholen. Bitte versuchen Sie, nicht zu blin-

zeln, wenn es wieder blitzt«, sagte die Stimme meines Vaters schon etwas spöttisch.

»Papa! Mach auf!«, rief ich, mir die Augen reibend.

»Bewegen Sie sich fünf Sekunden lang nicht!« Mein Vater war unerbittlich, und ich musste mich konzentrieren.

Der Blitz erhellte mein Gesicht, der Verschluss wurde ausgelöst.

»Danke! Die Tür ist offen. Herzlich willkommen!«, ertönte es aus dem Lautsprecher, und die Schlösser schnappten auf.

Ich zog die Tür am Griff auf, trat in den dunklen Korridor und hörte, wie hinter mir die Tür automatisch zuklappte. Der Blitz hatte mich geblendet, aus dem Korridor, in dem ich mein Kofferchen zurückließ, fand ich mit Mühe, mir wieder die Augen reibend, den Weg zum großen Zimmer, in dem wie gewohnt die dunklen Gardinen zugezogen waren, der große Kronleuchter, die Steh- und die Wandlampe brannten, der massive Schreibtisch war mit Papieren überhäuft, der dicke Teppich dämpfte die Schritte.

»Papa! Wo bist du?«, rief ich, in der Mitte des Zimmers innehaltend.

Neben dem Zeitschriftentischchen stand ein tiefer, niedriger Sessel, auf dem Tischchen selbst befand sich das Bedienungspult für den Fotoapparat samt Blitzlicht und für die Türschlösser. Aus dem Pult ragte ein dem Sessel zugewandtes Mikrofon mit einem elastischen Kabel und einem blinkenden roten Lämpchen.

Ich beugte mich über das Pult und drückte aufs Geratewohl einen der Knöpfe. Es knackte leise, eine Tonbandkassette begann sich zu drehen.

»Guten Tag! Ich freue mich sehr über Ihren Be ...«

Hastig drückte ich einen anderen Knopf und vernahm das Geräusch des Blitzlichts hinter der Wohnungstür.

»Den Filmwechsel übernimmst du auch?«, drang die Stimme meines Vaters an mein Ohr.

»... such. Bitte stellen Sie sich auf ...«

Ich drückte einen Knopf nach dem anderen, die Stimme meines Vaters wurde unnatürlich hoch und verzerrt, die Worte flossen ineinander:

»Tramilitwolherand!«

»Ausschalten! Betätige den Schalter! Ich bin in der Küche!«, rief mein Vater, ich drückte den großen roten Knopf mit der Bezeichnung »Netz«, trat in den Korridor, blieb in der Küchentür stehen.

»Grüß dich!«, sagte ich. »Was ist das für ein Lärm?« Und wies mit dem Kopf auf das Badezimmer. »Hast du dir eine Waschmaschine gekauft?«

»Ja«, erwiderte mein Vater selbstzufrieden. Er saß am Tisch, mit dem Rücken zum Fenster, zwischen den aufgezogenen Gardinen flutete das Sonnenlicht herein, sodass ich mir wieder die Hand vor die Augen halten musste.

»Bist du geblendet, meine Guter? Jetzt weißt du Bescheid! Tritt ein, tritt ein! Setz dich!« Mein Vater forderte mich mit ausholender Geste auf, am Tisch Platz zu nehmen, auf dem eine kleine beschlagene Karaffe funkelte und diverser Imbiss bereitstand, dazu drei Gedecke. »Du hast auf dich warten lassen! Wann wolltest du hier sein, hm?« Er erhob sich leicht von seinem Stuhl und rief:

»Tanja! Tanja! Genrich ist da, mein Sohn! Tanja!«

»Was für eine Tanja?«, fragte ich, während ich mich an den Tisch setzte. »Und warum sind Gitter an den Fenstern?«

»Bei mir ist kleine Wäsche«, sagte mein Vater, meine Frage nach den Gittern ließ er unbeantwortet. »Hast du

etwas zu waschen? Dann kommst du gerade richtig. Eine ›Philips‹, bester Superextrakapitalismus aus Holland. Tanja! Hört wohl nicht?! Na schön!« Er zeigte auf die Karaffe. »Gieß ein! Wenn du sagst, du musst noch fahren, bist du nicht mehr mein Sohn! Nun?! Warum die Verspätung, he? Ich möchte wissen, warum? In die Augen, sieh mir in die Augen!« Und er lachte laut auf.

Ich füllte das Glas meines Vaters, goss mir selbst ein, stellte die Karaffe zurück und rieb mir die Hände, die bereits eiskalt geworden waren.

»So hättest du es längst machen sollen! Einfacher muss man sich verhalten, Söhnchen, verständlicher! Du bist zu kompliziert geworden! Und tu uns was auf die Teller. Mir unbedingt Hering. Und Zwiebeln.« Mein Vater sprang auf, rempelte mich mit der Schulter an, lief in den Korridor und riss die Badtür auf.

»Tanja! Pause! Diese Technik verlangt kein ständiges Dabeisein. Lassen Sie alles stehen und liegen, und kommen Sie zu uns. Ich mache Sie mit meinem Sohn bekannt. Das ist eine prima Gelegenheit. Was für ein Sohn! Er hätte Diplomat oder ein namhafter Wirtschaftswissenschaftler werden können, stattdessen ... Wie? Ja, er hat eben nicht auf seinen Vater gehört. Gut, gut! Wir erwarten Sie!« Er kam zurück, setzte sich auf seinen Platz und zeigte auf das dritte Glas.

»Schenk Tanetschka ein!«

Ich behauchte meine Finger, nahm die Karaffe und füllte auch das dritte Glas.

Mein Vater griff nach dem seinen und sah mich an.

»Auf dich, mein Lieber!« Er trank aus, spießte ein Stückchen Hering auf die Gabel und fuhr kauend fort:

»Tanetschka ist ein fabelhafter Mensch! Verschönert mir nach Kräften meine Tage. Unterstützt mich. Ohne sie

würde ich eingehen. Bei meinem Herzen. Und meinen Nieren! Und meiner Leber!« Mein Vater brummte zufrieden. »Ich bin ganz verrottet. Durch und durch! Und sehr alt! Zu nichts Gutem zu gebrauchen. Eine Null geworden! Was sitzt du da? Gieß ein!«

Ich füllte wieder das Glas meines Vaters, und er beeilte sich, es auszutrinken.

»Betreut mich besser als eine Krankenpflegerin«, fuhr er mit einem Ächzer fort. »Das« – er schnippte mit dem Fingernagel gegen die Karaffe –, »das verbietet sie mir strengstens! Ich sage ihr einfach, du hast das getrunken, gut?«

»Gut. Aber du trinkst wirklich besser nicht!«

»Kusch! Er wird mich belehren! Lässt sich monatelang nicht blicken, man ruft ihn an: ›Komm her!‹, und er braucht zwei Stunden! Nicht zu glauben! Gieß ein, gieß ein!«

Ich goss ein.

Mein Vater war kaum wiederzuerkennen. Gar nicht mal deswegen, weil er eine Frau im Hause hatte. Sorgfältig rasiert, mit einem frischen Hemd, nach teurem Eau de Cologne duftend, wirkte er wie ein völlig anderer Mensch. Vor allem die Augen. Die Augen blitzten jung unter den schweren Brauen, sie hatten ihre frühere zartblaue Farbe wiedergewonnen, die roten Äderchen, zwischen denen die Regenbogenhaut förmlich unterging, waren schmaler geworden. Was mag das für eine Frau sein?, überlegte ich -Tanetschka ...

»Erzähle!«, sagte mein Vater mit vollem Mund.

»Worüber?« Ich stellte die Karaffe hin und spießte ein Gurkenscheibchen auf.

»Einfach so! Hast du nichts zu erzählen?« Mein Vater legte die Gabel hin und sah mich ernst und aufmerksam an.

»Arbeit habe ich, Geld auch«, sagte ich kauend. »Kulagin, Kolka, du erinnerst dich doch, ich habe von ihm erzählt, er ist jetzt mein Agent. Bringt Kunden zu mir. Macht Werbung. Allerdings etwas aufdringlich. Aber er unterstützt mich. Das ist ihm nicht abzusprechen.«

»Für wie viel?«

»Was ›für wie viel‹?«

»Wie viel nimmt er für sich?«

»Ehrlich gesagt, ich weiß es nicht.« Ich angelte mit der Gabel nach einem Schinkenscheibchen. »Er nimmt sich einen entsprechenden Anteil. Schließlich arbeitet er. Ist mir egal.«

Mein Vater beugte sich leicht vor.

»Weiber?«

»Was ›Weiber‹?« Das Schinkenstück fiel von der Gabel, ich musste noch einmal zustechen, und jetzt wurden gleich drei Scheibchen meine Beute.

»Beklagen sich nicht?«

»Weswegen?«

»Stellst dich dumm, wie?« Das Gesicht meines Vaters hatte sich zugespitzt, die Lippen waren zusammengepresst: Diese Grimasse zeugte davon, dass er sich zu ärgern begann. »Schön, stell dich nur weiter dumm. Also, du knipst, schabst und denkst an gar nichts? Ja?«

»Ist nicht viel mit Schaben. Retuschieraufträge gibt es praktisch keine. Die Computerära hat begonnen. Weißt du das nicht? Ich bin wahrscheinlich der letzte Retuscheur im Lande. Ich gehöre ins Rote Buch.«

»Weißt du«, bemerkte mein Vater mit gesenkter Stimme, »dein Großvater, der beste Fotomeister Ihrer Kaiserli-

chen Hoheiten Fotoateliers von M. I. Gribow, Fotograf der Kaiserlichen Russischen Wasserrettungsdienstgesellschaft, Moskau, Wolchonka 7, hat Retuscheure für Lakaien gehalten.«

Er sah sein Glas an und richtete dann den Blick auf mich.

»Der Ahnherr der Retuscheurtradition bin ich. Der Begründer. Und du bist der Erbe. Der Bewahrer der Tradition. Und mit dir soll alles sterben? Schade, dass ich es nicht geschafft habe, beizeiten eine Firma zu gründen, ›Miller & Sohn‹. Klingt doch nicht übel, wie?«

»Nicht übel«, bestätigte ich.

Ein paar Minuten zuvor, als ich hörte, dass die Waschmaschine ausgeschaltet wurde, hatte ich begonnen, mich auf die Begegnung mit der Frau einzustellen, die meinen Vater so verwandelt hatte. Und ich war auf alles Mögliche gefasst, bloß nicht auf eine, die so aussah. Nach dem ersten ihr zugeworfenen Blick sah ich sofort meinen Vater an.

Er durchbohrte mich regelrecht: Die Frage: »Na, wie ist sie? Hübsch? Erkennst du sie wieder?«, stand ihm ins Gesicht geschrieben. Ich nickte – ja, sie ist hübsch, ja, ich erkenne sie! Und erhob mich. »Guten Tag ...«, sagte ich.

Lisa! Die um zehn, zwölf Jahre gealterte Lisa stand vor mir. Nur der voller gewordene Busen, der sich unter dem in die Jeans gesteckten T-Shirt wölbte, das etwas spitzere Kinn und die strammeren Schenkel machten den Unterschied aus, in allem Übrigen war sie wie Lisa. Hohe Jochbeine wie bei Nordländern – jemand von ihren Großeltern stammte aus Schweden oder Norwegen –, aus dem schmalen blassen Gesicht vortretende Augen, ein hoher,

schmaler Hals. Und – als Dissonanz – volle, kräftig rote Lippen. Eine Schönheit? Nein.

Aber so, dass ich meinen Blick nicht losreißen konnte. Ich war versucht, sie bei der Hand zu fassen und an mich zu ziehen. Sie zu fragen: »Wo bist du die vielen Jahre gewesen? Warum hast du nichts von dir hören lassen? Hastest du mich nicht mehr lieb? Hast du mich vergessen? Ich bin es doch, Genrich, Gena!«

Was hätte sie wohl geantwortet. Nichts, denke ich. Sie hätte kein Wort verloren. Hätte mich verwundert angesehen, sich genauso gelassen auf den freien Stuhl gesetzt und nach ihrem gefüllten Glas gegriffen.

Ihr Pendant war ebenfalls erstaunlich ausgeglichen. Äußerlich, bis zu einem gewissen Grade. Sogar kühl, emotionslos konnte es erscheinen. Die vollen Lippen waren fest aufeinandergepresst, allein die Flügel der schmalen Nase verrieten ihre Gemütslage.

Lisa, meine Liebe!

Meine Liebe seit der ersten, nein, der dritten Klasse – sie waren im Herbst vierundsechzig in unser Haus eingezogen. Ein Mensch, dessen Verschwinden die Welt für immer unvollständig, schadhaft gemacht hatte. Die nach ihrem Fortgang entstandene Leere hatte sich als unausfüllbar erwiesen. Solche wie sie gab es nicht, konnte es gar nicht geben. Alle anderen waren ersetzbar.

Sie nahm Platz. Ihre Schlüsselbeine hoben und senkten sich, ein kleines Muttermal, genau wie bei Lisa, tauchte kurz in der kleinen Mulde über dem Schlüsselbein auf.

Dieses Muttermal musste sich noch an meinen Kuss erinnern. Meine Lippen waren ja allmählich zu Lisas Lippen emporgewandert: Zuallererst hatte ich sie auf ihren Spann geküsst – wir waren um die Wette gelaufen, sie hatte sich den Fuß verknackst, ich versuchte den Schmerz

zu lindern-, dann folgte das Muttermal – sie wollte mir das Rechenbuch nicht geben, wir begannen zu ringen –, und erst im Sommer, nach der neunten Klasse, nach den Ferien, kamen die Lippen dran – wir hatten uns abends im Hof getroffen, am Torbogen, sie sagte »Grüß dich!« und erhob sich auf die Zehenspitzen.

Ich erinnerte mich, wie alle drei Küsse geschmeckt hatten. Staubig, schweißig, mit dem Geschmack von Berberitzenbonbons.

Am besten war natürlich daran der Berberitzengeschmack gewesen. Zwei Nachkommen nordischer Ahnen. Ein Schüler und eine Schülerin. Beide, wie wir später einander gestanden, erschöpft von Onanie.

»Ich habe mich so gelangweilt ohne dich!«, sagte sie.

»Ich habe mich auch gelangweilt ohne dich!«, sagte ich.

Wie fade klangen meine Worte!

Wir gaben einander keine Versprechen. Schworen keine ewige Liebe. Wir liebten uns einfach, wie Fünfzehnjährige lieben können. Beide erwarteten wir die Liebeserklärung des anderen. Wir genierten uns.

Lisa entschloss sich als Erste.

»Ich liebe dich!«, sagte sie und errötete.

Ich errötete auch. Wir standen beieinander, rot wie Tomaten.

Oh, verdammt!

War das wirklich einmal gewesen? Und wie hatte sie es geschafft, sich von mir zu lösen? Dort, wo sie jetzt weilte, musste das Jahr nur halb zählen!

Mein Vater wurde sehr schnell betrunken. Auf unschöne, greisenhafte Weise. Sein Gesicht quoll auf, die Augen begannen zu tränen, er redete immer lauter und lauter,

fuchtelte mit den Armen, warf dabei die Karaffe um und rutschte schließlich vom Stuhl.

Tatjana und ich bugsiierten meinen Vater ins große Zimmer und setzten ihn in einen Sessel. Er machte Anstalten, sich aufzulehnen, versuchte uns zu erklären, dass er überhaupt nicht betrunken, dass es unangebracht sei, einen hinfälligen Greis aus ihm zu machen, beruhigte sich dann jedoch, legte die Arme auf die Lehnen und schloss die Augen. Aus dem leicht geöffneten Mund rann Speichel, der Kragen seines neuen Hemdes färbte sich dunkel. Allmählich sank sein Kopf zur Seite, er seufzte tief auf und war weg.

Ich trat ans Fenster und zog die Gardinen auf. Die Fenster im großen Zimmer waren gleichfalls vergittert, doch dahinter spielten die Lichter der abendlichen Stadt.

Nachdem ich die Lüftungsklappe geöffnet hatte, langte ich nach meinen Zigaretten und steckte mir eine an.

Auch ohne mich umzudrehen, wusste ich, was hinter mir vor sich ging: Tatjana saß neben dem Sessel, hielt fürsorglich die Hand meines Vaters, flüsterte ihm etwas Unhörbares, Ungereimtes, wie mir schien, eine Art Wiegenlied für Erwachsene, in das große, haarige weiße Ohr. In der Hand hielt sie die Fernbedienung und zappte sich durch die Fernsehprogramme, von einer Nachrichtensendung zur anderen.

»Ich bin nie hübschen Frauen begegnet, die sich mit solchem Interesse Nachrichtensendungen angesehen hätten«, sagte ich und blies dabei Tabakrauch zur Lüftungsklappe hinaus. »Wollen Sie gut informiert sein?«

Mit dem Rücken spürte ich ihren Blick.

»Will ich«, erwiderte sie.

»Ist das schon lange so bei Ihnen?« Ich wandte mich um.

»Sehr lange!« Sie lächelte. »Von Geburt an.«

»Ich habe den Eindruck, Sie fürchten, etwas zu verpassen«, sagte ich. »Sie warten auf eine wichtige Mitteilung, die ewig nicht kommt.«

Ihr Lächeln erlosch, sie richtete den Blick auf den Bildschirm.

»So ungefähr.«

»Oh, ich habe mich wohl etwas übernommen!«, gab mein Vater unverhofft von sich. »Genrich! Bist du noch da?«

»Noch ja, aber ich bin im Aufbruch.« Ich warf die Kippe zum Fenster hinaus. »Ich muss arbeiten. Ich würde gern dableiben, um mit euch zu Abend zu essen, aber ...«

Mein Vater fuhr sich mit dem Handrücken über den Mund und verzog gequält das Gesicht.

»Abendessen – nein, ohne mich. Ich gehe schlafen. Sich so volllaufen zu lassen! Beschämend! Tanja! Tanja!« Er rief nach ihr, als ob sie nicht bei ihm säße, nicht seine Hand hielte.

»Ich bin hier, Genrich Rudolfowitsch, hier.«

»Ah! Ja!« Mein Vater blinzelte wie ein müdes Huhn. »Eine Schande ist das, nicht wahr, Tanja?! Sich so zu betrinken!«

»Halb so schlimm.« Sie sprach im Ton einer Krankenschwester, die lange Jahre bei den angesichts ihrer übermäßigen Verantwortung übergeschnappten Mächtigen dieser Welt gearbeitet hatte. »Kommt vor, Genrich Rudolfowitsch, kommt vor. Möchten Sie, dass ich Ihnen Kefir bringe? Oder Zitronensaft? Was soll ich bringen?«

»Saft.« So betrunken mein Vater war, er sah noch klar und schien diese Bemutterung zu genießen.

Während Tatjana in die Küche ging, trat ich zum Sessel, beugte mich vor und gab meinem Vater einen Kuss auf die Wange.

»Papa! Ich gehe!«

Die Augen meines Vaters öffneten sich weit, nahmen einen völlig anderen Ausdruck an als noch vor einer Sekunde, er hob langsam den rechten Arm und legte ihn um meinen Hals.

»Sei vorsichtig!«, sagte er mit völlig nüchterner Stimme. »Sei vorsichtig!«

»Ich habe doch nicht getrunken.« Ich versuchte mich aus seinem Griff zu befreien, aber seine Finger umklammerten meinen Hals.

»Das meine ich nicht, du Dussel!« Er stieß mich von sich und lächelte schief. »Sei vorsichtig, Genka, sei vorsichtig!« Damit wandte er sich Tatjana zu, die mit einem Glas Saft aus der Küche kam. »Mach's gut!«

Ich wartete ab, bis mein Vater den Saft getrunken hatte, verabschiedete mich noch einmal und ging in den Korridor.

Tatjana, die Arme vor der Brust verschränkt, fragte, als ihr Blick auf mein Köfferchen fiel:

»Tragen Sie das immer mit sich herum?«

»Fast immer«, antwortete ich. »Soll ich Sie fotografieren?«

»Ein andermal. Alles Gute!«

»Alles Gute!« Ich nickte. »Es hat mich sehr gefreut, Ihre Bekanntschaft zu machen.«

Sie schlüpfte an mir vorbei und öffnete die Wohnungstür. Ich trat auf sie zu und bemerkte, dass sie mir die Hand reichte. Eine schlichte alltägliche, bei ihr jedoch erstaunlich gefühlvolle Geste.

Ihre Hand war heiß, trocken, zart. Ihre Stimme war die Lisas, und sie verhielt sich auch wie sie. Ich bin mir bis jetzt nicht sicher: Vielleicht ist es doch möglich, vielleicht ist Lisa zum Leben wiedererwacht und sieht hier unter anderem Namen nach dem Rechten?

Heute, etwa anderthalb Monate später, dürfte ich mit meiner Vermutung, was in der Wohnung meines Vaters geschah, nachdem ich gegangen war, der Wahrheit sehr nahe kommen. Zumal mein Vater keineswegs so simpel war, wie es zunächst den Anschein hatte.

Sie glaubte, ihn damit kirre machen zu können, dass sie ihn ein paarmal am Tage, auf direkte Weise oder durch Winke mit dem Zaunpfahl, zu tun veranlasste, worauf sie und die hinter ihr Stehenden es anlegten. Sie glaubte, er werde sich dem nicht entziehen, mit mehr oder weniger sanften Druckmitteln werde sie ihm schon ihren Willen aufzwingen.

Es gelang nicht.

Mein Vater, der nicht wusste, wie er sich aus dem Fangeisen befreien sollte, suchte Zeit zu gewinnen. Obwohl ihm klar war, dass er keine Chance hatte davonzukommen, dass sie unter keinen Umständen von ihm ablassen würden, ging er bei seinem Bestreben, Zeit zu gewinnen, von dem Prinzip aus: »Entweder der Schah stirbt oder ich.«³ Als er schließlich einen Ausweg fand, war es schon zu spät. Der Schah blieb, wie es so zu sein pflegt, am Leben.

Höchstwahrscheinlich kehrte sie, kaum dass die Tür hinter mir zugefallen war, ins Zimmer zurück und baute

³ Nach einem Spruch von Hodja Nasreddin, einem türkischen Volksweisen aus dem 13. Jh.

sich vor dem Sessel auf, in dem mein Vater saß, um ihn mit ihrem Blick zu durchbohren.

Seine Lider zitterten, die Augen öffneten sich leicht, und er sah ihre Gestalt vor sich. Im Gegenlicht. Einen Heiligenschein um den Kopf.

»Ich bitte dich eindringlich, lassen wir das«, sagte mein Vater leise. »Ich habe schon alles gesagt.« Indessen stellte er mit seinem Fotografenblick fest, dass die Haltung dieser Frau, der Spiegel ihrer inneren Welt, solcher zur Schau getragenen Beharrlichkeit nicht entsprach.

Sie zögerte aus irgendeinem Grund, bevor sie vom Zeitschriftentischchen die Fernbedienung nahm, auf einen Knopf drückte, die Lautstärke erhöhte.

»Angesichts des Produktionsrückgangs hoffen wir doch sehr, dass unsere Partner im nahen Ausland ...«, erklang es aus dem Fernsehgerät.

»Er?«, fragte mein Vater.

»Ja!«, antwortete sie, offenbar schon froh darüber, dass er so leicht zu erkennen gelernt hatte, worauf es ankam.

»Och!«, hauchte mein Vater. »Wie oft denn noch! Ich kann nicht mehr! Schalt aus!«

Sie machte den Ton natürlich lauter, und die Stimme aus dem Fernseher erfüllte die ganze Wohnung.

»... reale Ergebnisse werden nicht auf sich warten lassen.

Die Hauptsache ist jetzt ein durchdachtes, abgestimmtes Vorgehen aller Ministerien und der anderen zentralen Institutionen ...«

Immerhin stand meinem Vater eine brauchbare Ausflucht zu Gebote: Ich bin betrunken, kann keinen klaren Gedanken fassen, alles tut mir weh, mir ist übel, ich bin müde, ich kann ja auch sterben. Sie musste ihn schonen.

Sie half ihm zum Bett hinüber, half ihm beim Ausziehen, legte ihn hin.

Ich kann mir nicht vorstellen, nein, ganz und gar nicht, dass mein Vater trotz seines Alters nicht nach ihrem Hintern gelangt, ihn nicht wenigstens zu tätscheln versucht hatte, um unter seiner Greisenhand voller Pigmentflecke die Hitze ihrer Gesäßbacken, ihre nachgiebige Straffheit zu spüren. Ihr an die Wäsche zu gehen, dürfte er keinen Versuch gemacht haben, aber nach den Blicken zu urteilen, die er auf ihre prallen Brüste geworfen hatte, war auch das durchaus denkbar, gar zu zielgerichtet war sein Blick gewesen.

Allerdings vermute ich jetzt, dass sie ihre Brüste zu dem Zeitpunkt auch schon mir darbot. Sie wusste, ja ahnte noch nichts, traf aber bereits ihre Vorbereitungen.

Natürlich! Und ob mein Vater es versucht hat, doch ihm war die Bedingung gestellt worden: »Du tust, was dir gesagt wird, und erhältst Zugriff auf diesen Körper.« Anders ließ er sich ja nicht zwingen. Mein Vater war gefügig gemacht worden.

Also – das Schummerlicht des Schlafzimmers. Das Eisenbett mit der superharten Sprungfedermatratze. Das Licht der Nachttischlampe bricht sich in den vernickelten Verzierungen des Kopf- und Fußteils. Daneben der Nachttisch. Sie berührt das auf ihm stehende Wasserglas – darin das Gebiss meines Vaters –, lauscht auf seinen schweren Atem.

Ob mein Vater mit ihr seinen Schabernack trieb, oder schlief er wirklich?

Wie dem auch sei, sie beugt sich über ihn, zieht die Decke zu recht, richtet sich auf, und bevor sie das Schlafzimmer verlässt, blickt sie noch einmal prüfend zu ihm

hinüber, als wollte sie sagen: »Du entkommst mir sowieso nicht!«

Dann die Nacht. Draußen – das Panorama der Stadt, durch das Gitter in Quadrate eingeteilt. Sie sitzt in der Küche und raucht, aus dem Schlafzimmer ist die schwache Stimme meines Vaters zu hören, unterbrochen von schwerem Husten.

»Tanja! Tanja!«

Sie scheint nicht zu hören, nimmt einen tiefen Zug aus ihrer Zigarette, legt die Füße auf das Fensterbrett. Die Uhr schlägt. Und wieder:

»Tanja ...«

Nur noch schwächer.

Sie stößt Rauch aus, der in einem dichten Faden zur Lüftungsklappe zieht. Unten auf der Uferstraße hält mit kreischenden Bremsen ein Auto. Zwei Wagentüren schlagen, Frauenabsätze klappern über den Asphalt, Mannerschuhe schlurfen hinterher.

»Bleib stehen, du Aas!«, zischt der kaum hinterherkommende Mann. »Halt, du Biest!«

Tatjana tut noch einen Zug, nimmt die Füße vom Fensterbrett, steht auf, sieht zum Fenster hinaus. Am Bürgersteig – ein langer silbriger Wagen, an der Brüstung – ein Pärchen. Unklar, ob sie sich küssen oder in einer Auseinandersetzung auf Leben und Tod aneinandergeraten sind.

Am Morgen dann kam es zur Aussprache zwischen ihr und meinem Vater. Er unternahm einen letzten Versuch, sie zu überzeugen, dass es sich um einen Irrtum handele, dass der Wunsch für die Wirklichkeit ausgegeben werde – ein eher mechanischer Versuch in Katerstimmung. In einem langen Frotteemantel, ein Seidentuch um den Hals

geschlungen, kam er aus dem Badezimmer, wo er mit einer Bürste seine kümmerlichen Haare an den Schläfen geglättet hatte, und blieb vor der Küchentür stehen.

Er hatte schon lange gehört, dass Tanja aus dem Laden zurückgekommen war, aber die ganze Zeit Anlauf genommen, seine Kräfte gesammelt. Nun endlich stieß er die Tür auf und sah sie vor sich, wie sie die Einkäufe aus der Tasche auf den Küchentisch packte.

»Guten Morgen, Tanetschka!«, sagte er, doch sie gab keine Antwort.

Ohne sich umzudrehen, öffnete sie den Kühlschrank, um die eingekauften Sachen hineinzutun.

»Tanja! Ich wollte ... Kurz gesagt ...«, setzte mein Vater an. »Du musst verstehen ... Mir geht es schon wesentlich besser, ich kann auch allein ...«

»Hausmacherkäse gab es nicht. Ich habe Quark gekauft«, sagte sie.

»Prima!« Er trat einen Schritt vor und legte die Hand auf die Kühlschranktür. »Quark, das ist prima, aber ich wollte mit dir reden ...«

»Über die Schlüssel.« Auf ihrem von dem in die Stirn fallenden dichten, so zauberhaft duftenden Haar halb verdeckten Gesicht erschien ein schwer zu deutendes Lächeln.

»Manchmal habe ich den Eindruck, dass du Gedanken lesen kannst«, sagte mein Vater und setzte sich auf einen Stuhl. »Ja, Tanja, ich möchte, dass du mir die Schlüssel zurückgibst. Ich fühle mich wesentlich besser. Ich fühle mich ganz ausgezeichnet. Putzmunter. Und es ist mir einfach peinlich, dass du so viel Zeit für meine bescheidene Person opferst. Ich habe die Annoncen in der Zeitung durchgesehen. Da gibt es einen ganzen Teil mit Dienstleistungen, die angeboten werden. Zu recht passablen

Preisen. Du nimmst kein Geld von mir und gibst, das weiß ich, noch eigenes für mich aus.« Mein Vater begann allmählich die Stimme zu erheben. »So geht das nicht. Ich habe es dir schon einmal gesagt. Aber du machst weiter! Was hast du dir in den Kopf gesetzt?! Wie im Märchen kommt mir das vor! Unmöglich ist das!« Er schrie schon ziemlich laut.

Sie schloss den Kühlschrank, lehnte sich, die Arme vor der Brust verschränkt, dagegen und sah meinen Vater mit leicht ironischem Lächeln an.

Da änderte er seine Taktik:

»Niemand wird dir glauben! Damit kannst du keinem etwas beweisen!«, sagte er langsam, wie ermüdet. »Bestenfalls wird man dich auslachen, wenn nicht in die Klapsmühle stecken.« Schließlich sprang er von seinem Stuhl auf. »Was guckst du so? Na, was guckst du?«, schrie er wieder.

Sie nahm ihre Handtasche vom Stuhl, öffnete sie, nahm ein Kuvert heraus und aus ihm ein paar Fotos.

»Irgendeine!«, sagte sie mit gleichmütiger, wie lebloser Stimme. »Sie können frei wählen. Was macht es Ihnen aus? Wenn es ein Märchen ist, dann spielen Sie mit dem kleinen Mädchen. Sagen wir – diese! Oder – diese! Es kann auch diese sein! Wozu jemandem etwas erzählen? Mag alles unter uns bleiben!«

»Nein!«, schrie mein Vater weiter. »Nein! Du wirst mich nicht dazu bringen! Dieses Spiel ist für mich ausgespielt! Schluss! Schluss, Schluss, Schluss!« Er entriß ihr eines der Fotos, zerriss es und warf die Schnipsel hoch.

»Da siehst du! Da!«, rief mein Vater triumphierend, doch sie nahm ein zweites, ebensolches Foto aus dem Kuvert und trat einen Schritt vor.

Da beschloss mein Vater, einen Herzanfall zu simulieren. Er griff sich an die Brust, begann nach Luft zu schnappen, sank zurück. Sie fing ihn natürlich auf, half ihm ins Zimmer hinüber, setzte ihn in den Sessel, ging Tropfen holen, kam zurück, zählte die Tropfen in ein Glas mit Wasser ab, stellte sich vor meinen Vater, reichte ihm das Glas.

Alles umsonst! Es kommt nichts dabei heraus!, dachte mein Vater bestimmt, nahm mechanisch das Glas und stellte es auf die Armlehne des Sessels.

»Danke, aber besser, du gehst«, sagte er.

»Trinken Sie!« Sie ließ sich vor dem Sessel auf ein Knie nieder: das Erflehen eines Wunders, um sich diese Begabung zunutze machen zu können.

»Ich werde es trinken«, versprach mein Vater. »Nachdem du gegangen bist. Und die Schlüssel da gelassen hast!«

»Trinken Sie!«, wiederholte sie.

Mein Vater schloss die Augen und machte eine schwache Handbewegung, als wolle er sagen: Ich lasse dich gehen, ich bin dir nicht böse, du hast Irrtümer begangen, vermeide sie künftig.

Er hörte ihre Schritte. Dann das Öffnen der Wohnungstür. Die Tür fiel krachend zu. Mein Vater öffnete die Augen. Ihm war völlig klar, dass sie trotz allem wiederkommen würde, sein Gesicht verzerrte sich krampfhaft, und seine Hand presste das Glas immer fester.

»Nein!«, schrie mein Vater mit unnötigem Kraftaufwand. »Nein!« Und er schleuderte das Glas gegen die Wand.

Warum diese Halsstarrigkeit? Lag sie nur daran, dass man ihn jetzt bat, während er früher Befehle ausführen musste

oder aus eigenem Antrieb handelte? Auf jeden Fall hätte er mit seiner Zustimmung für meine, seines Sohnes Sicherheit gesorgt. Ja, so war mein Vater, doch hatte er alles dafür getan, damit unsere gemeinsame Gabe – nunmehr kann man das wohl so bezeichnen – in meinen Händen aufs Neue zur Geltung kam.

Gut einen Tag später erzählte er mir dann doch, was ihn bewegte, von seinem Vorgefühl, dass sie wiederkommen werde. Er versuchte sogar, mir zu erklären, was für eine Frau sie war, aber ich hörte nicht zu. Was völlig verständlich ist: Mich beschäftigte, was mit mir selbst geschehen war. Die zwischen ihr, meinem Vater und mir bestehende Verbindung zu erkennen, daran zu glauben, dass die väterliche Gabe jetzt tatsächlich auch die meinige war – nein, nicht erst jetzt, sie war es schon immer gewesen! –, sträubte ich mich, trotz meiner eigenen Entdeckungen und Vermutungen, trotz dieser Andronkina zu guter Letzt!

Sechstes Kapitel

Ob ich beschattet wurde, als ich das Haus meines Vaters verließ? Möglich, aber ich stand so unter dem Eindruck des Erlebten, dass ich mich nicht umsah, niemanden und nichts bemerkte.

Als ich die Wagentür aufschloss, einstieg, mich anschnallte und den Motor anließ, trat allerdings aus dem Eingang gegenüber ein Mann mit Lederjacke, die offenkundig nicht recht zum Wetter passte. Ich wendete, bog in die Toreinfahrt ein und beobachtete ihn im Rückspiegel. Der Mann zog aus der Innentasche ein Sprechgerät, drückte, während er mir nachblickte, auf einen Knopf, um sich mit jemandem zu bereden.

Ob es um mich ging? Damals verwendete ich darauf keinen Gedanken, gibt es doch neuerdings Leute mit Sprechgeräten zur Genüge.

Zu Hause ging ich sofort an die Arbeit. Ich weiß nicht, was mich dazu bewog, aber als Erstes beschloss ich, den Auftrag des Restaurantbesitzers zu erledigen.

Mit Hilfe der zuverlässigen »Linhof« stellte ich ein Negativ 24 x 30 her und befestigte es nach dem Trocknen im Retuschiergerät.

Obwohl der eine zu Entfernende seinem linken Nachbarn den Arm um die Schultern gelegt hatte, stand er nicht ganz dicht neben ihm und hatte niemanden rechts

neben sich. Sacht führte ich ein ums andere Mal den Schaber von oben nach unten über diese Gestalt.

Sie verschwand.

Dann nahm ich mir den Zweiten vor.

Mit ihm hatte ich einige Mühe, doch bald schon begann ich auf die leeren Stellen des Negativs Graphitpulver aufzutragen. Ganz vertieft in meine Arbeit, verlor ich das Zeitgefühl, hin und wieder nur steckte ich mir zur Entspannung eine Zigarette an und kühlte die Hände an meiner geliebten Metallkugel.

Kulagins Anruf erreichte mich in einer Art Retuscheur-apotheose. Ich nahm den Hörer ab und klemmte ihn zwischen Schulter und Kinn.

»Was gibt's?«

Seit sich Kulagin an mich gehängt hatte, versuchte ich dahinterzukommen, was er für einer war. Ein undurchsichtiger Typ. Ich wusste praktisch nichts über ihn. Ob er verheiratet war, was er machte, wenn er nicht mit mir zu tun hatte, wofür er sich interessierte – all das war mir unbekannt.

Er kümmerte sich eifrig um meine Angelegenheiten, sprach mich mit dem deutschen Wort »Genosse« an, borgte sich häufig Geld. Allerdings biederte er sich nicht an, wurde mir nicht lästig mit Gesprächen, und wenn er manchmal ins Reden kam, so geschah es zurückhaltend, ohne Schwatzhaftigkeit. Er schien um den Eindruck eines seriösen, gescheiten Menschen bemüht.

Doch allmählich trat eine Eigenschaft besonders deutlich zutage: Neid.

Kulagin war sehr neidisch, aber auch das auf besondere, auf Kulagin'sche Art. Auf meine Einkünfte zum Beispiel war er nicht neidisch. Auch nicht darauf, dass manche Mädchen bei mir blieben, während sie ihn abblitzen

ließen. Sein Neid kam immer plötzlich zum Ausbruch, für mich völlig unerwartet.

So auch diesmal. Er war mit Minajewa in dem Restaurant speisen gewesen, von dessen Besitzer ich den Auftrag erhalten hatte, hatte danach aber von ihr einen Korb bekommen mit der Erklärung, sie wolle zu mir fahren und sich von ihm auch noch herchauffieren lassen. Damit nicht genug, hatte sie Kulagin bestimmt noch an seiner wunden Stelle getroffen, als sie andeutete, was sie in meinem Studio vorhabe.

Kulagin flocht Wortgespinste, trachtete, seinen Neid zu verbergen, doch der guckte ihm aus allen Knopflöchern.

»Ja, sie ist bei mir gewesen«, gestand ich. »Du darfst vor allem nicht eifersüchtig sein, Kolka!«

Kulagin erklärte, er sei überhaupt nicht eifersüchtig, er hätte bloß gern gewusst, ob die Minajewa nicht immer noch bei mir stecke. Sie ließ ihm einfach keine Ruhe!

Ich verneinte es.

Da wollte Kulagin wissen, ob ich sie gebumst hätte.

Ich sagte ihm die Wahrheit.

»Nein, ich habe sie nicht gebumst, obwohl sie sich anbot. Glaubst du's nicht?«

Kulagin glaubte es nicht. Er näselte, wir beide seien Freunde und Freunde vertrauten einander, ich ihm aber nicht.

»Ich vertraue dir«, sagte ich. »Ehrlich, Kolka, ich vertraue dir. Bloß hör auf damit! Bitte! Gut?«

Kulagin sagte, er werde ganz bestimmt damit aufhören, wenn ich ihm den Grund erklärte.

»Was für einen Grund?«, fragte ich.

»Warum du sie nicht gebumst hast!«

Er ödete mich dermaßen an, dass ich ihm, wenn es gegangen wäre, bestimmt eins in die Fresse gegeben hätte.

»Weil ich dazu keine Zeit hatte!«, brüllte ich.

»Keine Zeit? Du? Na, du machst mir Spaß!«

»Hol dich der Kuckuck!« Ich warf den Hörer auf die Gabel.

Keine Minute war vergangen, als Kulagin erneut anrief.

Ich überlegte eine Weile, ob ich abnehmen sollte oder nicht, tat es dann aber doch.

»Was ist denn noch?«, fragte ich.

Kulagin war wie verändert.

»Genosse, hast du schon an ihrem Auftrag gearbeitet?«, erkundigte er sich.

»Nein«, erwiderte ich.

»Genosse, ich habe dich nie angetrieben, bitte dich jetzt aber sehr darum – erledige das schnell. Wenigstens sie. Ihr Foto ist das schlechteste. Erledige es schnellstmöglich. Heute. Gleich.«

»Ich mache es! Heute!« Ich knallte den Hörer auf den Apparat, nahm die Fernbedienung vom Tisch, richtete sie auf die an der Wand stehende Stereoanlage, drückte »Power«, dann »Play«.

Nichts tat sich.

Ich drückte noch einmal »Play«. Wieder nichts.

Da stand ich auf und ging, unterwegs eine Lampe nach der anderen einschaltend, zu der Anlage. Auf der Musiktruhe lag ein Zettel: »Ich habe meine CDs mitgenommen. Sie gehören übrigens nicht mir. Entschuldige. Alina.«

Ich hockte mich vor die Truhe, öffnete die Glastür, nahm ein paar CDs heraus, drückte eine Taste auf dem Player, legte die CDs auf die ausgefahrene Platte. Die Lampen wieder löschend, kehrte ich zu meinem Arbeitstisch zurück und setzte mich.

Vor mir war das Negativ mit den zwei entfernten Personen.

Ich nahm einen Stift und machte mich daran, Details des »aufgenommenen« Interieurs einzufügen, mit der Linken griff ich dabei nach der Fernbedienung, richtete sie auf die Anlage und drückte auf den Knopf.

Ich nahm an, gleich irgendwelchen Rock 'n' Roll zu hören zu bekommen, doch was erklang, war Mozart.

Minajewa rief an, als ich gerade mit dem Hintergrund fertig war und damit anfang, Details des Interieurs zu rekonstruieren. Sie rief aus dem Hotel an und lag offenkundig auf einem breiten Hotelbett, im Morgenrock, mit zur Wand hochgestreckten Beinen.

»Ich habe mir Ihren Vorschlag überlegt«, sagte sie. »Wenn Sie es so gern möchten, können Sie noch ein paar Fotos von mir machen.«

»Mir scheint, das möchten Sie gern«, sagte ich.

»Frecher Kerl!« Sie lachte, und ich hörte, dass sie sich eine Zigarette anzündete. »Ihr Fotografen seid solche Frechlinge!«

»Nicht verallgemeinern!«, bat ich.

»Gut, dann nicht.« Sie stieß Rauch aus. »Na schön, möchte ich es eben, aber eine Frau daran zu erinnern! Wir sollten uns treffen! Ich fühle mich so einsam! Sie haben mich heiß gemacht und vor die Tür gesetzt! So was tut man nicht!«

Ich sah auf die Uhr: halb zwei. Nachmittags oder nachts?, fragte ich mich plötzlich. Und ich fragte sie: »Was ist jetzt, Tag oder Nacht?«

»Sie haben sich überarbeitet, Sie Ärmster!«, sagte sie. »Jetzt ist Nacht. Tiefe Nacht. Also, wer kommt zu wem? Sie zu mir oder ich ...?«

»Weder noch.« Ich nahm Minajewas Foto und das Negativ aus dem Kuvert und legte beide nebeneinander. »Ich

mache Ihr Foto fertig und zeige es Ihnen morgen, wenn wir uns sehen.«

»Nein, heute schon. Wissen Sie, was ich mir überlegt habe?«

»Was denn?«, fragte ich, obwohl es mich einen Dreck interessierte, was sie für Überlegungen anstellte.

Ich hörte Wasser rauschen: Anscheinend war sie mit dem Telefon ins Badezimmer hinübergewechselt.

»Wenn Sie ein Meister Ihres Faches sind, dann werden Sie auch im Bett gut sein. Ich möchte mich zu gern davon überzeugen. Wo treffen wir uns also?«

»In dem Restaurant, in dem Sie mit Kulagin gewesen sind«, sagte ich.

»Ha!« Das Rauschen wurde lauter, sie war im Begriff, in die Wanne zu steigen. »Hat er angerufen, um sich zu beklagen? Er hat mir nicht gefallen, Ihr Agent. Sehr flink.«

»Flink? Das ist mir gar nicht aufgefallen!«

»Na schön«, eine Diskussion über Kulagin lag nicht in ihrer Absicht. »Heute Abend in diesem Restaurant. Sie bestellen einen Tisch?«

»Mache ich«, versprach ich.

»Wann?«

»Um neun.«

»Wie lieb Sie sind!« In dem Moment tauchte sie ein: Ihre Stimme klang beinahe nach Orgasmus. »Bis dann, mein Teurer! Mein Genie!« Sie schmatzte einen lauten Kuss in den Hörer.

Eine hübsche dumme Gans!

Ich arbeitete, bis ich an meinem Tisch einschlief.

Ich träumte, wie jemand im Morgengrauen von der Bank in der Grünanlage sich der Vortreppe und meiner Studiotür näherte. Der Traum war so real, dass sogar das

Knirschen des Kiesel auf dem Weg zu hören war, ich sah meine Vortreppe gleichsam mit fremden Augen, mit den Augen dessen, der immer näher kam.

Jetzt machte er ein paar Schritte über den Asphalt. Jetzt stolperte er, stieß einen Fluch zwischen den Zähnen hervor, begann die Stufen der Vortreppe hochzusteigen, blieb vor der Tür stehen. Er suchte etwas in seinen Taschen. Er fand es, doch dieses Etwas verfang sich im Futterstoff und wollte sich nicht herausnehmen lassen. Er fluchte wieder, zog stärker. Der Stoff zerriss, ein schwarzer Gegenstand fiel mit metallischem Scheppern auf die Betonstufe.

Dadurch erwacht, bekam ich kaum den Kopf hoch. Meine Arme waren eingeschlafen, mein Nacken schweißbedeckt. Ich stand mühsam auf, zog mich, während ich mich ins Schlafzimmer hinüberschleppte, aus, fiel auf das Bett und sank wieder in Schlaf. Und der eben geträumte Traum ging weiter.

Der Mann war schon im Studio, stand an meinem Arbeitstisch, auf dem unerfindlicherweise die Lampe brannte – ich hatte sie doch ausgemacht! sodass in ihrem Licht das Negativ mit dem Gruppenfoto des Restaurantbesitzers hell aufglänzte. Er beugte sich über den Tisch und schob das Foto beiseite. Unter ihm wurde das Foto Minajewas sichtbar, dazu beide Negative – das alte, verpuschte, und das neue, von mir angefertigte.

Die Gestalt auf dem alten Negativ war von meinem Skalpell entfernt worden.

Der Mann in meinem Traum richtete sich auf, sah sich um, trat zum Regal, zog einen Schubkasten heraus, dann einen anderen, begann die von mir datierten Kuverts durchzusehen, griff das mit den Fotos Andronkinas heraus. Ganz in der Nähe des Hauses hupte laut ein Auto,

der Mann warf das Kuvert in den Schubkasten, schob ihn zurück, dass es knallte, ich erwachte wieder, stieg aus dem Bett, verließ das Schlafzimmer, schaltete das Licht ein.

Auf dem Tisch lag das Foto Minajewas.

Ich blickte zur Metallkugel und hatte plötzlich das Gefühl, in ihr spiegle sich außer mir noch jemand. Ich wandte mich jäh um und seufzte erleichtert auf: Im Studio war niemand außer mir.

Ich steckte das Foto Minajewas in ein neues Kuvert, das ich in die Tischschublade legte, löschte das Licht und schlief, bis der Wecker klingelte, traumlos weiter.

Spurlos ging der Traum doch nicht an mir vorüber: Der nebelhafte Mann, der mir erschienen war, verfolgte mich. Als ich unter der Dusche stand, glaubte ich sein verschwommenes Gesicht zu sehen, versuchte herauszufinden, wer es war, und zu begreifen, woher er kam, warum er mich heimgesucht hatte, nicht um etwas mitgehen zu lassen, sondern um sich an meinen Arbeitstisch zu stellen und die von mir gemachten Fotos durchzusehen.

Ich war überzeugt – und bin es heute noch –, dass Träume nicht aus dem Nichts kommen, dass jeder Traum seinen Hintergrund hat.

Als ich das Badezimmer verließ und sah, dass jemand an meinem Arbeitstisch saß, mit dem Rücken zu mir, erschrak ich deshalb nicht einmal. Zumal ich im nächsten Augenblick erkannte, wer da in mein Studio eingedrungen war.

Es war Alina.

Lautlos trat ich an den Tisch heran und legte ihr, die unverwandt das vom Foto des Restaurantbesitzers angefertigte Negativ betrachtete, die Hand auf die Schulter.

»Oh!« Sie sprang auf. »Du hast mich aber erschreckt! Schleichst dich an wie ein Indianer! Winnetou!«

»Bist du wegen des Desserts gekommen?«, fragte ich, den Arm um ihre Taille legend.

»Gena, Gena!« Sie versuchte zu ent schlüpfen, doch ich fing ihre Arme ein, bog sie ihr auf den Rücken und drückte Alina fester an mich.

»Verzeih! Bitte, verzeih mir!« Ich versuchte sie auf die Lippen zu küssen.

Sie zog ihren Mund mit einem Ruck zur Seite, mein Kuss traf ihren Hals.

»Lass mich los!«, sagte sie mit einer unmutigen Grimasse, was ich natürlich tat.

Sie ging um den Tisch herum und blieb auf der anderen Seite stehen. In ihrem Blick lag etwas Neues, und überhaupt besaß sie kaum noch Ähnlichkeit mit der Alina, die sich neulich erst an mich gehängt hatte. Ich nahm das Handtuch von meinem Hals und begann mir die Haare trocken zu reiben.

»Ich bin in letzter Zeit irgendwie übermüdet«, sagte ich. »Alles liegt wie im Nebel. Die Hände zittern. Ich verwechsle Tag und Nacht.«

Beim Betrachten des Negativs, das mir in der Nacht makellos erschienen war, stellte ich fest, dass die Gesichter der neben den wegretuschierten Kerlen Stehenden beschädigt waren.

»Siehst du, ich habe es verdorben.« Ich beugte mich über das Negativ. »Ich werde es neu machen müssen. So was ist mir schon lange nicht mehr passiert.«

»Und das auch nicht.«

»Was meinst du?«

Sie griff nach dem Negativ mit Minajewa.

»Das liier! Ist diese Schönheit hier gewesen, ja?«

Sie ließ den beiden – Kulagin und Alina – einfach keine Ruhe, diese Minajewa!

»Auch du bist eifersüchtig?«

»Wer denn noch?«, fragte sie verwundert.

»Kulagin.«

»Schmeiß mich nicht mit ihm in einen Topf!« Alinas Hand durchschnitt die Luft. »Ich bin nicht eifersüchtig! Auf wen?! Worauf sollte ich eifersüchtig sein?! Wer bin ich für dich?! Aber du bist in letzter Zeit nicht bloß übermüdet. Übergeschnappt bist du. Durchgeknallt!« Und sie ließ das Negativ mit einer geschmeidigen Körperbewegung durch das Studio segeln.

Ich verfolgte seinen Flug, wartete, bis es auf dem Fußboden landete, und sah Alina an.

»Durchgeknallt bin ich?«, wiederholte ich.

»Ja!« Sie drehte den Finger an der Schläfe. »Durchgeknallt!«

Ich warf das Handtuch beiseite und ging langsam um den Tisch herum. Alina ging in derselben Richtung. Ich rannte los. Alina rannte gleichfalls. Plötzlich stoppte ich und lief in die entgegengesetzte Richtung, doch auch sie änderte ihren Lauf. Ich blieb stehen.

»Du glaubst, ich bin verrückt?«, fragte ich.

»Natürlich!«, erwiderte sie. »Natürlich! Zweifelst du daran?«

Ich stand vor ihr, nackt. Kümmerliche Muskeln, eine fast unbehaarte Brust, blasse Haut. Sie lächelte ironisch, ich hob das Handtuch auf und wickelte es mir um die Hüften. Sie lächelte wieder: Das war es nicht, was sie erwartet hatte.

»Das kannst du nicht begreifen!« Ich setzte mich auf einen Stuhl und betrachtete ihr Gesicht jetzt von unten nach oben: Kinn, Nase, Wimpern – eine prächtige Per-

spektive. »Das lässt sich nicht erklären. Ich fühle, dass mit ihnen allen etwas vor sich geht. Sie wollen nicht. Die Spur, die sie hinterlassen haben – die gehört ihnen, ihnen allein und sonst niemandem. Und ich – ich fahre zwei-, dreimal mit dem Schaber drüber, und der Mensch ist weg. Er verschwindet. Kommt um. Und ich bin die Ursache seines Todes.«

»Er verschwindet?«, fragte sie mit schlecht verhohlener Gereiztheit.

»Ja, vom Negativ. Ich male den leeren Fleck zu.«

»Hast du nicht versucht, an seiner Stelle einen anderen reinzumalen? So einen ...« Sie begann Fratzen zu schneiden.

»Wozu?«

»Um endgültig zum Missetäter zu werden. Du sagst: ›Ich bin die Ursache seines Todes.‹ Werde doch zur Ursache von Leben.« Sie schnitt weiter Fratzen, ging um den Tisch herum, beugte sich über mich und gab mir einen raschen Kuss. »Setz alle möglichen Monster in die Welt. Male sie an den leeren Stellen rein, sie werden zum Leben erwachen und zu dir zu Besuch kommen. Um ihrem Schöpfer zu danken!«

»Da ist gar nichts Komisches dabei!«, sagte ich. »Ich habe dir erzählt, dass ich so ein Gefühl habe. Nimm Andronkina, die ich selbst fotografiert und weggeschabt habe. Es vergehen ein paar Wochen, und ich werde gebeten, ein Foto für ihren Grabstein zu machen! Zufall? Kann sein, aber solche Zufälle ... Möchtest du Kaffee?«

Statt darauf zu antworten, griff sie sich den Schaber und richtete ihn mit einer raschen Bewegung auf das Negativ mit Minajewa.

»Willst du es versuchen?« Ich sprang auf und packte ihr Handgelenk. »Das wird bloß nichts bei dir. So macht

man das ...« Ich nahm ihr den Schaber ab, entfernte Minajewa, und dann schabte ich auf dem Negativ des Restaurantbesitzers einen nach dem anderen weg.

Alina riss sich los, und ich führte das Begonnene ruhig zu Ende.

»Jetzt bleibt nur noch abzuwarten. Die Ergebnisse werden sich bald einstellen«, sagte ich, zu ihr gewandt.

»Du bist krank!«, sagte sie und ging zum Ausgang des Studios. An der Tür hielt sie inne. »Geh zum Arzt!«

Im Restaurant traf ich am späten Abend ein.

Die arme Minajewa wusste sicherlich nicht, was sie davon halten sollte, aber die Wiederherstellung des beschädigten Negativs hatte viel Zeit in Anspruch genommen, und außerdem wollte ich sie ein bisschen schmoren lassen.

Diese Frau interessierte mich überhaupt nicht, gewissermaßen dem Trägheitsgesetz gehorchend, ließ ich mich treiben, machte mit dem einmal Begonnenen einfach weiter. Um ehrlich zu sein, brauchte ich überhaupt niemanden mehr. Ausgenommen die so unverhofft bei meinem Vater aufgetauchte erwachsen gewordene Lisa, diese Tatjana.

Kurz vor dem Restaurant, auf der Straße durch den Park, musste ich mich ganz rechts halten, um zwei mir entgegenkommende Autos durchzulassen. Vollgestopft mit aufgekratzten jungen Leuten – ich sah lauter kahl geschorene Nacken –, schossen sie an mir vorüber. Die scheinen sich ja gut amüsiert zu haben, dachte ich, stellte meinen Wagen auf dem Parkplatz ab, nahm das neue gerahmte Foto und das Kuvert mit der Aufnahme Minajewas an mich, stieg die Stufen hoch und streckte die Hand nach dem Klingelknopf aus, bemerkte aber, dass

das Fensterchen in der Tür, durch das für gewöhnlich mein Nachbar, der Rausschmeißer, die Besucher musterte, leicht geöffnet war.

Ich drückte gegen das Fensterchen, und es ging ganz auf.

Als ich drinnen etwas zu erkennen suchte, stellte ich fest, dass auch die Tür nicht geschlossen war. Ich stieß sie mit der Schulter auf und trat ein, der Türschließer ließ sie hinter mir zufallen.

In der Eingangshalle des Restaurants war es für die abendliche Stunde ungewohnt still. Kein Mensch zu sehen. Ich registrierte, dass die Beleuchtung nicht ganz ausgeschaltet war, rechts von der Tür brannte über einem Tischchen eine Wandlampe.

Beim ersten Schritt in Richtung Restaurantsaal trat ich auf etwas. Ich zog den Fuß zurück: Auf dem Fußboden lag eine Patronenhülse.

Ich hob sie auf. Sie roch nach Pulver und war noch warm. Beim genaueren Hinsehen bemerkte ich, dass der Boden mit Hülsen übersät war.

Rechts von mir seufzte jemand schwer auf. An dem Tischchen, an dem der Rausschmeißer manchmal saß und den Empfangschef spielte, sah ich jemanden sitzen – ja, er war es. Die Arme vor der Brust verschränkt, die Beine ausgestreckt.

Seine blicklosen Augen waren auf mich gerichtet.

»Grüß dich, Stas!«, sagte ich, während ich die Hülse mechanisch in meine Tasche steckte.

Statt zu antworten, krümmte er seinen Körper und kippte zur Seite, sein Kopf schlug dumpf auf dem Boden auf, er zuckte und erstarrte.

Das Foto fiel mir aus der Hand, mit wenigen Sätzen war ich bei Stas und wälzte ihn herum. Der Bauch meines Nachbarn war regelrecht mit Kugeln gespickt.

Ich sah mich um und bemerkte, dass die Toilettentür nicht ganz geschlossen war. Ich trat näher: Das Hindernis war das Bein eines am Boden Liegenden. Ich stieß die Tür auf.

Die Wände der Toilette waren blutbespritzt, der Mann auf dem Fußboden war tot. Ich hockte mich vor ihm nieder. Ein Feuerstoß aus einer Maschinenpistole war auf ihn abgegeben worden, kreuzweise über seine Brust. Dann entdeckte ich einen zweiten Toten: Er lag in einer der Kabinen und hatte in einer letzten Bewegung seines Lebens das Toilettenbecken umfasst; in dem mir zugewandten Hinterkopf war ein Einschussloch zu sehen.

Hier gibt es nichts mehr zu tun!, überlegte ich. Nur schnell weg! Doch statt zum Ausgang zu stürzen, ging ich weiter.

Im Restaurantsaal waren Tische umgestürzt, auf dem Fußboden lagen Tote und Verletzte. Einer von ihnen drehte sich, nach Luft schnappend, um, als er meine Schritte hörte, sah mich an und streckte wie zum Schutz seinen blutverschmierten Arm vor.

Ich stand wie versteinert, riss mich dann jedoch zusammen, ging an dem Verletzten vorbei und hielt an der Bar inne. Hier lag, das Gesicht nach unten, in einer Blutlache noch ein Toter.

Ich bemerkte auf der Theke ein hohes Bierglas, in dem sich langsam der Schaum setzte. Ich griff nach dem Glas, hob es an die Lippen und nahm einen langen Zug.

Vorzügliches Bier!

Als ich das Glas zurückstellte, fiel mein Bück auf einen neben dem Podium für die Musiker hingestreckten Mann im weißen Anzug. Es war mein Auftraggeber.

Ich holte das fallen gelassene Foto, trat zu dem Toten und blieb stehen.

Bei dem Restaurantbesitzer hatte eine Kugel genügt, ein Herzschuss, der Schütze konnte sich erlauben, auf den Luxus eines zweiten Schusses zu verzichten. Der Blick der verschleierte Augen war zur Decke gerichtet, das rechte Bein angewinkelt.

Nach kurzem Schwanken lehnte ich den ausgeführten Auftrag gegen sein Bein. Von dem leichten Druck sank es langsam um, der Rahmen schlug mit einer Ecke auf dem Fußboden auf, zerbrach und fiel auseinander.

Eine solche absolute Gleichgültigkeit hatte ich noch nie verspürt. Alles ringsum erschien mir unreal, eine Spielzeugwelt. Um mich herum lagen Puppen. Ich stieg über sie hinweg, um zur Bar zurückzukehren, nahm das Glas, trank, während ich mich umblickte, das Bier aus, und erst da fiel mir das Kuvert mit dem Minajewa-Foto ein.

Minajewa lag zusammengekrümmt unter einem Tisch. Der ihr vom Fuß gerutschte Schuh war noch warm wie die Patronenhülse. Offenbar hatte sie sich sehr gelangweilt, allein hier zu sitzen: Neben ihr lag, die glasigen Augen zur Decke gerichtet, einer, der ihr die quälende Wartezeit hatte verkürzen dürfen. Auch er war tot. Auf dem Tisch stand ein Kübel mit einer Sektflasche, von dem einen der beiden Gläser war nur der dünne Stiel übrig geblieben, das zweite, mit Spuren von Minajewas Lippenstift, war leer.

Ein Glas Sekt vor dem Tod. Rollei, Rolex, Rolls-Royce.

Da wurden in der Restauranthalle stampfende Schritte hörbar. Mir blieb gerade noch die Zeit, mich aufzurichten: In den Saal stürmten ein paar kräftige Kerle mit MPis.

»Stehen bleiben, eh! Stehen bleiben!«, brüllte mir einer von ihnen, mit Tarnanzug und Maske, zu, ging leicht in die Hocke und knallte mir von unten seine MPI gegen den Backenknochen.

Im Hinfallen hörte ich, wie der Kerl, der mich niedergeschlagen hatte, wieder brüllte:

»Hände, eh, Hände!«

Anscheinend brüllte er mir das zu.

Was wollte er noch von mir! Ich stürzte bereits ins Leere.

Eigentlich war das alles der Weg zu ihr.

Es mag hochtrabend, anmaßend klingen, aber ich bin versucht zu sagen – der Weg der Verführung und Sünde. Ich wusste, sie würde zurückkommen, und das bedeutete, dass es für uns ein Wiedersehen gab. Egal unter welchen Umständen, egal wann. Ich wusste es die ganze Zeit, selbst an jenem Abend, als Lisa auf dem feuchten Flusssand lag, so bleich, so leuchtend.

Wie sich herausgestellt hatte, war es wesentlich leichter, die menschliche Brust zu durchstoßen und mit der Messerspitze bis zum Herzen vorzudringen, als manchmal mit dem Messer ein Stückchen kalte Butter aus der Dose herauszukriegen.

Bald loderte das niederbrennende Feuer beinahe weiß auf, bald sank es rot in sich zusammen. Wenn die Flamme hochschoss, verdichtete sich die Dunkelheit ringsum.

Lisa ging genau in dem Augenblick dazwischen, um uns zu trennen, als die Flamme emporgewachsen war. Das aufgeloderte Feuer bewirkte zusammen mit der ver-

dichteten Dunkelheit, dass nur zwei sahen, wie Lisa in das Messer rannte, das ich in der Hand hielt.

Der eine gehörte zu den Angreifern – der ehemalige Kollege meines Vaters stopfte ihm das Maul. Der andere war mein – von dem Moment an ehemaliger – Freund Baibikow. Bai.

Möglich, dass er dem Untersuchungsführer die Wahrheit gesagt hat.

Selbst mir scheint es manchmal, Lisa sei nicht in das Messer gerannt, sondern ich habe zugestoßen. Aber nicht absichtlich! Ich hatte gerade das Messer an mich gebracht – es war klein, ein Taschenmesser, aber die Klinge ließ sich arretieren –, in meiner Kehle kochte Gebrüll hoch, ich schickte mich an anzugreifen, ich war der Verteidiger, ich hatte die Überfallenen vor den Missetätern zu beschützen. Wie viele es waren, dort in der Dunkelheit, wusste ich noch nicht. Vielleicht stand dort eine ganze Horde, mit Spießen bewaffnet. Ich war im Begriff, loszustürmen und mich auf sie zu werfen, als plötzlich jemand von irgendwo seitlich auf mich zustürzte, schrie und meine Hand zu packen versuchte. Was sollte ich denn tun?

Wie dem auch sei, sie ist durch meine Hand ums Leben gekommen. Sie stürzte weniger herbei, um mir beizustehen, als mir in den Arm zu fallen. Wie von Sinnen vor lauter Kraftgefühl, war ich drauf und dran, alle abzustechen.

Die ganze Nacht – genauer gesagt, was von ihr übrig geblieben war –, die ich, allmählich wieder zu mir gekommen, dort in der Zelle verbrachte, dachte ich an sie, an Lisa.

Die dunkelblauen Wände erweckten, besonders wenn auf dem Gang helles Licht aufleuchtete, den Eindruck der Dunkelheit am Fluss. Doch über den Gang klangen schwere Stiefelschritte, wie Singsang, angestimmt von der mir vertraut gewordenen Stimme: »Stehen bleiben, eh! Stehen bleiben! Hände, eh, Hände!« Es schien, der, dem diese Stimme gehörte, kenne gar keine anderen Worte.

Dann verlosch das Licht, und alles versank in Dunkelheit.

Am frühen Morgen wurde ich aus der Zelle herausgeholt und in ein Zimmer gebracht, in dem sich ein mittelgroßer, kahlköpfiger Mann mit ebenmäßigen Gesichtszügen von dem Tisch, an dem er saß, erhob und mir entgegentrat. Er wies auf einen Stuhl. Ich setzte mich. Er bot mir, nachdem er mich von oben herab gemustert hatte, eine Zigarette an. Um meinen von dem übereifrigen OMON-Kerl⁴ lädierten rechten Arm zu schonen, fingerte ich mit der Linken ungeschickt eine Zigarette aus der Schachtel und steckte sie zwischen meine aufgeschlagenen Lippen.

Ich entzündete die Zigarette an dem mir hingehaltenen Feuerzeug, er setzte sich hin und begann ohne Eile in einer dicken Aktenmappe zu blättern, wobei er fortwährend geräuschvoll Luft durch die Nase einsog. Als er auf ein Papier stieß, das sein Interesse fand, vertiefte er sich lange in die Lektüre.

Ich sah mich vergeblich nach einem Aschenbecher um, ließ die Asche ein paarmal auf den Fußboden fallen, machte einen langen Hals, um zu erkennen, was ihm denn da so interessant erschien. Er sah mich an.

»Nun?!«

4 OMON: Sonderabteilung der Miliz.

»Was?«, fragte ich.

Er nahm die Aktenmappe und lehnte sich auf seinem Stuhl zurück. Unter der Mappe lagen auf dem Tisch mein Ausweis und das Minajewa-Foto. Etwas veranlasste mich, zur Seite zu blicken. Auf einem zweiten Stuhl lag das halb eingerollte Foto des Restaurantbesitzers und seiner Freunde.

»Ich habe eine Auftragsarbeit hingbracht«, sagte ich mit einem tiefen Seufzer. »Ich ging hinein und sah ...«

»Alles?«, fragte mich der Untersuchungsführer über die Aktenmappe hinweg.

»Alles.«

»Sonst hast du nichts zu sagen?« Er legte die Aktenmappe an den Tischrand und griff nach dem Minajewa-Foto. »Kann nicht sein!«

»Das ist auch ein Auftrag.« Ich deutete mit der Zigarette auf das Foto. »Sie erwartete mich. Wir waren verabredet.«

»Du arbeitest also für professionelle Diebe und ihre Weiber? Sie sind deine ständigen Auftraggeber?«

»Nein, ich arbeite nicht für professionelle Diebe.« Da ich nichts fand, wo ich die ausgegangene Zigarette hintun konnte, zerdrückte ich sie langsam zwischen den Fingern. »Ich bin einfach öfter in diesem Restaurant gewesen. Sein Besitzer hat mich gebeten ...«

»Weiter!«

»Was ›weiter‹?«

»Bist reingegangen und hast gesehen ... Weiter!«

»Nichts weiter. Ihre Leute sind angerückt, haben sich auf mich gestürzt ...«

»Hör mal.« Er zog die Tischi-schub-lade auf, warf das Minajewa-Foto hinein, nahm ein anderes heraus, das er mit der Vorderseite nach unten auf den Tisch legte.

»Ich höre«, erwiderte ich fügsam.

Da neigte der Glatzkopf, die Schublade mit dem Bauch zuschiebend, sich vor, packte mich beim Kragen und zog mich zu sich heran.

»Mach mich nicht fuchtig!«, sagte er leise. »Warum hast du uns nicht alarmiert? Warum bist du nicht gleich weggegangen? Warum bist du dort von einer Ecke zur anderen herumspaziert? Wozu hast du die Hülse eingesteckt? Wieso hast du das Bier getrunken?«

»Bier?«, echote ich.

»Bier!« Er löste seine Finger, ich sackte auf den Stuhl zurück. »Du denkst wohl, ich bin völlig blöd? Ich weiß doch über alles Bescheid!«

»Nein, das denke ich nicht!«, sagte ich, aber das Aussehen eines klugen Menschen hatte er wirklich nicht. »Mir ist schon klar, dass Sie Bescheid wissen, aber ...«

»Schweig! Schweig, und hör zu!« Er spielte mit seinen etwas kurz geratenen Fingern, als nehme er Anlauf, wieder nach mir zu grapschen. »So ein Blutbad hat es bei uns lange nicht gegeben. Du kannst Gift drauf nehmen, dass ich die Sache aufklären werde. Du bist mein Zeuge. Und ich werde nicht von dir ablassen. Ich quetsche alles aus dir heraus, was du weißt. Rede besser von allein.«

Ich platzte fast vor Neugier, was für ein Foto da auf seinem Tisch lag.

»Nun?!«

»Ich habe nichts zu sagen! Nichts!«

»Sehr gut.« Er steckte sich eine Zigarette an. »Dann erzähl mal, wie du den Tag verbracht hast.«

»Welchen?«

»Den gestrigen, Teuerster, den gestrigen!«

»Ich habe den ganzen Tag gearbeitet. In meinem Studio. Alina war da, dann ist sie weggefahren. Dann habe

ich mich auf den Weg zum Restaurant gemacht. Das ist alles.«

Er zog die TischiSchubblade auf und holte das Minajewa-Foto heraus.

»Hieß sie Alina?«

»Nein. Alina, die hat ...«

Er packte das Foto weg und drehte das auf dem Tisch liegende um: Ein mir völlig unbekannter Mann war darauf zu sehen, mit Lederjacke und breiten Schultern.

»Kennst du den?« Der Glatzkopf klopfte mit dem Finger auf das Foto.

»Den kenne ich nicht, aber als ich mich dem Restaurant näherte, habe ich solche in zwei Autos gesehen. Die haben auch geschossen. Wahrscheinlich ...«

»Der schießt nicht«, sagte der Glatzkopf, ließ das Foto des Breitschultrigen in der Schubblade verschwinden, entnahm ihr ein Formular und begann es auszufüllen.

»Übrigens – wie haben Sie geschlafen?«, fragte er, wobei er mich anblickte, als sehe er mich zum ersten Mal, und zum Sie übergang.

»Schlecht«, erwiderte ich.

»Der Schlaf ist die zweite Gesundheit, Genrich Genrichowitsch. Und Sie können Gesundheit gut gebrauchen! So«, er schob mir das Formular hin, »unterschreiben Sie hier. Und hier.«

Ich nahm den Füller und erhob mich leicht von meinem Stuhl.

»Wo?«

»Hier. Und hier.«

Ich unterschrieb.

»Ich an Ihrer Stelle würde immer durchlesen, was ich unterschreibe.« Der Glatzkopf lächelte und ließ kleine

gelbe Zähne sehen. »Aber egal – auf Wiedersehen. Sie bekommen von uns eine Vorladung.«

Siebentes Kapitel

Jetzt sitze ich und warte. Wir sind verabredet. Sie muss kommen.

Wahrscheinlich kommt sie nicht allein, sondern mit so einem Muskelmann, der imstande ist, mir mit einem trainierten Schlag das Rückgrat zu brechen. Oder mit zwei zupackenden und leidenschaftslosen Profis, die mir die Hucke vollhauen. Wie viele es sind, ist bedeutungslos. Jedenfalls werden sie alle Kraft und alles Können einsetzen, um mich gefügig zu machen, und mich dann beseitigen. Mag ich auch selbst nie in Verdacht geraten, einen Zeugen, den sie benutzt haben, werden sie um keinen Preis am Leben lassen.

Das heißt mich.

Sie wird kommen, davon bin ich überzeugt. Sie kann sich nicht auf irgendwelche breitschultrigen jungen Kerle verlassen wollen. Sie muss sich vergewissern, dass ich alle ihre Anweisungen ausgeführt habe. Kontrollieren, dass die Reste meines Archivs, alle mir und meinem Vater gehörenden Papiere, alle Fotos, die direkt oder indirekt unsere ererbte Gabe belegen, vernichtet worden sind.

Darüber hinaus wird sie nach ihren Fotos suchen: Wen verlangt es schon, einem auf dem Fuß zu folgen, dessen Todesurteil er selbst unterschrieben hat?

Zweifellos hat sie längst erkannt, dass ich unkontrollierbar geworden bin und jeden Moment mein eigenes Spiel anfangen kann. Ja, ich kann ihr noch eine Überras-

schung bereiten, aber es wäre schon besser, wenn sie allein käme.

Sollen ihre Begleiter einstweilen draußen warten, in der Anläge, auf der Bank. Wie diese Jungs doch ihren muskulösen Körper zur Geltung zu bringen verstehen! Nie machen sie einen krummen Rücken, nie beugen sie sich vor, nie stützen sie die Ellbogen auf die Knie. Sie sitzen gewichtig da, mit gespreizten Beinen. In ihrer Haltung liegt ein mystischer Sinn. Ihr Verborgenes öffnet sich der Welt, es ist, als ginge davon ihre Manneskraft aus, die alles zu zermalmen vermag.

Sie wird mir um den Bart gehen, sich rechtfertigen, davon reden, dass es sich um ein Missverständnis handle, dass ich sie falsch verstanden habe. Sie wird mich umschmeicheln wie eine Katze, einen Buckel machen und es mir übel nehmen, wenn ich sie nicht streichle.

Damit sich der Verdacht nicht verstärkt, werde ich sie streicheln müssen. Ehrlich gesagt, will ich das ja auch selbst, aber wie soll ich wissen, was sie sich dort ausgedacht haben? Und dann, auf dem Höhepunkt unserer Zärtlichkeiten, wird ein junger Mann mit undurchdringlichem, ruhigem Gesicht auf der Bildfläche erscheinen – Schlüssel waren und sind für sie kein Problem, trotz der ausgewechselten Schlösser –, er wird den Beleidigten, den Bruder, den hintergangenen eifersüchtigen Liebhaber spielen, und zwar ungeschickt, überzogen oder aber plump und banal.

Er wird mich an der Kehle packen. Mich schütteln. Meine Halswirbel werden knacken. Als Letztes werde ich ihren gleichmütigen Gesichtsausdruck sehen: Entschuldige, ich kann nichts dafür, du bist selber schuld, eure Gabe, deine und die deines Vaters, ist der Grund, es hat sich eben so ergeben. Da ist nichts zu wollen.

Mein Körper wird auf dem Fußboden liegen. Wenn sie an mir vorbei zum Ausgang geht, wird sie bloß teilnahmslos die Schultern zucken.

Streng genommen habe ich keine Alternative.

Ich kann natürlich zum Schaber greifen, ehe sie erscheint, doch wer weiß, wie lange ich auf die Befreiung vom Original warten muss. Hinzu kommen die, die hinter ihr stehen. Ob ich sie entferne oder nicht, ändern wird sich deshalb nichts für mich. Ein Entrinnen gibt es nicht für mich, und Fotos all der anderen, dieser jungen Kraftmenschen und der hinter ihnen Stehenden samt deren Kumpanen, besitze ich nicht. Ich bin – obwohl bei einer solchen Gabe eine so einfache und zugleich komplexe Bezeichnung kaum anwendbar ist – geliefert. Ich bin in die Enge getrieben.

Als mich der kahlköpfige Vernehmer gehen ließ, war ich allerdings noch optimistischer gestimmt. Es konnte einfach nicht sein, dass alles so endete, die Zeugnisse meiner Gabe hatten nichts Zufälliges mehr, sie fügten sich zu einem einheitlichen Ganzen, doch das Wichtigste war das Gefühl der Annäherung an die erwachsen gewordene und mir so nahestehende Lisa.

Ich war voll unklarer Hoffnungen. Was machte es, dass sie nicht Lisa hieß? Nicht der Name war entscheidend. Ich hatte den Eindruck, mich mit ihrer Hilfe aus der Zwickmühle befreien zu können, die reale Züge annehmende Sinnestäuschung loszuwerden.

Ich fuhr geradewegs zu meinem Vater, und zwar nicht nur der Überzeugung wegen, dass es einen Zusammenhang zwischen dem Tod dieser Leute und meiner Arbeit gab. Ich hoffte, in der Wohnung meines Vaters Tanja zu treffen.

Vergebens, wie sich zeigte: Sie und ihre Auftraggeber hatten bereits das Urteil über meinen Vater gefällt, er bedeutete für sie inzwischen eine tödliche Gefahr, sie waren bereits zu der Erkenntnis gelangt, dass ich die Gabe meines Vaters in vollem Umfang geerbt hatte, im Unterschied zu ihm aber keine MGB-Erfahrungen und folglich auch nicht seine Wendigkeit und Meisterschaft besaß.

Mein Vater hatte nein gesagt, ich noch nicht. Und sie glaubten, ich würde nicht nein sagen.

Ich fuhr wie gewöhnlich auf den Hof. Ohne mir Gedanken über eine mögliche Beschattung zu machen, ohne mein Auto ordentlich abzuschließen, rannte ich ins Haus und sauste – den Fahrstuhl hatte ich ganz vergessen – Stufen überspringend die Treppen hinauf.

An der Wohnungstür fiel mir die Anlage meines Vaters ein, deshalb stellte ich mich, wobei ich gleichzeitig wieder zu Atem zu kommen versuchte, genau auf die roten Fliesen, langte nach der Klingel, vergewisserte mich, dass ich auch richtig stand, und drückte endlich auf den Knopf.

Die Ansage schaltete sich nicht ein! Ich drückte noch einmal: wieder nichts.

Ich klopfte mit den Fingerknöcheln gegen die Tür, dann mit der Faust. Hinter der Tür herrschte Stille. Das ganze Haus schien darauf zu warten, was ich unternehmen würde, während mir einfach nicht aufging, dass etwas geschehen sein musste, was meinen Vater bewogen hatte, sein Schneckenhaus zu verlassen.

Am anderen Ende des Treppenabsatzes öffnete sich spaltbreit eine Wohnungstür, unter buschigen grauen Brauen warf ein kleiner gelbgesichtiger Mann einen raschen Blick zu mir herüber.

»Entschuldigen Sie, äh, entschuldigen Sie!« Ich drehte mich zu ihm um, doch die Tür krachte zu, von der Innenseite knirschten Schlösser, eine Kette klirrte.

In Ruhe ließ ich den Alten jedoch nicht: Ich überquerte den Treppenabsatz und klingelte bei ihm. Wahrscheinlich stand er hinter der Tür und beäugte mich durch den Spion.

»Worum geht es?«, hörte ich seine brüchige Bassstimme.

»Haben Sie vielleicht gesehen, ob Ihr Nachbar irgendwohin gegangen ist?«

»Sprechen Sie lauter, ich höre schlecht.«

Ich ging ganz dicht an die Tür heran und wiederholte meine Frage.

»Nein«, antwortete er. »Nein! Aber bei diesem verdammten Miller sind Leute gewesen!«

»Wer?«, fragte ich hoffnungsvoll.

Die Tür ging so unvermutet auf, dass sie mir um ein Haar gegen das Gesicht geknallt wäre, ich sprang zurück und stellte fest, dass der Alte zwar eher klein, dafür aber kräftig gebaut und sehnig war. Hellblaues verwaschenes T-Shirt, etwas kurze Haushosen. Barfuß. Große Füße, die Zehennägel glänzend, gebogen. Angst hatte er nicht vor mir.

»Solche wie Sie. Irgendwelche Herren!«, sagte er spöttisch, an seinen Lippen kauend. »Sie waren zu dritt. Klingelten lange, ließen sich vor seiner Tür fotografieren.« Plötzlich straffte er sich und fragte:

»Und wer sind Sie eigentlich? Von der Miliz?«

»Nein.«

»Vom KGB?«

»Nein. Den KGB gibt es längst nicht mehr.«

»Ach ja? Sie sind naiv, mein Lieber. Wer also sind Sie?«

»Ich bin der Sohn, der Sohn Ihres Nachbarn.«

Meine Antwort hatte eine völlig unerwartete Reaktion zur Folge: Der Alte zog die Tür zu, legte die Kette vor, blitzte mich über sie hinweg an und ranzte wie ein Kommandeur vor der Regimentsfront:

»Verschwinden Sie!«

Die Tür schlug zu.

Durch den Torbogen trat ich auf die Straße hinaus, blieb aber unentschlossen stehen: Ich musste nach meinem Vater suchen, ich musste etwas unternehmen, doch was, das war mir völlig schleierhaft. Am Kinoeingang vorbei ging ich bis zur Straßenecke.

Wo konnte er bloß hingegangen sein? Zudem jetzt am Tage, wo er für gewöhnlich in seinem großen Zimmer mit der Zeitung saß oder seine Papiere durchsah.

Ich überquerte die parallel zum Fluss verlaufende Straße, stieg zur Brücke hoch, trat an die Brüstung und sah auf die Uferstraße hinab: Von der Brücke weg, den Rücken mir zu gewandt, ging ein Mann, der meinem Vater sehr ähnlich sah.

»Papa!«, rief ich.

Der Mann drehte sich nicht um. Er zog den Kopf ein und beschleunigte seinen Schritt.

»Papa!« Ich stürmte los, rannte, Passanten beiseite stoßend, hinter ihm her, doch ehe ich ein einbiegendes Auto vorbeigelassen und die andere Straßenseite erreicht hatte, war er verschwunden.

Mir kamen Leute entgegen, ich musste auf die Fahrbahn ausweichen und wäre beinahe angefahren worden. Der Fahrer bremste, hupte, sah zum Fenster heraus.

»Blödmann! Bist wohl lebensmüde?!«, brüllte er, das Lenkrad herumreißend.

Ich kehrte auf den Bürgersteig zurück und legte schnellen Schritts ein paar Dutzend Meter zurück. Ich kam an einem schmalen Durchgang zwischen den Häusern vorbei, als mich eine Hand am Ärmel packte und von der Straße riss.

Schwer atmend drückte mich jemand an die Wand. Wie unter Wasser gezogen, zappelte ich in einer kräftigen Umarmung, konnte mich jedoch frei machen und sah meinen Vater vor mir.

»Papa!«, sagte ich. »Du bist das!«

»Wo willst du hin?« Mein Vater blickte mir aufmerksam ins Gesicht und legte die Hände vor der Brust zusammen. »Sticht dich der Hafer?! Ich habe dich doch gewarnt.«

»Sie sind alle umgebracht worden!«, fiel mir ein. »Alle!«

Auf die Lippen meines Vaters trat ein Lächeln.

»Richtig so! Ein paar Dummköpfe weniger! Nur Dummköpfe lassen sich umbringen!«

»Dummköpfe?«

»Ja, Dummköpfe«, bekräftigte er, trat zum Ende des Durchgangs und warf einen raschen Blick hinaus auf die Straße.

»Wer ist umgebracht worden, sagst du?«, fragte er, als er zurückkam.

»Die, die ich retuschiert habe.« Ich sah ihn hoffnungsvoll an: Ich glaubte, jetzt würde er mich nicht betrügen.

»Eine Verkettung von Umständen?«

»Von wegen! Das Gequatsche über Verkettung von Umständen ist übrigens auch eine Erfindung von Dummköpfen. Sie wollen der Wahrheit nicht ins Auge sehen! Umgebracht? Geschieht den Dummköpfen ganz recht!« Er sah jung und munter aus, seine für gewöhnlich

blauen Lippen zeigten eine kräftige Farbe. »Wollten sie von dir Fotos korrigiert haben? Jetzt werden sie es nicht mehr tun! Und du? Hat dir vielleicht vom Kater die Hand gezittert, oder hast du dir eine kleine Zerstreuung genehmigt? Bist du gebeten worden? Für wie viel?«

»Wovon redest du?«, fragte ich. Ich wusste schon, dass ich keine Nachsicht zu erwarten hatte.

»Bist du immer noch nicht dahintergestiegen? Habe ich dich gewarnt? Habe ich. Jetzt trägst du selber die Schuld.« Er griff nach meinen Schultern: Seine Hände waren heiß, so heiß, dass ich ihre Hitze durch mein Hemd spürte. »Das, mein Lieber, nennt man die »Sünden der Väter«. Mein Erbe ist restlos auf dich übergegangen. Wozu ich dich beglückwünsche!« Er lachte fröhlich auf.

»Wovon redest du bloß?! Was für ein Erbe?!«, wollte ich wissen.

»Spiel nicht die Unschuld vom Lande! Du verstehst alles ganz genau. Die Leute, die du von Negativen entfernst, sterben bald darauf. Oder werden umgebracht. Sie sind todgeweiht. Du darfst vor allem selbst nicht die Nerven verlieren. Obwohl du Grund genug dazu hast. Ich war Befehlsempfänger. Verstehst du? Ich habe Befehle ausgeführt. Nachdem ich einmal meine Entscheidung getroffen hatte, habe ich mich mit nichts mehr herumgequält. Ich wusste, was ich kann, und habe meine Fähigkeiten genutzt. Ohne Selbstzweifel, ohne Hektik, ohne mich verrückt zu machen. So war die Zeit. Beahlt wurde ich nicht. Andere erfüllten ihre Pflicht am Hochofen, ich im Fotolabor. Andere haben Stahl geschmolzen, ich habe die Geschichte zurechtgebogen. Von meiner Arbeit hing zu viel ab. Jemand wurde umgebracht – na und! Eine Lappalie! Ich habe meinen Schaber gehandhabt, und das Gesicht der Welt hat sich verändert!«

Ich hatte den Eindruck, dass mein Vater phantasierte. Seine Augen huschten hin und her, er leckte sich hastig die Lippen, tänzelte gleichsam – bald setzte er das rechte Bein vor und ging leicht in die Hocke, bald wechselte er das Bein, machte einen Schritt zurück, stemmte sich mit dem Rücken gegen die Wand und setzte wieder das rechte Bein vor.

»So musste es sein, und basta!«, fuhr mein Vater fort. »Verstehst du? Entweder du sie oder sie dich! Andere Varianten gab's nicht. Und da glaubst du Dämel mir nicht! Du glaubst mir doch nicht, wie?« Er packte mich bei den Schultern und atmete schwer. »Die Zeit war so! Und ist so geblieben! Oder willst du sagen, dass sich etwas geändert hat?«

»Du musst nach Hause! Die Spritzen! Spritzt dich Tanja?«, sagte ich und schielte nach meiner Uhr.

»Du wirst mir die Spritze geben.« Er rang nach Luft. »Meinst du, ich habe die Wohnung einfach so geschenkt bekommen? Ich habe sie ...« Er sprach nicht weiter. »Der, von dem ich die Befehle erhielt, hat den Bogen überspannt, verstehst du? Kannte keine Grenzen. Meinte, ihm könne keiner was. Aber bei mir hat sich auch sein Negativ gefunden! Und niemand wird es glauben! Niemals! Ich hätte alles bekommen können. Ich hätte tun können, was ich wollte. Aber ich habe nicht über die Stränge geschlagen. Ich verhielt mich ruhig. Ich war immer nach allen Seiten abgesichert. Nicht so wie du, mein lieber Sohn!«

»Na schön! Genug jetzt!« Ich machte mich von seinen Händen frei. »Hör auf! Ich wollte dir erzählen ...«

»Verlier keine Zeit.« Er schloss die Augen und sprach jetzt leise. »Ich weiß selbst alles. Details sind unwichtig. Du hast jemanden vom Negativ geschabt, und es gibt einen Scheißkerl weniger. Oder zwei. Oder ein Dutzend.

Eine bekannte Sache. Das haben wir hinter uns. Nicht über die musst du dir Gedanken machen. Mit denen ist es aus. An dich musst du denken.« Er öffnete die Augen und sah mich mitleidig an. »Ein Dummkopf bist du, Genka! Und was für einer! Guck doch mal raus! Sieh nach, ob keiner in der Nähe ist!«

Ich spähte auf die Straße hinaus. Fahrbahn und Bürgersteig waren leer. Alles ringsum schien ausgestorben. Ich hob den Kopf. Die Sonne flirrte am verblassten Himmel.

»Keiner zu sehen.«

»Gut. Hör dir meinen Plan an. Wir gehen raus. Nach rechts. Fünfundzwanzig Meter weit. Dann passieren wir die Pförtnerloge der Kartonagenfabrik. Den Wachmann beachten wir nicht. Von der Pförtnerloge gehen wir geradeaus, dann nach links. Dort ist ein Zaun, in dem Zaun ist ein Loch. Durch das Loch gelangen wir in meinen Hof. Ich gehe voran. Verstanden? Ich habe gefragt, ob du verstanden hast.«

»Verstanden!«

»Wiederhole!«

Ich wiederholte.

»Gut. Wenigstens das hast du kapiert. Also, auf drei geht's los. Jetzt zu dieser Tatjana. Meinst du, ich hätte nicht erkannt, wem sie ähnlich sieht? Ich habe es, und ob ich es habe! Ich habe ja selber angebissen. Dachte, ich könnte so Sühne leisten.«

»Was für Sühne?«, wollte ich wissen.

»Später, Genka, später! Merk dir bloß – diese Tanka ... Nein, auch davon später! Nun, was guckst du so? Zähl schon!«

»Was?«

»Eins, zwei ...«

»Eins, zwei ...«, begann ich gehorsam.

Wir traten auf die Uferstraße hinaus, mein Vater ging ein Stück voran, ich einen halben Schritt dahinter. Er mit leicht gekrümmtem Rücken, die Hände tief in den Hosentaschen vergraben, mit jungem, energischem Gang. Ich hastete hinter ihm her.

»Erinnerst du dich noch an Baibikow?«, fragte mein Vater über die Schulter.

»Maxim? Natürlich!«

»Ich meine doch nicht ihn! Seinen Vater! Den General.«

»Was für einen General? Sein Vater war General?«

»Ja, Eisenbahngeneral. Die rechte Hand von Kaganowitsch⁵. Erinnerst du dich?«

»Nein.«

»Schon gut! Er ist in unser Haus eingezogen, wohnt bei mir auf der Etage.« Mein Vater hielt inne, und ich prallte gegen ihn. »Und zu Maxim hast du noch Kontakt?«

»Nein.«

»Ruf ihn an, unbedingt! Verstanden?«

»Wozu?«

»Ich habe gesagt – ruf ihn an. Verabrede dich mit ihm ...«

Von hinten kommender Lärm veranlasste mich zum Umdrehen: Ein Lkw war auf den Bürgersteig gefahren und näherte sich uns mit hoher Geschwindigkeit.

»Vater!«, schrie ich auf.

⁵ Lasar Moissejewitsch Kaganowitsch (1893-1991), 1935-1944 Volkskommissar für Verkehrswesen, 1930-1957 Mitglied des Politbüros des Präsidiums des ZK der KPdSU.

Mein Vater schien nichts zu hören: Er winkte ab und murmelte, während er auf dem Bürgersteig weiterging, vor sich hin:

»Ich war immer abgesichert. Mir kann auch jetzt keiner ans Leder. Euch fehlt der Mumm! Ja, der fehlt euch!«

Der Lkw hatte uns fast erreicht, ich warf mich nach vorn, um meinen Vater wegzustoßen. Der Lkw hupte, und da geschah etwas völlig Unglaubliches: Mein Vater wandte sich um und betrachtete den näher kommenden Koloss mit sardonischem Lächeln.

Im nächsten Moment erfasste uns der Lkw.

Ich kam noch glimpflich davon: Vom Kotflügel gestreift, wurde ich zur Seite geschleudert. Dabei zog ich mir eine leichte Gehirnerschütterung und Hautabschürfungen zu. Auf unerklärliche Weise hatte mich etwas von meinem Vater getrennt.

In dem Menschaufmarsch, der sich bildete, glaubte man, ich sei ebenfalls tot, auch die im Rettungswagen waren davon überzeugt. Insofern zeigten sich alle höchst erstaunt, als ich stöhnend versuchte, allein aufzustehen. Ich wurde in das Fahrzeug verfrachtet und ins Krankenhaus gebracht. Unterwegs verlor ich – ganz bestimmt durch eine Spritze – das Bewusstsein, erst im Krankenzimmer kam ich wieder zu mir.

Das Erste, was deutlich aus dem Gefflimmer vor meinen Augen herausrat und vor dem Hintergrund der blassblauen Wände klare Umrisse gewann, war ihr Gesicht. Fast wäre ich wieder weggetreten: Diesmal war ihre Ähnlichkeit mit Lisa noch frappierender.

»Mein Vater?«, fragte ich.

Sie wandte die Augen ab, dann beugte sie sich über mich und richtete mein Kopfkissen.

»Wie denn das?«, sagte ich lethargisch. »Wie denn das?«

»Sie dürfen sich nicht aufregen. Es ist nichts Ernstes, aber aufregen ...«

»War er gleich tot?«, wollte ich wissen. »Gleich?«

»Ja«, erwiderte sie.

Zwei Tage später wurde ich entlassen. Kulagin holte mich ab, half mir, die Treppe hinunterzusteigen und mich ins Auto zu setzen. Ich hatte gedacht, sie würde auch mitkommen, doch sie war nicht dabei. Kulagin suchte mich mit seiner Lebhaftigkeit anzustecken, erklärte, er übernehme es, alle Begräbnisformalitäten zu regeln, ich müsse mich schonen, zu Hause liegen, im Dunkeln, Medikamente – er wies mit dem Kopf auf die Schachteln, die auf dem Rücksitz verstreut lagen – einnehmen, ich werde noch genug Gelegenheit haben zu arbeiten, zu fotografieren, zu retuschieren, so einen wie mich gebe es nicht noch einmal.

»Wenn du wieder gesund bist, decke ich dich mit Arbeit ein!«, versprach der behutsam fahrende und mir teilnahmsvolle Blicke zuwerfende Kulagin. »Jetzt gibt es so viele Aufträge!«

»Wo werden wir ihn begraben?«, fragte ich.

»Mach dir deswegen keine Sorgen. Ich habe alles bedacht, außerdem beteiligen sich die Veteranen. Wir werden ihn beerdigen, wie es sich gehört, einen Grabstein aufstellen.« Er sah mich mit besonderer Fürsorglichkeit an. »Ja, zu den Aufträgen. Ich habe die Gebührensätze erhöht. Die Inflation! Und die Nachfrage nach dem letzten Profi! Ich meine das Retuschieren. Und was die Hauptsache betrifft: Hör zu, die schärfsten Schnecken wollen nur von dir fotografiert werden!«

Ich hörte ihm nicht zu.

Auf den Friedhof kamen nur ein paar Leute: zwei Veteranen, für die solche Besuche zu ihren Veteranenobligationen gehörten, meine schrullige Nachbarin, die weiß wie von der Beerdigung erfahren hatte, ich und Kulagin.

Tatjana hatte ich nicht benachrichtigen können, da ich von ihr weder Adresse noch Telefonnummer hatte. Mit Hilfe des Notizbuchs meines Vaters versuchte ich noch den einen oder anderen ausfindig zu machen, um ihn zur Beerdigung einzuladen, doch die Namen und Telefonnummern waren entweder geschwärzt, oder man antwortete mir, der Betreffende sei längst tot.

Als das Grab zugeschüttet war, verharrten wir neben dem frischen Hügel in trauervollem Schweigen: die Veteranen-Aktivisten in der gleichen Haltung, die Hände am Unterbauch verschränkt, die Nachbarin mit leidenschaftslos huschendem Blick, ein Stück weg – der Brigadier der Friedhofsarbeiter und Kulagin. Ich direkt am Grab.

»Unsere Reihen lichten sich«, sagte hinter meinem Rücken der eine Aktivist.

»Ja, ich erinnere mich an Genrich Iwanowitsch ...«, setzte der andere an.

»Rudolfowitsch!«, korrigierte der Erste.

»Rudolfowitsch! Ja, er ist mir noch aus dem Jahre neununddreißig in Erinnerung geblieben. Ein Mensch von seltener Seelengüte!« Der Zweite schickte sich offenbar an, so etwas wie eine Trauerrede zu halten.

»Und was für ein Fachmann er war!« Der Erste wollte die Initiative nicht aus der Hand geben. »Der Beste! In unserer Verwaltung war er der wertvollste Kader!«

Ich wandte mich um und trat zu ihnen.

»Ja, der Beste!« Der Sprechende war hager und hatte einen großen Adamsapfel, die wässrigen Augen trännten. »Solche gibt es nicht mehr. Ein schrecklicher Tod! Ein schon am Morgen betrunkenener Benzinkutscher. Abschaum, wahrhaftig.« Er betrachtete mich, ohne zu blinzeln. »Sie sind ja, wie ich höre, in die Fußstapfen Ihres Vaters getreten? Stimmt das? Herzliches Beileid!«

Ich drückte zuerst ihm die Hand, dann dem anderen.

»Solche Fachleute gibt es nicht mehr«, sagte jetzt seinerseits der Zweite, wobei er meine Hand festhielt, aber seinen Mitaktivisten ansah. »Wenn dieser Benzinkutscher ihn abends überfahren hätte, wäre es dann vielleicht leichter?« Er richtete seinen Blick auf mich. »Der junge Mann möge es mir nicht übel nehmen, aber – nein. Nein!«

»Was ›nein‹?«, fragte der Erste. »Wäre es nicht leichter, oder gibt es keine solchen Fachleute mehr?«

»Der Marasmus schreitet voran!« Der Zweite zwinkerte mir zu und deutete mit dem Kopf auf den Ersten. »Nehmen Sie es mir nicht übel!«

»Ich nehme es nicht übel«, sagte ich und machte mich von seinem Griff frei.

»Recht so!« Er wandte sich dem Ersten zu. »Nun? Wir müssen weiter zum Danilowskoje-Friedhof.«

»Ja«, pflichtete der ihm bei, »zum Danilowskoje!«

»Und das Totenmahl? Ich dachte, Sie ...«

»Seien Sie stark!« Der Zweite legte mir seine Hand auf die Schulter, zog mich an sich – sodass ich mich ein wenig vorbeugen musste –, als wollte er nachsehen, wie groß meine Glatze schon war.

»Er ist mir noch aus dem Jahre neununddreißig in Erinnerung! Aus dem Jahre neununddreißig!«

Der Erste fasste den Zweiten am Ellbogen und zog ihn fort vom Grab. Sie traten hinaus auf den Weg zwischen den Einfriedungen, schlurften ihn entlang, bogen auf die Friedhofsallee ein, verschwanden hinter dichtem Laubwerk.

Ich sah mich um – meine schrullige Nachbarin hatte sich anscheinend schon vorher abgesetzt, Kulagin entlohnte den Brigadier der Friedhofsarbeiter. Der stand vor ihm und hielt die rechte Hand auf, Kulagin legte die Geldscheine hinein, mit der Linken beförderte der Brigadier sie in die Tasche seiner in Segeltuchstiefeln steckenden schwarzen Hosen. Als Kulagin mit der Abrechnung fertig war, kam er zu mir.

»Nun? Fahren wir?«, fragte er.

»Fahr du, Kolja. Ich bleibe noch ...«

»Ich warte! Du wolltest doch irgendwelche Sachen mitnehmen. Aus der Wohnung deines Vaters. Ich helfe dir!«

»Später. Morgen. Fahr zu. Am Abend bei mir.«

»Na gut. Bis zum Abend!« Und Kulagin ging auch.

Ich hätte ruhig dastehen sollen, sozusagen in der Uarmung der Trauer, die Augen auf die Erde gerichtet, doch sah ich seitlich, hinter den Nebengräbern hervor, eine Frauengestalt auftauchen. Sie war es.

Mit einem Blumenstrauß. Sie schien gewartet zu haben, dass alle gingen.

Ganz und gar wie Lisa! Und mit Lisas Gang kam sie langsam näher, stellte sich neben mich, sagte leise:

»Grüß dich ...«

Als Antwort nickte ich nur. Ich war versucht zu sagen, dass mir jetzt nicht mehr so schwer ums Herz sei, dass jetzt bei mir alles gut werde, dass ich für sie alles, aber

auch alles tun werde, doch die Nähe des frischen Grabes gebot mir Einhalt.

»Dein Vater war der letzte ... Das heißt, ich wollte sagen, er ...«, begann sie, und ich fühlte ihren aufmerksamen Blick auf mir ruhen. »Solche Menschen gibt es nicht mehr.«

»Danke.« Ich nickte.

In den Grabhügel war ein Täfelchen gesteckt. Ich trat vor, beugte mich herunter, nahm ein Foto meines Vaters aus der Tasche und befestigte es an dem Täfelchen. Tatjana stellte sich zu mir.

»Das war sein Lieblingsfoto«, sagte ich. »Hier ist er noch jung. Er war eigentlich zusammen mit seinem Chef aufgenommen worden. Er arbeitete ... diente beim NKWD, im Fotolabor. Mein Vater hat seinen Chef entfernt, wegretuschiert. Ein schönes Foto.«

»Sehr schön.« Sie hakte sich bei mir ein.

Ich war dem Weinen nahe und wandte mich ab, ihr Arm glitt aus meiner Armbeuge heraus, blieb in der Luft hängen.

Wie ihr Verhalten beim Totenmahl war? Über alles Lob erhaben. Taktvoll, ruhig, aufmerksam. Sie bereitete alles vor und trug es auf. Berücksichtigt man, dass wir – sie eingerechnet – nur zu dritt waren, musste sie sich freilich nicht übermäßig anstrengen.

Ich war schon bald betrunken. Meine Zunge löste sich, und da sich nichts Besseres bot, erkor ich mir Kulagin zum Zuhörer. Mit ihr reden, mich ihr anvertrauen konnte ich noch nicht. Damals konnte ich es noch nicht. Ich brauchte Zeit. Wäre ich damals darauf verfallen, ihr mein Leid zu klagen, hätte ich ganz bestimmt Lisa erwähnt, hätte ich ihr gesagt, wie ähnlich sie beide sich sahen, aber

das schwindende Bild meines Vaters trug auch die Erinnerung an Lisa mit sich fort.

Ich wartete ab, dass es sich endgültig verlor.

Wir saßen alle an dem einen Ende meines ausgezogenen Arbeitstisches, über den eine knisternde Decke gebreitet war. Am anderen Ende stand auf einem Schälchen ein gefülltes Glas, abgedeckt mit einem Stück Schwarzbrot. Das letzte Mahl meines Vaters. Auf dem kantigen Glas blitzte hin und wieder reflektiertes Licht.

»Manche hielten meinen Vater für krank«, sagte ich zu dem aufmerksam zuhörenden Kulagin. »Angeblich litt er unter Verfolgungswahn. Oder unter einem Schuldkomplex. Nenne es, wie du willst. Er hatte den Eindruck, dass alle, die er von den Negativen entfernte, starben.«

Die Zigarette entfiel meinen Fingern und rollte über den Tisch. Kulagin hob sie auf und drückte sie im Aschenbecher aus.

»Ich habe davon gehört, Genosse«, sagte er.

»Dieser Ansicht waren einige. Dass er krank wäre.« Ich fingerte eine neue Zigarette aus der Schachtel. »Er war aber nicht krank. Er wusste, dass die Ursache in Wirklichkeit in seiner Arbeit zu suchen war.«

Kulagin gab mir Feuer.

In der in die Küche führenden Tür erschien meine Tanja-Lisa, ein Geschirrtuch über der Schulter, mit einem Teller Gemüse. Sie kam herein und stellte den Teller auf den Tisch. Ich griff mir sofort ein knubbliges Gürkchen und biss hinein, dass es knirschte.

»Natürlich, natürlich.« Kulagin nickte.

»Ich habe es nicht geglaubt. Zunächst. Und dann ... Und jetzt ... Meine eigenen Schlussfolgerungen. Eins kommt zum andern. Das ist erblich. Das ging allmählich

auf mich über.« Ich seufzte tief und entschloss mich zu dem Eingeständnis:

»Weißt du was?«

»Was denn?« Kulagin tastete nach der Flasche auf dem Tisch, goss sich und mir ein und stellte die Flasche zurück.

»Trinken wir!«, sagte ich und kippte mein Glas.

»Trinken wir«, stimmte er zu, nippte aber nur.

Ich fuhr fort:

»Ich habe ein Archiv meiner Opfer angelegt. Übrigens, hat dir mein Vater etwas davon gesagt? Obwohl, kaum, kaum. Du gefielst ihm nicht.« Ich versuchte einen Zug zu nehmen, aber meine Zigarette war ausgegangen.

Kulagin gab mir aufs Neue Feuer, ich verzog das Gesicht, da mir der Rauch in die Augen stieg. Beim Reiben der Augen fiel mir die Zigarette abermals aus den Fingern. Ich vergrub mein Gesicht in den Händen. Kulagin drückte auch diese Zigarette aus und schenkte mir wieder ein.

»Und warum hast du ihm nicht gefallen, Koletschka?« Ich nahm die Hände vom Gesicht. »Na, warum?« Ich griff nach dem Glas, schnupperte und konnte mich eines leichten Ekelgefühls nicht erwehren.

»Weil er auch mir davon erzählt hat. Ich habe doch auch für ihn Aufträge besorgt, sie ihm nach Hause gebracht. Wusstest du das nicht? Wie jetzt dir. Und da habe ich ihm einmal gesagt, dass das alles Quatsch ist. Blödsinn. Er war tatsächlich krank. Und du – du bist dabei, krank zu werden!«

Ich trank langsam aus, stellte das Glas so schwungvoll auf den Tisch, dass es zerbrach.

»Krank?«, fragte ich, ohne zu spüren, dass sich mir ein scharfer Splitter in die Hand bohrte. »Du sagst, er war krank? Und ich bin also dabei, krank zu werden? So!«

Ich stand auf. Der Stuhl fiel um, mit Mühe hielt ich das Gleichgewicht, ich stieß mich vom Tisch ab und ging schwankend zum Regal.

»Genosse! Schon gut!«, sagte Kulagin, der sitzen blieb. »Entschuldige! Ich wollte das nicht. Tut mir sehr leid! Ich wollte etwas anderes sagen!«

Ich riss einen Kasten aus dem Regal und kippte seinen Inhalt auf den Fußboden. Da stand auch Kulagin auf, ging um den Tisch herum und trat ebenfalls zum Regal. Ich zog einen anderen Kasten heraus.

»Ich soll dabei sein, krank zu werden – ich?« Ich schleuderte Fotos, Kuverts, Papiere mit dem Fuß weg. »Ich? Ich bin nicht krank! Ich bin absolut gesund. Absolut. Und das ist schlecht, sehr schlecht!«

Kulagin versuchte mich von dem Regal wegzuziehen, aber ich versetzte ihm einen Stoß.

»Hör auf«, sagte er. »Gena, hör auf! Ich verstehe alles, aber hör mir zu ...«

»Geh! Hau ab!«, schrie ich. »Lass mich!«

»Genka! Warte! Trinken wir noch was, gedenken deines Vaters. Verzeih mir. Verzeih mir bitte, ich wollte dir doch etwas anderes sagen!«

»Nein! Das wolltest du sagen!« Ich war nicht mehr zu halten. »Das! Du hast gesagt ...« Wir standen uns von Angesicht zu Angesicht gegenüber, ich sah ihm in die Augen.

Dann holte ich weit aus, aber er wich meiner Faust aus. Wieder setzte ich zum Schlag an.

»So hilf doch!«, rief Kulagin Tatjana zu.

Sie rührte sich nicht von ihrem Platz, und mein zweiter Schlag traf: Kulagin flog gegen den Tisch, konnte sich nicht auf den Beinen halten, bekam das Tischtuch zu pa-

cken. Die Flaschen fielen vom Tisch, vom Glas meines Vaters flog das Stück Brot, dann folgte auch das Glas.

»Hau ab! Raus hier!«, brüllte ich. »Ich will dich nicht mehr sehen! Hau ab!«

Kulagin richtete sich auf und sah mich befremdet an. Da erst erhob sich Tatjana langsam, trat näher, legte mir die Hand auf die Schulter. Ich zuckte zusammen.

»Er war nicht krank!«, sagte ich. »Und das war auch kein Unglücksfall! Er ist ermordet worden! Ermordet!«

»Geh!«, flüsterte sie Kulagin zu und streichelte mir den Hinterkopf.

»Er war gesund!«, schluchzte ich auf. »Er hat sich einfach versteckt, er hatte Angst, er wollte nicht mehr.«

Die Tür klappte zu. Kulagin war gegangen.

Was weiter war? Wir standen neben den umgekippten Schubkästen und hielten uns umarmt.

Vom Tisch her bot das sicherlich keinen schlechten Anblick: ein Papierwust auf dem Fußboden, vor dem Hintergrund des Regals. Dunkle Töne, die Dramatik und Spannung vermittelten. Wie eine Bassstimme, kehliger, aus der Tiefe kommender Gesang. Nichts von Lyrik, alles durchdrungen von Spannung, die hochzuschlagen, durchzubrechen droht.

»Möchtest du etwas essen?«, fragte sie. »Du hast nichts gegessen.«

»Ich habe keinen Hunger!« Ich rückte ein wenig ab. Ihre Augen waren ganz nahe, ihr aufmerksamer Blick ließ mich nicht los, war fester als ihre Umarmung.

»Möchtest du dann noch etwas trinken?«

»Ja!« Ich nickte. »Ich muss jetzt trinken.« Ich nahm ihre Hände von meinen Schultern, führte sie an meine Lippen. »Bleibst du?«, fragte ich.

»Ja«, erwiderte sie.

Und sie blieb.

Achtes Kapitel

Ich hatte das selbst gewollt.

Ich hatte ihr selbst angeboten zu bleiben. Die Schuld anderen und ihren arglistigen Absichten zu geben ist das Einfachste von der Welt. Ich habe mich unbesonnen in die Sache gestürzt. Was einen jahrelang beschäftigt, was man loswerden oder, umgekehrt, überdenken, wenigstens in Gedanken ganz anders machen möchte, kommt früher oder später an die Oberfläche, um ein eigenes Leben zu beginnen.

In welcher Form auch immer. Selbst in einer, die man zunächst nicht begreift – was hat das alles mit mir zu tun?

Wollte ich sagen, ich hätte fast zwanzig Jahre lang, jeden Tag, jede Minute, an Lisa gedacht, hieße das zu lügen. Ihr Bild stand mir immer seltener vor Augen, und dann schien es für immer verschwunden. Solches Vergessen ist am gefährlichsten: Das Vergessene kehrt plötzlich zurück, nimmt mit vehementer Kraft Gestalt an, vermag einen selbst derer zu berauben.

Aber zu einer so klaren Einschätzung bin ich erst jetzt fähig.

Nach dem Totenmahl, das in die Szene mit Kulagin mündete, nach der Umarmung mit Tatjana, nachdem ich alle Neigen ausgetrunken hatte, ins Bett gefallen und praktisch sofort wieder hochgefahren und aufs Klo gestürzt war, um mich zu übergeben, hatte ich eine wesent-

lich einfachere Sicht der Dinge. Ich beschloss, ruhig durchs Leben zu schwimmen und ganz sacht an einem neuen Ufer anzulegen.

Wenn ich jetzt an Lisa denke, wie sehr Tatjana ihr ähnelte oder umgekehrt Lisa Tatjana, kommt mir der Gedanke, dass an mir Rache geübt wurde, Vergeltung. Für Lisas Tod.

Da mein Vater nun tot ist, trifft die Rache mich, den Erben, den Nachfolger. Das Messer habe ich geschwenkt. Ich bin zum Werkzeug geworden. Mein Vater hat lediglich ihr, Lisas, Foto mit Absicht beschädigt. Beweis das mal!

Der Einzige, der es vielleicht glauben wird, ist mein lieber kahlköpfiger Untersuchungsführer, doch der ist weit, zu weit weg, auf ihn kann ich nicht bauen.

Nein, am Tag nach dem Totenmahl dachte ich an nichts dergleichen. Alle meine Gedanken waren mit einem beschäftigt: wie ich es am besten anstellte, dass Tatjana am Morgen nicht wegging.

Sie ging nicht. Mehr noch – mein Ausrasten und das anschließende Kotzen auf dem Klo nahm sie gelassen hin.

Sie tat, was zu tun war, um mir über meinen Rausch hinwegzuhelfen. Brachte mich ins Bett und begrüßte mich am Morgen mit der Kunde: »Das Frühstück ist fertig!«

Ich bin davon überzeugt: Meinem Vater gefiel sein Dienst. Der Grund war weder die Uniform noch die Zugehörigkeit zu einer allmächtigen Institution. Er fand, glaube ich jetzt, Gefallen an der Erfüllung seiner Aufträge. Er legte sogar, ohne die gebotene Unterordnung zu missachten, Initiative an den Tag. Nicht bei der Auswahl der

Objekte natürlich. Bei der Arbeit selbst. Er machte Verbesserungsvorschläge, und die Lösung besonders schwieriger Aufgaben – wenn es galt, das Wegschaben so hinzukriegen, dass selbst der penibelste Fachmann nicht feststellen konnte, ob hier jemand Hand angelegt hatte – bereitete ihm eine mit nichts zu vergleichende Freude.

Sein Dienst ersetzte ihm alles. Verwandte, Freunde, die Frau, Geliebte. Zärtlichkeit, Verständnis, Liebe.

Möglich, dass er von Zeit zu Zeit Gewissensbisse spürte. Möglich, dass er sogar litt, nachts nicht schlafen konnte. Dennoch, etwas so zu erledigen, wie es keiner sonst schaffte – das war es, was ihn reizte. Es gab noch andere Spezialisten, aber jemanden mit einem einzigen Schaberzug ins Jenseits zu befördern, dazu war niemand außer ihm in der Lage.

Von der Gabe meines Vaters wussten nur zwei Leute. Er selbst und sein unmittelbarer Chef, Boris Vikentjewitsch. Niemand wäre jemals dahintergekommen, dass Geschichte – ja, ja, Geschichte! – im Lichte einer roten Lampe gemacht wurde, im Fotolabor des NKWD/MGB.

Dort nahm sie Gestalt an, dort hatte sie auch ihren Ausgangspunkt.

Fotos mit großen Tieren wurden wie Verzögerungsminen aufbewahrt – bis zum nächsten spektakulären Prozess, bis zu einem Verkehrsunfall, einem plötzlichen Tod. Dann wurden sie an Druckereien und Verlage verschickt mit der striktesten Anweisung, frühere Aufnahmen zu vernichten, jene, auf denen das betreffende hohe Tier noch in seiner Machtfülle und Wichtigkeit strahlte, auszuwechseln gegen diese neuen, auf denen an seiner Stelle das Detail einer Landschaft, eines Interieurs, der Hintergrund einer Szene zu sehen war. In besonderen Fällen konnte mein Vater anstelle eines entfernten hohen Amts-

trägers einen anderen einfügen, einen von denen, die noch nicht an der Reihe waren, weggeschabt zu werden. Solche Fotos wurden ebenfalls, wenn auch mit weniger strikten Anweisungen, an die entsprechenden Adressen geschickt, und niemand – niemand! – wagte es, die Rechtmäßigkeit der Auswechslung anzuzweifeln. Aus Enzyklopädien riss man bedenkenlos, ja leichten Herzens Seiten heraus, zieh sich der Vergesslichkeit: »Ja, natürlich, natürlich, auf diesem Parteitag ist er nicht dabei gewesen! Ich erinnere mich an alles sehr genau! Das waren Trotz-kisten, japanische Spione, Schädlinge! Sie haben uns diese Bildmontage untergeschoben! Zur Verantwortung ziehen! Erschießen!«

Kleinen Leuten dagegen, den gewöhnlichen Kunden meines Vaters, wurde solche Ehre nicht zuteil. Bei ihnen war alles einfacher – doch eine solche Gabe auf inferiore Wesen zu verwenden war Verschwendung. Mein Vater, davon bin ich überzeugt, hat seinen Chef verschiedentlich auf derartige Vergeudung aufmerksam gemacht, wurde aber jedes Mal zurechtgewiesen: Er räsoniert noch! Auftrag erfüllen! Das Land ist von Feinden umzingelt! Stillgestanden!

Mit der Begabung im Allgemeinen und der meines Vaters wie der meinen im Besonderen verhält sich alles ganz und gar nicht einfach.

War vielleicht mein Vater schuld daran, dass sich das Schicksal so gefügt hat, dass etwas oder jemand ausgerechnet ihn erkoren, ausgerechnet in seine Hände ein so schreckliches Können gelegt hatte? Natürlich nicht! Weder mein Vater noch ich tragen irgendeine Schuld! Genauso wenig wie mein Großvater.

Das ist Schicksal. Jemandem ist eben ein solches beschieden. Nichts zu machen.

Wer einen Menschen auf sein Schicksal hinweist, wer ihn veranlasst, sich dementsprechend zu verhalten – ja, der lädt Schuld auf sich. Er sorgt dafür, dass derjenige die Erfahrung dessen macht, was die meisten, die allermeisten bis zu ihrem Tode nicht erfahren. Ihre Bestimmung. Alle Übrigen verwenden darauf keinen Gedanken. Und leben einfach ihr Leben. Schicksal, Bestimmung sind für sie nichts als schöne Worte, die Rechtfertigung der eigenen Bedeutungslosigkeit. Das ist mein Schicksal, mein Los, so ein kleiner Mensch bin ich, ein Insekt.

Mein Vater dachte über das seinige nicht nach. Er hatte es sich nicht ausgesucht. Es war nicht sein Schicksal, dass er auf irgendeine Weise zu dieser schrecklichen Gabe gekommen war. Es war nicht seine Bestimmung, diese Gabe zu erwerben. Im Gegenteil! Allein deshalb, weil er diese Gabe besaß, hatte sich sein Schicksal so gefügt. Die Gabe war vor meinem Vater da gewesen, und folglich auch seine Bestimmung.

Den, der einem Menschen seinen Weg weist, ihn auf diesen Weg bringt, ihn veranlasst, seiner beängstigenden Perspektive ins Auge zu sehen und sich nicht abzuwenden, kann man mit Fug und Recht als Teufel bezeichnen. Oder zumindest als Verführer. Manche, denen die Möglichkeit gegeben wurde, ihr Schicksal zu erschauen, versuchen ihm ja zu entfliehen. Hatte er sich mit dem seinen abgefunden? Nicht nur das. Mir scheint, er freute sich, dass ihm gerade dieses Los zugefallen war.

Ich sehe ihn vor mir im Fotolabor. Er drückt auf den Knopf der roten Lampe, für einen Augenblick versinkt das Labor in tiefste Finsternis, doch Boris Vikentjewitsch betätigt den Schalter, und unter der Decke geht das Licht eines großen Leuchters an. Mein Vater zieht den Kittel aus –

darunter trägt er seine Uniform: Jacke, Stiefel, Breeches –, wirft ihn auf eine Stuhllehne, setzt sich, streicht sich erschöpft die Haare aus der Stirn, hebt die Hände vor die Augen. Seine Finger zittern leicht.

»Müde, Genrich?«, fragt ihn von hinten Boris Vikentjewitsch und zündet sich eine Papirossa an. »Macht nichts. Ruhst dich aus. Hast es dir verdient! Diese Arbeit war nicht schlechter als die mit deinem Namensvetter. Sic transit gloria mundi! Sic ...«

Mein Vater schmunzelt – Genrich Jagoda⁶ von einem Foto zu entfernen war sein erster ernsthafter Auftrag gewesen.

Er legt die Hände langsam auf die große Metallkugel auf dem Tisch. Geräuschvoll an der Papirossa ziehend, schreitet Boris Vikentjewitsch durch das Labor, hin und wieder macht er an dem Tisch unmittelbar neben der Tür Halt. Auf ihm liegen zwei große Negative und ein Packen Fotos. Mein Vater dreht sich um: Er wartet darauf, noch ein Lob zu hören, doch Boris Vikentjewitsch schweigt. Mein Vater steht auf und tritt zu dem Tisch. Die Negative sind beide gleich, abgesehen davon, dass auf dem linken eine Gestalt fehlt, die auf dem rechten mit drauf ist.

Boris Vikentjewitsch drängt meinen Vater mit der Schulter zur Seite und beugt sich über die soeben gemachten Abzüge mit ihrer glänzenden Oberfläche: Auf dem einen sind Woroschilow, Molotow, Stalin und Jeshow⁷ an der Mauer des Moskwa-Wolga-Kanals zu sehen, auf dem anderen dieselben Leute, aber ohne Jeshow.

⁶ Genrich Grigprjewitsch Jagoda (1891-1938), 1934-1936 Leiter (Volkskommissar) des NKWD, 1938 im 3. Schauprozess abgeurteilt und erschossen.

⁷ Kliment Jefremowitsch Woroschilow (1881-1969), 1926-1960 Mitglied des Politbüros des Präsidiums des ZK der KPdSU.

»Du bist ein Unikum, Genrich«, sagt Boris Vikentjewitsch nachdenklich. »Die Geschichte wird hier gemacht! Es gab einen Volkskommissar, und den gibt es nicht mehr! Hast du keine Angst?«

»Nein«, antwortet mein Vater.

»Nein?« Boris Vikentjewitsch wendet sich ihm zu. »Nein? Du bist mutig. Mutig und unersetzlich. Unersetzliche Leute aber gibt es nicht. Sag, Genrich, hast du nicht ohne mein Wissen eine Negativsammlung angelegt? Von meiner Person gar nicht zu reden. Sag, bereitest du keinen Terroranschlag vor? Sag es mir!« Er legt seinen Arm um den Hals meines Vaters und zieht ihn zu sich heran.

Mein Vater versucht sich loszumachen, was ihm nicht gleich gelingt. Wie zwei Ringer treten sie von einem Bein auf das andere und nähern sich so allmählich dem Tisch, an dem mein Vater gesessen hat, prallen gegen ihn, und von dem Stoß beginnt die Kugel langsam über die Tischplatte zu rollen. »Tue ich nicht!«, sagt mein Vater.

»Du lügst, du Mistkerl! Du lügst!«, zischt Boris Vikentjewitsch. »Nimm dich in Acht, du!« Er gibt meinen Vater frei, der beeilt sich, die Kugel abzufangen, die vom Tisch zu fallen droht.

Völlig klar, dass mein Vater immer bestrebt war, seinen Verführer, der ihm den Weg gewiesen hatte, loszuwerden. Warum hat er es dann aber so lange ertragen? Warum hat er es nicht gleich getan?

Wjatscheslaw Michailowitsch Molotow (1890-1986), 1926-1957 Mitglied des Politbüros des Präsidiums des ZK der KPdSU, 1930-1941 Vorsitzender des Rates der Volkskommissare, 1939-1949 und 1953-1956 Außenminister der UdSSR.

Nikolai Iwanowitsch Jeshow (1895-1940), 1936-1938 Leiter (Volkskommissar) des NKWD, 1939 verhaftet, erschossen.

Wahrscheinlich nur deshalb, weil er an dem, was er zu tun hatte, tatsächlich Gefallen fand. In einer anderen Stellung hätte er einfach nicht solche Möglichkeiten gehabt. Zwar unternahm er Anstrengungen, vom NKWD wegzukommen, doch stand dahinter eher der geheime Wunsch, seine Unabhängigkeit und Unersetzlichkeit zu demonstrieren.

Natürlich klappte es nicht mit seinen Plänen.

Ich sehe ihn vor dem Schreibtisch strammstehen. Am Tisch sitzt Boris Vikentjewitsch und schreibt etwas. Mein Vater blickt auf dessen über die Papiere gebeugten Kopf, endlich reißt sich Boris Vikentjewitsch von ihnen los:

»Du bist noch hier? Ah, ja, ja!«, sagt er, zieht die Tischschublade heraus, entnimmt ihr ein Kuvert und reicht es meinem Vater.

»Diese hier. Bis heute Abend. Geh!«

Mein Vater nimmt das Kuvert, bleibt jedoch stehen.

»Was noch? Ach ja, dein Bericht!« Boris Vikentjewitsch lächelt breit. »Ich habe mir den Hintern damit gewischt, Miller. Klar?«

Warum hat sich mein Vater nicht eher frei gemacht? Warum hat er, da er ohnehin im Vorwärtsschreiten war und es kein Zurück gab, nicht angefangen, seine Gabe nach eigenem Ermessen zu nutzen! Er hätte das Unerreichbare erreichen, alles Mögliche werden können, Machthaber, Herrscher über alles, was da ist, über all das, was sich auf Fotomaterial festhalten lässt!

Die Macht spielte an der Spitze seines Schabers.

Bemerkte er sie nicht? Er wollte es nicht! Nie werde ich es glauben, dass sie ihn nicht beschäftigt hat. Sie war doch so nahe.

Gegen Mittag wachte ich auf, öffnete, auf dem Rücken liegend, langsam die Augen, drehte den Kopf zur Seite. Auf dem Stuhl neben dem Bett sah ich einen Wust von Sachen, meine und ihre bunt durcheinander. In der Küche zischte Fett in der Pfanne. Dieses Geräusch war es, was mich geweckt hatte. Ich ließ meine Beine auf den Fußboden hinunter – ihre Schuhe lagen neben den meinen stand mühsam auf, zog das Laken vom Bett, warf es mir über und setzte mich wieder hin: Das gestern Abend Getrunzene gärte in meinem Blut, pulsierte in meinen Schläfen.

Ich umfasste meinen Kopf, rieb mir das Gesicht mit den Händen und spürte, dass ich betrachtet wurde. Sie stand im Türrahmen, mein Morgenrock umspannte ihren schlanken Körper, die feuchten Haare waren zu einem Knoten hochgesteckt, herabfallende Strähnen umspielten den hohen Hals. Noch nicht ganz Lisa, aber schon sehr, sehr ähnlich.

»Guten Morgen, Genrich!«, sagte sie.

»Ich kann diesen Namen nicht leiden!«, sagte ich launisch – Katerstimmung, eindeutig!

»Das Frühstück ist fertig, Gena!« Sie gab mir mit ihrem Lächeln zu verstehen, dass sie mir auch diese Laune verzeihe.

»Habe ich mich gestern schlecht benommen?«, fragte ich etwas argwöhnisch.

»Du hast gestern deinen Freund rausgeschmissen«, sagte sie.

»Wen? Kolka? Oh, verdammt! Warum?«

»Ihr seid in Streit geraten ...«

»Weswegen? Worüber sollte ich mit ihm streiten?«

»Über deinen Vater.«

»Und?«

»Er sagte, dein Vater sei krank gewesen. Du sagtest, er war gesund.«

»Klar«, sagte ich. »Und du?«

»Was – ich?«

»Was meinst du?«

»Er war gesund.«

An jenem Morgen war ich eine leichte Beute. Eine Treibjagd zu veranstalten, Fähnchen aufzuhängen oder Lockmittel einzusetzen erübrigte sich. Sie setzte den Hebel richtig an: die Ähnlichkeit mit Lisa plus meine völlige innere Zerrissenheit. Sich in mein Vertrauen einzuschleichen, Ränke zu spinnen – für all das bestand keine Notwendigkeit.

Selbst als ich nach dem Frühstück das Begonnene zu Ende zu bringen begann, den Inhalt der Regalkästen auf den Fußboden kippte und den Papier- und Fotohaufen in Tüten stopfte, gebot sie mir keinen Einhalt. Auch das kam ihr zupass. Allerdings fragte sie, als sie meinen Furor und meine Schonungslosigkeit gegenüber den Früchten von vielen Jahren Arbeit sah:

»Das alles willst du wegwerfen?«

Ich richtete mich auf und klopfte mir angeekelt die Hände ab.

Sie saß am Arbeitstisch. Nach wie vor in meinem Morgenrock, die bloßen Beine untergeschlagen. Sie trank Saft aus einem hohen Glas, und auf dem Tisch vor ihr lag das Foto Andronkinas.

»Natürlich!« Ich nickte. »Ich rühre das nicht mehr an. Den Schaber jedenfalls ganz bestimmt nicht. Wozu soll ich das also aufbewahren?«

»Und was hast du vor?« Sie nahm einen Schluck.

»Ich lass mir schon was einfallen! Ich brauche eine Veränderung. Unbedingt. Am besten ist eine totale Veränderung. Mit der sofort zu beginnen ist. Fahren wir irgendwohin? Einfach so – wir setzen uns ins Auto und fahren los. Wir beide. Die Straße rollt sich auf die Räder auf.«

»Sehr poetisch!«

»Ich meine es ernst. Fahren wir? Ich kann bei den Veteranen anrufen, den ehemaligen Kollegen meines Vaters. Er hat mir davon erzählt, dass sie ein fabelhaftes Erholungsheim haben. An einem Fluss.«

»Was für eins?«

»Egal! Ich verbrenne bloß noch diesen Müll« – ich versetzte einer der Tüten einen Fußtritt – »und los geht's! Was meinst du?«

Sie nickte zustimmend. Die Schuld muss ich mir also allein zuschreiben: Ich habe selbst den Kopf in die Schlinge gesteckt.

Drei Stunden später fuhren wir los.

Es wäre besser gewesen, wenn ich mich wieder hingelegt hätte, aber zurück konnte ich nicht mehr. Als ich die Runde im Hof drehte, sah ich, wie bei den Mülltonnen meine weggeworfenen Tüten verglommen: Immer findet sich ein Pyromane, der ein Streichholz dranhält, um Rückzugswege abzuschneiden. Auch diesmal hatte sich einer gefunden.

»Tut's dir nicht leid?«, fragte sie.

»Nein«, erwiderte ich fest. »Notfalls fange ich von vorn an.«

»Hättest du schon wieder Lust dazu?«

Diesmal ließ ich mir Zeit mit der Antwort.

Mein Material zum Müll zu schaffen hatte natürlich etwas von Pose. Die Geräte hatte ich ja nicht mit wegge-
worfen! Und auch nicht die Trödler angerufen: Eine ganze Horde wäre gekommen, hätte auch nur einer erfahren, dass Miller einen Ausverkauf veranstaltet.

Ich sah sie an. Sie lächelte. Provozierte und lächelte, aber damals kam ich nicht dahinter. Ich dachte, mit solchen Fragen wolle sie mich stärken, mir unter die Arme greifen.

»Ich weiß noch nicht«, sagte ich.

»Und deswegen hast du den Fotoapparat eingepackt?«

Ich fuhr schon auf der Straße, wollte gerade einen am Gehsteig stehenden Autobus passieren.

»Das kann nicht sein!« Ich trat auf die Bremse, sodass das Auto hinter mir um ein Haar auf meinen Shiguli-6 aufgefahen wäre. »Das kann nicht sein! Wir müssen umkehren! Ich nehme ihn raus!«

»Fahren wir! Fahren wir! Du hast mir doch angeboten, mich zu fotografieren. Jetzt bekommst du die Gelegenheit ...« Sie brach ab, doch da sie sah, dass ich keine Anstalten machte zu wenden, sprach sie weiter, als wäre nichts gewesen.

»Während du damit beschäftigt warst, die Tüten zum Müll zu schleppen, rief dein Untersuchungsführer an.«

»Mein« Untersuchungsführer?«

»Der mit dir gesprochen hat.«

»Klar! Nach dem Restaurant. Was wollte er?«

»Dich zum Gespräch bitten.«

»Wozu?«

»Nun, das hat er mir nicht gesagt, lässt dir aber ausrichten, dass der Benzinkutscher, von dem dein Vater und du angefahren worden seid, Selbstmord begangen hat.

Die Pulsadern aufgeschnitten. Ich habe dem Untersuchungsführer gesagt, du seist weggefahren.«

Wir brauchten lange. Ein paarmal verfuhrten wir uns, mussten fragen, wie man zu dem Erholungsheim kam. Wir aßen die mitgenommenen belegten Brote, tranken Tee aus der Thermosflasche und Cola aus unterwegs gekauften Büchsen. Wir stiegen aus, um uns die Beine zu vertreten – »Jungs links, Mädchen rechts« –, ich war wieder als Erster am Auto. Tatjana kam mit einem Sträußchen Walderdbeeren zurück.

Keinerlei Wehmut, keinerlei Empfindung des Verlusts, der Trauer. Leichtigkeit – ein wenig rauschhaft – und der Wunsch, weiter, immer weiter zu fahren, einfach so ins Blaue. Kein Gedanke an meinen Vater, an seinen Tod und das Erbe. Völlige Verdrängung des kahlköpfigen Untersuchungsführers und der fremden Tode irgendwohin an den Rand, auf die sich hinter uns verjüngende Straße.

In dem Erholungsheim bekamen wir einen separaten Bungalow.

Wir aßen zu Abend, dann bekam sie Lust, tanzen zu gehen. Aus der Tasche, in die gar nicht so viel hineinzugehen schien, brachte sie ein Abendkleid und Schuhe mit hohen Absätzen zum Vorschein. Und in dem Kleid wurde ihre Ähnlichkeit mit Lisa, die nie so etwas getragen hatte, einfach überwältigend.

Ich saß im Sessel und beobachtete, wie sich Tatjana vor dem Spiegel sorgsam die Augen anmalte.

»Was guckst du so?«, fragte sie, als sie es bemerkte.

Ich griff nach meinem auf dem Fußboden stehenden Glas und sah sie durch den Wein hindurch an. Dann trank ich einen großen Schluck.

»Als ob du mich zum ersten Mal sehen würdest.« Sie legte den Stift weg und griff nach dem Lippenrot. »Gefalle ich dir?«

»Sehr.« Ich nickte – ich konnte ihr die Ähnlichkeit ja nicht gut erklären! »Du hast mir gleich gefallen, als ich dir bei meinem Vater begegnet bin. Liebe auf den ersten Blick.«

»Du sprichst, als ob deine Liebe bereits der Vergangenheit angehört.« Sie fuhr mit dem Lippenstift über die Unterlippe, drückte die Ober- gegen die Unterlippe, und ihr Gesicht nahm einen erstaunlich dümmlichen Ausdruck an.

»Die Phase des zweiten Blicks hat begonnen«, sagte ich und leerte das Glas. »Trotzdem kommt es mir vor, als würde ich dich schon eine Ewigkeit kennen. Dabei sind es erst wenige Tage.«

»Bedrückt dich das?«

Ich fasste hinter den Sessel nach der Weinflasche und goss mir wieder ein. Im Imbissraum neben dem Verwaltungsgebäude wurde ausgezeichnete italienische Wein verkauft! Ich trank die Hälfte meines Glases aus und betrachtete Tatjana eine Weile nachdenklich.

»Kaum, aber ich platze vor Neugier. Ich bin sehr neugierig. Mich an etwas heranzuarbeiten, einer Sache auf den Grund zu gehen. Da bin ich ganz in meinem Element.«

»Dann fang mal an, dich heranzuarbeiten«, gestattete sie mir.

»Nehmen wir zum Beispiel das: Als ich die Papiere verbrannte ... Schön, das scheint klar zu sein! Was ich dich fragen wollte ...«

Irgendwo weiter weg klang Musik auf. Tatjana warf einen Blick auf ihre Uhr.

»Der Tanz hat begonnen! Kann ich mir gut vorstellen! Tanz im Erholungsheim für Ruheständler. Für Veteranen der Organe. Wir werden bis zu den Knien im Sand stehend tanzen. Dass du gern tanzt, hätte ich wirklich nicht gedacht!« Sie trat zu mir heran, nahm mir das Glas ab, trank es aus, stellte es auf den Fußboden und setzte sich auf meine Knie. »Wir brauchen nirgends hinzugehen. Bleiben lieber in unserem Häuschen. Du wirst dich an mich heranarbeiten.«

»Damit hat es keine Eile!«, sagte ich. »Du kennst mich noch nicht!«

Ich hätte nicht gedacht, dass mir beim zweiten Tanz die Puste ausgehen würde.

Sie dagegen entpuppte sich als unermüdliche Tänzerin. Was ich für ein Abendkleid gehalten hatte, erfuhr sehr bald seine Verwandlung in ein Kleidungsstück, das die Schönheit ihrer schlanken Beine wunderbar zur Geltung brachte. Bei jedem neuen Tanz stürmte sie los und stürzte sich in das Getümmel. Ins Erholungsheim war längst die neue Zeit eingezogen, die Bungalows wurden an die »neuen Russen« vermietet, die Veteranen drückten sich am Rand der Tanzfläche herum und machten, gleich ermatteten Vögeln, im Takt der Musik nickende Kopfbewegungen. Ich zwängte mich zur Bar durch und nahm die Flaschen auf den Borden in Augenschein. Eine ziemlich alkoholisiert klingende Stimme veranlasste mich, zur Seite zu blicken.

»Attrappen! Hier gibt es nichts als Kognak und sauren Saft.« Er saß unbequem, halb abgewandt, auf einem hohen Hocker. »Aber wenn man einen Schluck Kognak nimmt, dann einen Schluck Saft und wieder Kognak, dann geht es. Lässt sich leben.«

»Für Sie?« Die Bardame war zu uns herangetreten: gestärktes Häubchen, Seidenbluse, die sich über gewaltigen Brüsten spannte.

»Das Gleiche wie ich!« Mein Nachbar stützte den großen Kopf mit der vorgewölbten Stirn in seine kleine dürre Hand.

»Hundert Gramm Kognak und Saft«, sagte ich zu der Bardame.

»Das ist die richtige Wahl, Freund.« Mein Nachbar nickte billigend. »Du wirst zufrieden sein!«

Die Bardame stellte ein großes Schnapsglas vor mich hin, in das sie Kognak einschenkte, und daneben ein Glas mit trübem Saft. Ich bezahlte, nahm das Schnapsglas und wandte mich zu den Tanzenden um. Tatjana tanzte einen Boogie-Woogie mit einem groß gewachsenen Besitzer eines hochrasierten Nackens.

»So eine Frau darf man nicht allein lassen«, sagte mein Nebenmann, nahm sein Glas, auf dessen Boden etwas plätscherte, warf den Kopf zurück und trank. »Wenn man Salz und Zigarettenasche leckt und dann schnell trinkt, wird das Sodbrennen nicht so schlimm.« Er stieg von seinem Hocker, stand schwankend da, stieß mit der Schulter gegen mich. »Früher hat es hier bloß armenischen Kognak gegeben.«

»Früher – wann war das?«, fragte ich.

»Als sich hierher solche Frauen nicht verirrtten. Ich möchte mal wissen, woher sie kommen und wohin sie verschwinden!«

Ich nahm einen Schluck Kognak, goss den Rest hinterher und warf meinem Nebenmann einen schrägen Blick zu. Der betrachtete mit trüben Augen und halb geschlossenen Lidern die Tanzfläche.

»Trink noch einen!«, schlug er mir vor. »Bei deiner Verfassung mußt du unbedingt einen trinken!«

Ich fasste ihn am Ellbogen.

»Was willst du von mir?« Meine Lippen berührten fast sein Ohr.

»Entspanne dich! Entspanne dich!« Er lächelte schief und schüttelte meine Hand ab. »Soll ich dir einen spendieren? Ich bin heute großzügig.« Er drehte sich dem Treisen zu und klopfte mit der Hand. »Schätzchen! Das Gleiche! Zweimal!«

Die Bardame füllte zwei Gläser mit Kognak.

»Dein Vater hieß Miller, Genrich Rudolfowitsch? Stimmt's?« Er griff nach seinem Glas – seine Hand zitterte stark. »Frag nicht, frag mich nichts! Ihr gleicht euch einfach wie ein Ei dem anderen. Ich habe vor fünf Jahren ein Buch geschrieben und mich mit deinem Vater getroffen.«

»Ach ja?« Mein Nebenmann sah nicht aus wie einer, der in der Lage ist, auf einer Tastatur den gewünschten Buchstaben zu treffen.

»Ja! Ein Buch. Ein historisches. Über die Organe. Niemand wollte es verlegen. Interessiert keinen mehr, hieß es! Die Mode sei passe.« Er trank, beklopfte seine Taschen mit der Hand, holte Zigaretten hervor, steckte sich eine an. »Alles für die Katz! Aber dein Vater war ein Genie! Solche gibt es nicht mehr. Hast du das nicht gewusst?«

»Habe ich«, sagte ich und fragte:

»Und woher weißt du, dass er es ›war‹?«

»Einen Dreck hast du gewusst!« Er bleckte die Zähne, ohne meine Frage zu beantworten. »Einen Dreck! Kennst du wenigstens seine interessanteste Arbeit?«

»Nein«, gestand ich.

»Ich habe über sie geschrieben.« Er kletterte auf seinen Hocker, stützte wieder den Kopf in die Hand und sog ge-

fühlvoll die Luft durch die Nase ein. »Erinnerst du dich an die berühmte Fotografie ›Lenin spielt Schach bei Gorki auf Capri‹?«

»Ja.«

»Lenin spielt darauf mit irgendeinem Salbader, im Hintergrund sieht man Alexej Maximytsch mit Hut und noch irgendeinen Schwachkopf. Sie blicken in die Gegend. Dahinter ist das Tyrrhenische Meer zu sehen. Das hat dein Vater aus dem Foto gemacht.«

»Was heißt ›gemacht‹?«

»Was wohl!« Er drückte seine Zigarette aus, nahm einen Schluck Saft, spülte seinen Mund damit und schluckte den Saft hinunter. »Da war noch eine Persönlichkeit gewesen. Eine hochinteressante! Die aber nicht zur offiziellen Lenin-Darstellung passte. Sie stand neben dem proletarischen Schriftsteller. So ein ...« – er machte ein düsteres Gesicht und blies die Backen auf –, »so ein imposanter. Benito Mussolini. Ein guter Freund Wladimir Iljitschs übrigens. Mit Mütze. Hände in den Hosentaschen. Ein Sozialist! Prost!« Er hob das Glas, und wir stießen an. »Dein Väterchen hat diesen Benito kurzerhand entfernt! Heute weiß keiner mehr von dieser Freundschaft. Abgesehen von mir ...« Er zog den Kopf ein und sah mich von unten her an. »Und dir! Haha! Schätzchen! Noch je eins!«

Noch ein Glas Kognak war zu viel für ihn. Das Blut schoss ihm in den Kopf, die Hand rutschte von der schweißigen Wange, sein Kopf schlug dumpf auf dem Tresen auf. Ich konnte ihn gerade noch abfangen und versuchte ihn erfolglos wieder auf den Hocker zu setzen.

»Er wohnt in dem da.« Das »Schätzchen« wies auf das Haus des Erholungsheims, das der Tanzfläche am nächsten stand. »Soll ich jemanden zu Hilfe holen?«

»Ich schaff es schon!«, sagte ich und schleppte den Historiker ab.

Er murmelte etwas, kämpfte mit dem Schluckauf, erschlaffte hin und wieder, setzte aber seine Beine.

»In welchem Jahr war das?«, fragte ich.

»Was?« Er rülpste.

»Na, die Geschichte mit dem Foto!«

»Vierundvierzig.« Er rülpste wieder, fügte jedoch noch hinzu, bevor ihm schlecht wurde: »Dein Vater hat Benito Ende des Jahres entfernt, und im Frühjahr hing der schon kopfunter.«

Die Pflegerin in der Halle schrie beunruhigt auf und klatschte die Hände gegen den schneeweißen Kittel.

»Schon wieder! Er darf doch nicht! Der Arzt hat gesagt, er darf nicht!«

Auf ihr Geschrei hin kamen noch zwei Pflegerinnen angelaufen und nahmen mir meine Bürde ab. Ich versuchte herauszukriegen, in welchem Zimmer er wohnte, doch da sie meinten, ich hätte ihn betrunken gemacht, weigerten sie sich, mir sein Zimmer zu nennen, und komplimentierten mich hinaus.

Ich kehrte zur Tanzfläche zurück, aber Tatjana war nicht hier. Da ging ich zu der Allee, die zu den Bungalows führte. Jemand hüstelte hinter mir. Ich drehte mich um und zuckte zusammen: Sie war es.

»Oh, ich habe dich verloren! Wo bist du gewesen? Hier ist es so langweilig!«, sagte sie, trat leicht zurück, sah mir aufmerksam in die Augen und schnupperte. »Was hast du getrunken? Und wie viel? Und mit wem? Du wirst noch zum Trinker. Und deine Hände werden zittern.«

»Ich habe mit einem sehr seltsamen Menschen getrunken. Ich beschloss, mir nichts zu versagen, und da habe ich mich eben mit Kognak volllaufen lassen.«

Sie sprang hoch und hängte sich fast an meinen Hals.

»Ich schlage ein Spiel vor! Wer als Erster an unserem Bungalow ankommt, der ist ... der ist ... König! Oder Königin! Sein Wunsch ist Gesetz. Auf der Allee darf nicht gelaufen werden. Du nach links, ich nach rechts.«

»Umgekehrt!«

»Na gut! Eins! Zwei! Drei!« Sie stieß sich von mir ab und verschwand im Gesträuch bei der Tanzfläche.

Ich rannte in die entgegengesetzte Richtung, auf einem Weg parallel zur Hauptallee, stolperte über eine Wurzel, stürzte, lief hinkend weiter. Dann machte ich Halt, brach durch die Büsche und lief nach rechts, stolperte wieder, prallte gegen einen Baumstamm.

Unseren Bungalow erreichte ich humpelnd, die Hand an die geprellte Brust gedrückt. Die Arme in die Seiten gestemmt, ein Bein mit hochgeschobenem Rock auf einen Sessel gestellt, stand Tatjana in der Mitte des Zimmers. Hinter ihr im Spiegel blitzten Lichtreflexe.

»Die Königin nimmt den Eid ab!«, verkündete sie.

Ich machte einen Schritt nach vorn, kniete mich neben den Sessel, küsste ihr Knie. Meine Lippen glitten über die zarte Haut ihres Schenkels höher und höher hinauf, ihre Hand legte sich auf meinen Hinterkopf.

»Ich schwöre!«, sagte ich mit angehaltenem Atem.

Neuntes Kapitel

Ich hielt mich für einen Meister des weiblichen Fotoporträts. Insbesondere im spezifischen Genre des Halbaktes.

Jenem, das bei genauerem Hinsehen banaler als banal ist. Die nuttenhafte Keuschheit des Modells: »Wer möchte mal? Ich muss los zur Schule!«

Auf dieses Genre eingestimmt hatten mich meine Trips zu Kindergärten, Pionierlagern und Armeeeinheiten. Oder meine Hochzeitsaufträge. Beim Fotografieren von süßen Kleinen, jungen Soldaten mit Abzeichen und Litzen, Hochzeitspaaren und ihren stolzen Verwandten mit stumpfen Visagen verlangte es mich nach etwas, was völlig anders war, was eine völlig andere Poetik hatte. Doch ebenso banal war.

Halbakte eigneten sich bestens. Ausgestreckt daliegende, ihre Natürlichkeit demonstrierende Nackedeis fielen gänzlich unter den Pornographie-Paragraphen des Strafgesetzbuches. Halbakte entzogen sich den strengen gesetzlichen Bestimmungen. Die pseudokünstlerischen Finessen verliehen ihnen einen schöpferischen Anstrich: Tüll in der bewussten Region, leichter Schatten am Busen, gerichteter Einsatz von Licht, Schminke, Salben, die einen störenden Pickel abzudecken vermochten: Halbaktmodelle waren allesamt stramm, futterten Cremetörtchen, süßten den Tee mit fünf Löffeln Zucker.

Tatjana fotografierte ich in dem Erholungsheim. Am Tag nach dem Tanzabend. Ich fotografierte sie – sie bat selbst darum – auch in der folgenden Nacht, genauer gesagt, direkt vor Tagesanbruch, im Morgendunst.

Am Morgen und am Tage, als wir zur Rückfahrt rüsteten.

Warum hat sie mir erlaubt, sie aufzunehmen? Glaubte sie nicht an meine Fähigkeiten? Setzte sie darauf, dass ihr nichts passieren könne, dass sich meine Hand gegen sie nicht erheben würde? Oder hatte sie sich als willenloses, gefügiges Werkzeug mit dem Plan der Zeugenbeseitigung abgefunden und, da ihr die Konsequenzen bewusst waren, nicht die Kraft aufgebracht, sich zu verweigern? Diese Fragen stelle ich mir allerdings erst jetzt. Jetzt überlege ich, was sie ist – Werkzeug oder Schütze?

Damals, in dem Erholungsheim, noch bevor ich am Morgen zur Kamera griff, noch in der Nacht, sah ich in jeder Regung der Liebe, in jeder ihrer Umarmungen, in jedem ihrer Ausrufe nahende Befreiung.

Sie schien mich ins Leben zurückzuführen. Sich windend, meine Lenden mit den Beinen umfangend, schien sie mir den Weg zu weisen, auf dem ich die für immer verloren geglaubte Frische und Unbefangenheit wiedergewinnen konnte. Das Rezept war erstaunlich einfach: Lieben muss man, nicht bumsen, lieben und sich seines Gefühls nicht genießen.

Auf den Probeabzügen – da war freilich fast ein Tag nach unserer Rückkehr vergangen – konnte ich die Dynamik verfolgen: Das Modell gewann von Aufnahme zu Aufnahme an Lebendigkeit.

Ja, noch in unserer ersten Nacht bat sie mich, zur Kamera zu greifen. Ich glaubte, sie scherze.

»Erregt dich das?«, fragte ich.

»Mich erregst du!« Sie rollte über mich hinweg, küsste mich, stieg aus dem Bett und trat auf Zehenspitzen zu dem hohen, vom Fußboden bis zur Decke reichenden Fenster, das auf die den ganzen Bungalow umlaufende Loggia ging.

Sie öffnete das Fenster weit, und das Zirpen der rastlosen nächtlichen Insekten erfüllte das Zimmer. Sie stand in der Fensteröffnung und sog mit hochgezogenen Schultern die würzige kühle Luft ein. Das Licht der Lampe neben dem Bett verlieh ihrem Körper eine erstaunlich weiche, fast himbeerfarbene Tönung. Die Gesäßbacken warfen einen kurzen Schatten auf die Schenkel, die Schulterblätter tauchten unter den frei herabfallenden Haaren auf, um gleich wieder zu verschwinden.

Mit lautlosen Schritten schlich ich mich an sie heran und umfasste sie von hinten.

Ihre Brustwarzen waren straff und kalt, der Bauch eingezogen. Meine Hand wanderte abwärts, ich presste mich gegen ihren Rücken.

»Was ist das? Ein Objektiv?«, fragte sie, leicht nach hinten geneigt.

»Ganz recht.« Ich spannte mich leicht an, sie musste einen Ausfallschritt machen; um nicht hinzufallen, griff sie mit den Händen nach vorn, stützte sich an der Loggienbegrenzung ab und spreizte die Beine weiter.

»Mit langer Brennweite?«, fragte sie.

»Was?« Ich war bereits in ihr. »Ich weiß nicht. Was meinst du?«

»Mit langer Brennweite«, hauchte sie.

Am Tage erzählte ich ihr von meinem seltsamen Zechkumpan und dem Foto, auf dem mein Vater den später

an den Füßen aufgehängten Duce hatte verschwinden lassen.

»Vielleicht solltest du diesen Menschen ausfindig machen?«, meinte sie.

»Wozu?«

Wir trieben langsam flussab, auf der Bank liegend, brachte Tatjana das Boot mit den ins Wasser hängenden Beinen leicht zum Schaukeln.

»Er weiß bestimmt noch etwas! Du musst unbedingt mit ihm sprechen! Unbedingt!«

»Schaukel nicht! Wir kentern noch!«

»Hast du Angst?« Sie machte eine so kräftige Bewegung, dass das Boot kenterte.

Erst am Nachmittag, genauer gesagt, nach unserem nachmittäglichen Schäferstündchen, begab ich mich auf die Suche nach dem Chronisten der Organe, doch die Pflegerin sagte mir, er sei in der Nacht mit einem Rettungswagen weggebracht worden. Akute Herzinsuffizienz.

Noch eine Nacht. Noch eine Morgendämmerung. Auf dem Rückweg verfuhrten wir uns wieder und kamen erst gegen Abend an.

Irgendwann zwischen Nacht, Morgengrauen und Abend, bereits in der Stadt, vertraute sie sich mir an. Jetzt sehe ich darin natürlich nichts als Berechnung, aber damals! In mir explodierte alles! Ich war drauf und dran, stehenden Fußes, so schnell ich konnte, loszusausen und, hatte ich den Verführer ausfindig gemacht, ihm den Frack vollzuhauen, diesem elenden Schofel!

Der Abend steht mir noch deutlich vor Augen: Sommerstaub, eine rote Sonne, auf der Uferstraße standen Tieflader, die türkischen Fahrer versuchten gestikulierend dem

Verkehrsmilizionär zu beweisen, dass sie unbedingt durchs Zentrum fahren müssten. Tanja wohnte in jenem großen Haus an der Uferstraße, in dem auch mein toter Vater gewohnt hatte. In meinem ehemaligen Haus.

»Wohnst du hier?«, fragte ich.

»Ja, zur Miete«, erwiderte sie.

Ich mochte mich nicht von ihr trennen, sie einfach so aussteigen und die Autotür zuschlagen sehen. Ich wollte mit ihr mitgehen, aber sie gab mir unverhofft einen Korb. Ich bot ihr an, mit zu mir zu kommen, doch sie sagte, sie müsse sich umziehen, ein Bad nehmen, morgen habe sie einen Arbeitstag vor sich. Gut, überlegte ich mir, gut, morgen sehen wir uns ja wieder!

»Dann bis morgen?«, sagte ich, als ich am Gehsteig anhielt.

»Bis morgen!« Sie gab mir einen Kuss auf die Wange.

Ich gebe es zu – ich bin ihr nachgegangen.

Eine Frau zu beobachten besitzt einen gewissen Reiz. Bei einer wie ihr, die meine Jugendträume verkörperte, letzten Endes mein ganzes Ich, ist das nicht bloß ein Reiz, sondern eine orgasmusnahe Ekstase. Die jedoch etwas vom Aufkratzen eines Grindes, einer Schwäre hat.

Ich folgte ihr in einem Abstand von vielleicht zwanzig Metern und hatte schreckliche Angst, sie könnte sich umdrehen. Jetzt glaube ich, sie wusste, dass ich ihr folgte, doch damals verriet ihr Gang Müdigkeit – was Wunder: eine wahrlich nicht einfache Rolle so zu spielen, sich völlig zu verausgaben und nicht zu ermüden! –, sie ging mit krummem Rücken, kam aus dem Rhythmus. Sie wandte sich nicht um.

Ich wusste bereits – das war nicht Lisa. Nachdem wir uns ganz nahe gewesen waren, hatte sich alles, was von

Lisa hätte sein können, verloren, als wäre das nur möglich gewesen, bis ich mit ihr schlief.

Sie betrat den Hauseingang, während ich von der Tor-einfahrt zum Auto zurückkehrte, wo ich auf dem von ihr verlassenen Sitz ein schwarzes Kuvert entdeckte. Ich brauchte es nicht zu öffnen: Ich wusste auch so, was drin war.

An meiner Vortreppe standen Fahrzeuge – der Jeep einer Milizpatrouille, eine Ambulanz und ein Shiguli mit einer für ein Privatauto verdächtig großen Zahl von Antennen auf dem Dach. Auf der Vortreppe ein kräftig gebauter Kerl im Tarnanzug mit auf die Stirn geschobener Strumpfmaske. Aus der über die Schulter gehängten MPi schloss ich, dass, sollte etwas passiert sein, schon alles vorbei war. Wenn es jemandem beschieden gewesen war, diese MPi vor den Schädel gekracht zu kriegen, dann war es bereits geschehen.

Neben den Fahrzeugen standen zwei sich friedlich unterhaltende Milizionäre, in dem einen erkannte ich unseren Abschnittsbevollmächtigten. Er empfing mich mit der Nachricht, die mich wie ein Schlag traf: In mein Studio waren Diebe eingestiegen, genauer gesagt, einer, der bei der Verrichtung seines Diebeswerks ums Leben gekommen war.

Begleitet vom Abschnittsbevollmächtigten stieg ich die Vortreppe hinauf, der im Tarnanzug öffnete uns die Tür, und der Erste, den ich sah, war jener Glatzkopf, der mich nach dem Blutbad in dem Restaurant verhört hatte. Der Abschnittsbevollmächtigte führte mich wie ein Ordner bei einer Veranstaltung zu dem Glatzkopf, lächelte ihm säuerlich zu und zog sich wieder auf die Straße zurück.

Mitten im Studio lag, mit einem Laken zugedeckt, ein Körper, zwei Krankenträger standen neben der Bahre, ringsum herrschte ein wüstes Durcheinander, Leute in Zivil rannten hin und her, kritzelten etwas in ihre Notizblöcke.

»Ah, Sie sind das!«, sagte der Glatzkopf etwas enttäuscht, als hätte er erwartet, einen anderen zu Gesicht zu bekommen. »Sie kommen gerade recht. Hier ist eingebrochen worden. Die Nachbarn haben die Miliz alarmiert, und da hier ein Toter liegt, sind auch wir gekommen.« Er nahm mich bei der Hand, führte mich wie einen Jungen, der einen Streich verübt hat, zu der Bahre und nickte den Krankenträgern zu wie in einem Hollywoodfilm. Doch die Krankenträger waren aus keiner Hollywoodwelt, sie bewahrten ihren stumpfen Gesichtsausdruck und reagierten nicht. Er war gezwungen, sich selbst zu der Bahre hinunterzubeugen und das Laken anzuheben.

Auf der Bahre lag mein lieber Ruheständler. Über und über mit verkrustetem Blut beschmiert, die Hände zerschnitten, am Hals eine klaffende Wunde.

Offen gestanden, mein erster Gedanke war, ob ich nicht auch sein Negativ in der Mache gehabt hatte. Nein, hatte ich nicht, stellte ich mit schon etwas erleichtertem Seufzen fest.

Die Erleichterung hielt jedoch nur wenige Augenblicke an. Was hatte der Ruheständler in meinem Studio gemacht, wodurch war er zu Tode gekommen, und zwar so, als wäre er unter die Guillotine geraten?

»Kennen Sie diesen Menschen?«, fragte der Glatzkopf.

»Natürlich«, antwortete ich. »Mein Nachbar.«

Er nickte den Krankenträgern wieder zu, und diesmal regten sie sich, warfen das Laken über den Leichnam und schleppten die Bahre zur Tür. Dort blieben sie erst einmal

mit ihr stecken, sie mussten sie leicht kippen, um ein Haar wäre der Leichnam heruntergefallen. Der Hintere beförderte den Ruheständler mit dem Knie auf die Bahre zurück, doch dessen heruntergerutschte und fast bis auf den Boden herabhängende Hand schlug gegen die hohe Schwelle. Ein mir unbekanntes Telefonklingeln ertönte, einer der im Studio hin und her huschenden Zivilisten zog ein Handy aus der Tasche, klappte es auf, reichte es dem Glatzkopf.

»Ja! Ja«, sagte der in den Hörer und gab mir einen Wink, als wollte er mir bedeuten: Mach einstweilen einen Spaziergang! »Der Wohnungsinhaber ist gerade gekommen. Nein. Gut. Ja, ich werde da sein. Was? Ja. Klar. Ja. Ja. Nein ...«

Solange er sprach, trat ich zur Tür. Die Krankenträger schoben die Bahre geschickt in ihr Fahrzeug, zündeten sich Zigaretten an, stiegen ein. Der Fahrer der Ambulanz setzte ruckartig zurück, der neben ihm sitzende Arzt fuhr auf, hob schläfrig den Kopf, sah mich an und winkte mir unverhofft forsch zu.

»Kommen Sie«, sagte der herangetretene Glatzkopf, wobei er auf die Küche wies. Wir gingen hinein.

In der Küche setzte er sich auf einen Stuhl am Tisch und nahm seinen Notizblock aus der Tasche.

»Sie sagen also, Sie haben ihn gekannt?«, fragte er, in seinem Notizblock blätternd.

Ich griff den Teekessel vom Herd und nahm einen Schluck aus der Tülle.

»Kannten Sie ihn näher?«

Ich stellte den Teekessel auf den Herd.

»Ja. Wir hatten ein ausgezeichnetes Verhältnis. Gelegentlich tranken wir sogar zusammen.«

»Ein ausgezeichnetes? Weshalb ist er dann bei Ihnen durch die Lüftungsklappe eingestiegen, hat hier der Teufel weiß was angestellt, Geräte zusammengesucht? Hm? Keine Antwort? Keine. Der Fensterrahmen, verstehen Sie, hat nicht standgehalten. Auf dem Rückweg. Ist gebrochen unter seinem Gewicht, er ist auf das Glas gestürzt und verblutet. Ja, in der Tat, Ihr Verhältnis war ausgezeichnet.« Er legte den Notizblock weg. »Hat er gewusst, wo bei Ihnen was liegt?«

»Wo was liegt? Nein, ich denke, das hat er nicht gewusst.«

»Klar! Also hat er gesucht. Auf den ersten Blick – ist etwas abhandengekommen?«

»Ich weiß nicht. Wenn der Panzerschrank nicht aufgebrochen wurde und die Stereoanlage noch da ist ...?«

»Der Panzerschrank ist aufgebrochen, Ihre Kameras sind eingepackt, die Stereoanlage ebenfalls. All das hat der Abschnittsbevollmächtigte unter dem Fenster gefunden. Zwei große Kartons.« Er kaute nachdenklich an seinem Bleistift. »In letzter Zeit sind die Unglücksfälle nur so auf Sie eingestürzt. Das Restaurant. Der Tod Ihres Vaters. Und jetzt diese missglückte Ausraubung.«

»Was hat der Tod meines Vaters mit dem Restaurant und mit dem hier zu tun?«, fragte ich.

»Weiß ich nicht.« Er nahm den Bleistift aus dem Mund und betrachtete aufmerksam den Abdruck seiner Zähne. »Ich ziehe nur ein gewisses Fazit. Ein vorläufiges.«

»Wie darf ich Sie verstehen?«

»Er war hier nicht allein. Die mit dabei waren, haben Spuren hinterlassen. Ein paar wenige. Ihr Panzerschrank ist nicht so einfach zu knacken. Selbst ein ehemaliger Jagdbomberflieger wäre mit ihm nicht zu Rande gekommen. Dazu wurden Profis gebraucht, aber mir scheint, sie

hatten es ganz und gar nicht auf Ihre teure Fototechnik abgesehen. Und auch nicht auf Ihre ›Sony‹-Anlage.«

»Was wollten sie dann?«, fragte ich.

»Weiß ich nicht.« Er stand auf. »Eines aber weiß ich ganz sicher. Ehe das gerichtsmedizinische Gutachten vorliegt. Ihr Nachbar ist draußen umgebracht worden, vor Ihren Fenstern. Und dann hat man ihn hier hereingeschleppt. Eine Inszenierung. Als hätte er einen Raubzug machen wollen. Nach irgendwelchen Papieren wurde gesucht.«

»Wozu? Wer? Ich habe auch gar keine Papiere mehr. Ich habe sie verbrannt.«

»Das wussten die nicht. Solange ich nach den Leuten fahnde, die hier eingestiegen sind, sollten Sie, Genrich Genrichowitsch, sehr vorsichtig sein. Sehr vorsichtig, verstehen Sie?«

»Nein, verstehe ich nicht«, sagte ich nach einer kurzen Pause.

»Nun, das kommt Ihnen so vor. Wenn Sie anfangen zu verstehen, rufen Sie mich an.«

Er schrieb seine Telefonnummer auf ein Blatt seines Notizblocks, riss es heraus und reichte es mir.

»Sie drohen die ganze Zeit: Ich werde dieses in Erfahrung bringen, jenes ausfindig machen«, sagte ich, wobei ich mich auf einen Hocker setzte. »Und was haben Sie vorzuweisen?! Der Mörder meines Vaters ist entwischt ...«

»Unter dieser Nummer – rund um die Uhr!«

Der Glatzkopf wandte sich zum Ausgang.

»Wir klären das!«, warf er mir über die Schulter zu.

Dieser Untersuchungsführer hatte »Wir klären das!« mit der gleichen, halb verächtlichen Intonation gesagt wie vor vielen, vielen Jahren der ehemalige Kollege meines Va-

ters! Ohne jemanden anzusehen, durchquerte er das Studio in Richtung Vortreppe. Seine Leute packten einer wie der andere ihre Notizblöcke weg, formierten sich zu einer Art Kolonne und folgten ihrem Chef. Mir ging sogar der Gedanke durch den Kopf, ob er nicht womöglich ein Sohn des ehemaligen Kollegen meines Vaters war.

Ich zündete mir eine Zigarette an und bemerkte den vor den Fenstern herumlungern den Schlosser der Hausverwaltung. Höchstwahrscheinlich war er es gewesen, der auf Anweisung des Abschnittsbevollmächtigten die Schlösser aufgebrochen hatte.

Ich näherte mich dem Fenster und rief ihn an. Der Schlosser brauchte Arbeit, er war darauf erpicht, das von ihm Demolierte wieder instand zu setzen. Speichel sprühend, beeilte er sich, mir zu erklären, dass es sich bei meinen Türschlössern um teure Exemplare handele, mit der Reparatur kaputter Schlösser sei es nicht so einfach, besser, man kaufe neue und repariere die alten in Ruhe, um sie günstig zu verkaufen.

Ich hörte ihm geduldig zu. Endlich ging ihm die Luft aus, er atmete tief durch. Ich steckte die Hand in die Tasche und holte Geld heraus.

»Wechsel die Schlösser aus. Bau ein neues Fenster ein und verglase es. Außen mit Gitter. Schließ alles ab. Die Schlüssel nimm mit. Ich komme morgen früh, und du übergibst mir die Schlüssel. Kriegst du das hin?«

»Klar!« Der Schlosser wartete darauf, dass sich meine Faust öffnete.

Das Geld wanderte in seine Hand. Ohne seine Freude zu verhehlen, atmete er noch einmal durch, jetzt leicht und frei.

Ich sah nach unten: Auf dem Fußboden am Fenster lagen in einer dunklen eingetrockneten Blutlache Glassplitter verstreut.

»Und räum das Glas hier weg!«, sagte ich.

»Mach ich, mach ich!« Er nickte. »Und den Fleck! Den Fleck kratze ich auch weg. Wird alles gesäubert. Keine Sorge, Chef. Wird alles bestens!«

Ich drückte die Kippe aus, trat auf die Vortreppe und ging zum Auto hinunter. Genauer gesagt, zu dem schwarzen Kuvert, das auf dem Sitz liegen geblieben war.

Glaubte ich damals, was sie mir erzählt hatte? Natürlich! Lisa war ja kurz vor ihrem Umzug in unser Haus genau das Gleiche passiert. Wie wild war ich damals darauf, den zu finden, der ihr das angetan hatte! Was für Strafen dachte ich mir für ihn aus! Jetzt bot sich mir eine einzigartige Möglichkeit: Lisa wiederzugewinnen und Rache zu üben.

Ich durfte sie mir nicht entgehen lassen.

Indessen gab mir die Verwüstung meines Studios Anlass, noch etwas anderes zu bedenken. Wenn der Glatzkopf recht hatte, wenn das kein Einbruchsdiebstahl, sondern tatsächlich eine Inszenierung war, wenn jemand nach meinem Archiv gesucht hatte, dann musste sich dieser Jemand für meine Arbeit, mein Retuschieren interessieren. Jemand versuchte auf diese Weise zu zeigen: Meine Gabe wurde gebraucht, die Zeit war gekommen, sich meine Gabe genauso zunutze zu machen wie seinerzeit die meines Vaters.

Ich startete das Auto und fuhr vom Hof auf die Straße. Nachdem ich mich in die äußerste, linke Spur eingeordnet hatte, schaltete ich den Blinker ein, um zu wenden, und bremste ab, doch da hörte ich es von hinten hupen.

Ich sah über die Schulter zurück: Der Fahrer eines schwarzen Wolga mit dem nostalgischen »MOS« auf dem Nummernschild forderte mich auf, die Spur frei zu machen. Ach, leck mich!, dachte ich, aber der Wolga-Fahrer erwies sich als hartnäckig: Er hupte wieder, ich riss das Lenkrad herum und wäre um ein Haar mit einem auf der rechten Spur fahrenden rasanten roten BMW zusammengeprallt.

Der Wolga fuhr vorbei, der geschnittene BMW-Besitzer zeigte mir die Faust, doch das Profil des hinten sitzenden Mannes, das ich erhascht hatte, ließ mich zusammenzucken.

Ich drückte aufs Gaspedal und jagte, seine Manöver mitmachend, dem Wolga hinterher.

In ihm saß ein Klassefahrer. Wegweiser und Ampeln beachtete er nicht, die Kurven nahm er tollkühn. Trotzdem schaffte ich es, dem Wolga näher zu kommen und ihn schließlich rechts zu überholen. Tatsächlich – er war es, der in dem Auto saß, auf dem Rücksitz, in die Lektüre irgendwelcher Unterlagen vertieft, mein lieber Freund aus Kindertagen, mit verwickelt in jene Keilerei am Moskwa-Ufer, mein Rivale, der versucht hatte, mir Lisa auszuspannen – ein Schreihals, ehemaliger kleiner Komsomolfunktionär, heutiger Schönredner auf Kundgebungen.

Er saß da wie ein Ölgötze, die Unterlippe vorgeschoben, die Brille auf der Nasenspitze. Er war es, der, den mir die unglückselige dumme Andronkina verstellt hatte.

Baibikow, Spitzname Bai.

Er war es, dessen Fotos in meinem Auto lagen, in dem schwarzen Kuvert.

Er war es, der sich die zwölfjährige Tatjana auf den Schoß gesetzt, ihre kaum sichtbaren Brustansätze gedrückt und gefragt hatte:

»Und was haben wir denn da Schönes?«
Saukerl! So sehe ich dich also wieder!

Ganz in den Anblick meines alten Kumpels versunken, übersah ich den unmittelbar vor mir aufgetauchten Kleinbus. Vor der Kollision bewahrte mich der Wolga-Fahrer: Der Kleinbus behinderte auch ihn, er begann zu bremsen und nach rechts auszuweichen, ich verlor Bai aus dem Blick, schaffte es aber noch, in die schmale Lücke zwischen dem Wolga und einem am Gehweg stehenden Lkw zu schlüpfen.

Der Wolga fuhr einige Dutzend Meter auf der Gegenfahrbahn und bog an einer Kreuzung links ab.

Ich stoppte am Gehweg, griff mit zitternden Fingern nach einer Zigarette, zündete sie an und nahm aus dem schwarzen Kuvert ein paar Fotos heraus.

Auf allen machte Bai einen draufgängerischen Eindruck. Grübchen an den Mundwinkeln, eine etwas verschlagene Wendung des Kopfes. Asche fiel mir auf die Hosen, ich warf die Zigarette zum Fenster hinaus.

»Nun, sei begrüßt«, flüsterte ich.

Kulagin war unrasiert, wirkte angegriffen, kehrte, nachdem er mich hereingelassen hatte, zum Sofa zurück, von dem er sich, den zerwühlten Kissen und der heruntergerutschten Decke nach zu urteilen, erhoben hatte, um mir aufzumachen.

Mein lieber Kulagin war ein Asket, wie sich herausstellte. Ein Zeitschriftentischchen, zwei Sessel, ein Schränkchen mit dem Fernseher. Kahle Wände. Wie in einem Hotelzimmer.

Ich ging in die Küche einen Aschenbecher holen. Hier herrschte eine ideale Ordnung, und es sah so aus, als

nehme Kulagin ausschließlich fettarme Diätahrung zu sich. Keinerlei Gerüche, Sauberkeit, auf dem kleinen Küchentisch eine schlichte Schale mit angewelkten Äpfeln. Ich verspürte aus irgendeinem Grund unsägliche Langeweile.

»Was führt dich her?«, fragte Kulagin mit schwacher Stimme, als ich ins Zimmer zurückkehrte und mich in einen Sessel setzte. »Irgendwie bin ich nicht auf dem Posten.« Seine Hände zupften nervös an den Fransen der Decke, seine Augen waren rot. »Schlaflosigkeit. Und Fieber.«

»Ich fuhr zufällig hier lang«, sagte ich und machte mein Feuerzeug an. »Vielleicht brauchst du Medikamente?«

»Ich brauche nichts.« Auf Kulagins Gesicht erschien ein leichtes Lächeln. »Höchstens ein kleines Gläschen. Was hältst du davon?«

»Ich fahre doch noch weiter«, sagte ich und erhob mich.

»Wo willst du hin?« Seine schmalen Brauen krochen nach oben.

»Eine Flasche holen.«

»Ist da! Im Kühlschrank! Zu essen auch.«

Ich entnahm dem praktisch leeren Kühlschrank eine Flasche Wodka, zwei Tomaten, eine Gurke und ein Stück Wurst, dazu dem Schränkchen über dem Herd zwei kleine Gläser.

»Du trinkst doch wohl gern was nach«, sagte Kulagin, während er beobachtete, wie ich alles auf dem Zeitschriftentischchen verteilte. »Im Kühlschrank ist ›Sprite‹. Nicht bemerkt?«

Ich brachte eine »Sprite«-Flasche und hohe Gläser und goss ihm und mir ein. Beim Aufsetzen berührte Kulagin

die auf dem Sofa liegende Fernbedienung, und der Fernseher ging an.

»Entschuldige«, sagte er.

»Macht nichts. Kann anbleiben.« Ich füllte Wodka in die Gläser.

Kulagin hob das seine und zwinkerte mir zu: auf dass du gesund bleibst und nicht hustest!

Wir tranken aus. Der Wodka war sehr kalt und trank sich wie Wasser.

»Irgendwas scheint mit dir zu sein«, sagte Kulagin und nahm sich ein Tomatenscheibchen vom Teller.

»Alles in Ordnung, Kolja«, sagte ich. »Ich suche mir Arbeit und ...«

»Mit der Arbeit sieht es jetzt mau aus, Genosse.« Kulagin aß sein Tomatenscheibchen und wischte sich die Lippen mit dem Handrücken. »In den Redaktionen gibt es diese oder jene Vakanz, aber du wirst dazuverdienen müssen – die Bezahlung ist mies. In gewissen Agenturen wird gut gezahlt, da bekommt man bloß keine Anstellung. Man muss die richtigen Leute kennen. Du willst ja nicht erst beweisen, dass du besser bist als andere. Für dich ist das klar, doch das reicht nicht. Einstweilen kann ich dich zu irgendeinem Brennpunkt schicken. Die gibt es jetzt noch und noch. Willst du? Wenn du eine gute Reportage machst, kriegst du dein Geld sofort ...«

»Vor fünf Tagen hast du das genaue Gegenteil gesagt.« Ich goss noch mal ein. »Na gut, so einen Brennpunkt könnte ich schon gebrauchen. Wohin soll es gehen? Und für wie lange?«

»Du könntest mit dem da fahren.« Kulagin wies mit der Fernbedienung auf den Bildschirm. »Ein richtiger Mithund, wie man hört, aber Arbeit ist Arbeit.«

Ich richtete den Blick auf den Fernsehschirm: Eine Reportage vom Flughafen wurde ausgestrahlt, mein lieber Bai stand an der Gangway und gab ein Interview.

»Schalt mal den Ton ein!«, bat ich.

»Weißt du etwa nicht, was der von sich geben kann?« Kulagin nahm sein Gläschen und hob es an die Lippen. »Ein Laberarsch, wie es nur wenige gibt.«

»Ton!«

Kulagin drückte den Knopf, und das Zimmer war erfüllt von Bais Stimme. Ich stellte sofort fest: ob Kundgebung oder Interview – dieselbe Intonation, dieselbe haltlose, extreme Überzeugung von der Richtigkeit seines Standpunkts und seiner Unfehlbarkeit.

»Die Hauptsache ist eine ausgewogene, ruhige Position«, sagte Bai. »Es gibt Kräfte, die bestrebt sind, die Situation zu destabilisieren. Was wir ihnen entgegensetzen werden ...«

Kulagin begann die Helligkeit zu regeln und wechselte versehentlich den Kanal.

Anstelle meines teuren Bais kam eine Unterhaltungsbühne ins Bild, auf der mit weit auseinandergestellten Beinen in schwarzen Netzstrümpfen, die grell angestrahlten Haare schüttelnd, ein nuttiges Weibsstück heiser über das bittere Mädchenlos sang.

»Ich wollte hören, was er von sich gibt!«, sagte ich zu Kulagin. Der kippte seinen Wodka und bedeutete mir mit den Augen: Trink schon.

»Du wirst es in der Zeitung lesen!« Kulagin stellte das Glas an seinen Platz und atmete aus. »Ich kenne diesen Typ. Aus der Zeit meiner Tätigkeit im Forschungsinstitut. Er war erster Sekretär des Komsomolkreiskomitees. Ein wahrer Drecksack. Sein Vater ist übrigens seinerzeit der Chef deines Vaters gewesen. Hast du das nicht gewusst?«

Ich leerte mein Glas und stellte es auf den Tisch.

»Sein Vater war Eisenbahner. Das heißt, er war es nicht nur, er lebt ja noch. Ich habe ihn gesehen, letzte Woche.«

Kulagin zuckte die Schultern.

»Weiß ich nicht. Möglich, dass er auch Eisenbahner gewesen ist, aber sein Dienstrang war General des MGB. Baibikows Vatersname ist doch Borissowitsch? Und der Chef deines Vaters hieß Boris Vikentjewitsch. Na schön, hol ihn der Kuckuck, diesen Baibikow!« Kulagin nahm ein Stück Wurst und begann es mit seinen knöchigen Kiefern zu zermahlen. »Also, bist du bereit?«

»Wozu?«, fragte ich.

»Die Sache zu übernehmen. Ruf an, du kannst aber davon ausgehen, dass der Auftrag schon dir gehört! Und iss was! Iss, Genosse!«

Zehntes Kapitel

Dabei waren wir beide ja einmal unzertrennliche Freunde gewesen! In der Krippe krochen wir Seite an Seite im Ställchen herum, im Kindergarten liefen wir hintereinander her durch den Hof, in der Schule saßen wir auf einer Bank, von der ersten bis zur zehnten Klasse.

Wie ein Schatten folgte er mir zu meinen Stelldicheins mit Lisa.

»Das ist mein Freund«, sagte ich. »Darf er mitkommen ins Kino?«

Sie nickte, griff nach meiner Hand. Bai lief hinterher. Hinterherlaufen – das vergisst man nicht. Dafür bringt man es nicht nur fertig, jemanden bei der Miliz zu verpfeifen, dafür ist man imstande, ihn auch eigenhändig zusammenzuschlagen. In einem günstigen Moment.

Jetzt war an Lisas Stelle Tatjana getreten.

Im Treppenhaus war es still und kühl. Beim Hinaufsteigen machte ich an jedem Hoffenster Halt. Die Fensterbretter schienen alle glatt, ohne Risse, doch in dem einen, von dem Tatjana mir erzählt hatte, war am linken Rand ein tiefer Spalt.

Ich legte meine Hand darauf. Wie ein Sprengmeister, der den Gang des Uhrenmechanismus zu spüren versucht, schloss ich die Augen. Wenige Augenblicke vor der Explosion.

Mit der anderen Hand entnahm ich der Seitentasche des Kofferchens die Schlüssel zur Wohnung meines Vaters, suchte einen langen, dünnen heraus, den für das Haupt-, das Geheimschloss, und steckte ihn in den Spalt. Meine Hände arbeiteten wie von selbst, es dauerte nicht lange, und aus dem Spalt kamen nach verfestigtem Schmutz, ganz vom Grund herauf, zwei zusammengerollte Stückchen festes Papier zum Vorschein.

Die Schlüssel fielen klirrend aufs Fensterbrett.

Obwohl ich diese Papierstückchen erst in der Wohnung meines Vaters glatt strich, wusste ich schon dort, auf der Treppe, was das war: Einwickelpapier von »Aljonka« "Schokolade.

Also war tatsächlich alles so gewesen! Also hatte sie, das dreizehnjährige verliebte dumme Gäschen, jeden Tag an diesem Fenster gewartet, bis Bai nach Hause kam!

Ich hörte sogar seinen rollenden Bass:

»Auf wen warten wir denn so? Hm, auf wen? Kommst du mit rein? Kriegst auch Tee. Nun? Hab keine Angst!«

»Sie kommen heute zeitig«, stammelte sie.

Er legte ihr den Arm um die Schultern und führte sie zu seiner Wohnungstür.

»Ich wusste, dass du auf mich wartest. Und habe mich beeilt. Habe alles, was anlag, verschoben.«

»Ist das wahr?«

»Natürlich! Natürlich ist das wahr. Glaubst du mir etwa nicht?«

»Doch!«

Die Tür klappte zu, kaum dass sie eingetreten waren.

Die Maus war in die Falle gegangen.

Baibikow schloss die Tür ab und wandte sich zu ihr um:

»Du bist ein so hübsches Mädchen! Die Hübscheste! Hast du Sehnsucht nach mir gehabt?«

»Ja ...«

»Ich war auf Dienstreise. Weißt du, was das ist?«

»Natürlich!«

»Und was weißt du noch?« Er lachte, führte sie zum großen Spiegel, zog den Gummiring aus Tanjas Haar und ließ es frei auf ihre erschrocken hochgezogenen Schultern fallen. »Du bist schon ein großes Mädchen. Ein großes, ja? Und weißt vieles?« Er fasste nach ihrem Kinn. »Und kannst vieles? Zum Beispiel schweigen – kannst du das?«

»Worüber soll ich schweigen?«, fragte sie und schloss die Augen.

Wonach mag Tanja geduftet haben? Dem Gleichen wie Lisa? Womöglich auch nach Berberitzenbonbons? Bai muss sich an ihren Duft erinnern. Man braucht ihn nur beim Kragen zu packen und ordentlich zu schütteln. Wenn er es vergessen hat, wird es ihm sofort einfallen. Und ob es ihm einfallen wird!

Und dann gab er ihr die Schokoladentafel, zuvor aber übte er ein bisschen psychischen Druck aus, bearbeitete sie, im Korridor, wenn sie mit tränenverquollenen Augen ein paarmal vergeblich versuchte, die Tür zu öffnen.

»Dir wird doch sowieso keiner glauben!« Er sprach, als würde er in seinem Büro einen Komsomolzen zusammenstauchen, der sich etwas hatte zuschulden kommen lassen. »Und bestrafen wird man dich, du Dummchen! Tanetschka! Sei deinem ewigen Verehrer nicht böse! Ich bin doch dein ewiger Verehrer!«

Unter Tränen lächelte sie.

»Ist das wahr?«

»Natürlich!«

Ich saß in der Wohnung meines Vaters an dem Tisch im großen Zimmer, glättete mit den Schlüsseln die Papierchen und faltete sie zusammen. Ein Zufall konnte das nicht sein. Das alberne Mädchen mit Kopftüchlein und Pausbäckchen sah mich an und leicht zur Seite.

Ich hätte ihn totschiagen können!

Ohne aufzustehen, zog ich das Köfferchen heran, nahm das von Tatjana zurückgelassene Kuvert heraus und schüttete den Inhalt auf den Tisch.

Bais Fotos kamen so zu liegen, dass ich sie bequem genauer betrachten konnte. Ich wählte eines aus – das, auf dem der in der Mitte des Bildes stehende Herr Baibikow, die Lebensweisheit und Erfahrung in Person, Fragen von Journalisten beantwortete.

Ja, dachte ich. Das wird eine interessante Arbeit!

Mit dem Foto auf den Tischrand klopfend, wählte ich Kulagins Nummer.

»Grüß dich«, sagte ich. »Weißt du, ich brenne regelrecht darauf, an die Arbeit zu gehen. Kannst du mir nicht seine Telefonnummer geben? Oder die seiner Sekretärin?«

»Wie, worum geht es? Wessen Telefonnummer?«

»Na, die von diesem Promi, der zu dem Brennpunkt fahren soll! Die Telefonnummer Baibikows!«

»Ah! Gleich. Hier ...« Er diktierte mir die Nummer. »Entschuldige, dass ich so lange suchen musste. Weißt du, wie spät es ist? Schon fast Mitternacht. Ruf ihn morgen an.«

»Schon gut!« Ich schrieb die Nummer auf. »Was macht es ihm aus! Die Politik kennt weder Tag noch Nacht!« Und legte auf.

Wenn ich damals gewusst hätte, dass Kulagin auf meinen Anruf gewartet hatte und nur so tat, als müsste er erst nach Baibikows Telefonnummer suchen!

Es war tatsächlich Mitternacht. Ich rauchte eine Zigarette nach der anderen. Ein paarmal wollte meine Hand schon nach dem Hörer greifen, machte aber auf halbem Wege Halt.

Nach der Telefonnummer zu urteilen wohnte Baibikow jetzt irgendwo am Kutusow-Prospekt. Interessant, überlegte ich, wer wird wohl abnehmen? Er selbst, jemand von seinen Angehörigen oder vielleicht seine Sekretärin? Und wie soll ich das Gespräch anfangen? Was ihm sagen? Gleich darauf zu sprechen kommen: He, Bai! Sei begrüßt! Bist du vorbereitet?

Ich stand auf, ging in die Küche, setzte den Teekessel auf, öffnete den Kühlschrank: ein Stück Butter, ein paar Eier, ein Wurstende in Folie, Brot. Mein Vater hatte Brot immer im Kühlschrank aufbewahrt, in einem Plastikbeutel.

Ich konnte meinem lieben Bai auch sagen: Du hattest recht, du Schweinehund, ja! Ich habe mit dem Messer zugestochen, aber das geschah nicht absichtlich, es war ein Zufall, Lisa ist mir ins Messer gerannt!

Und auflegen.

Ich zog noch eine, die letzte Zigarette aus der Schachtel. Der Teekessel begann zu schnaufen.

Baibikow würde mich nie verstehen, wenn ich ihm erklären wollte, dass mein Messerstich Vorherbestimmung gewesen war. Wenn nicht durch mich, wäre es letzten Endes durch einen anderen so gekommen. Lisas Schicksal war besiegelt, mein Vater hatte sie von einem Negativ entfernt: zwei Fotos, eine Art väterliche Botschaft, lagen neben der für immer abgeschalteten Fernbedienung – auf dem ersten trat ich zusammen mit Lisa aus der Toreinfahrt unseres Hauses, auf dem zweiten war ich allein, oh-

ne sie. Aufgenommen hatte uns Bai, ihn hatte ich gegeben, auf den Auslöser der »Moskwa-5«, meines ersten Fotoapparats, zu drücken. Seltsam, dass diesem Stinker so ein gutes Bild gelungen war.

Das Wasser kochte, der Teekessel erzitterte, pfiff mit hochgehobenem Deckel und schnaufte noch lange weiter, nachdem ich ihn schon von der Herdplatte genommen hatte. Ich drückte die Zigarette aus und zerkräuselte die Schachtel. Mein Vater hatte gewusst, dass er nicht lebend in seine Wohnung zurückkehren würde, da er mir als Einzigem, der in der Lage war, ihren Sinn zu erkennen, so eine Botschaft hinterlassen hatte!

Im Zimmer schaltete ich das Oberlicht ein. Alle fünf Glühlampen des Kronleuchters gingen an, die Rauchwolke schien es zu durchzucken. Ich öffnete das Fenster, um frische Luft hereinzulassen, und trat zum Tisch. Die Fotos lagen so, als warteten sie darauf, dass ich mich an die Arbeit machte, andere zeigten, was für Ergebnisse ich erreichen konnte. Glänzende Perspektiven eröffneten sich mir!

Vielleicht sollte ich erst mal einen trinken!, überlegte ich.

Ich trat durch den Torbogen auf die Straße, griff nach meiner Brieftasche, zählte das Geld ab und klopfte mit den Fingerknöcheln an das halb offene Fensterchen der kleinen Nachtverkaufsstelle.

»Camel«, sagte ich und schob das Geld durch das vom Verkäufer geöffnete Fensterchen. »Zwei Schachteln. Und Jim Beam.«

»Guten Abend, Genrich Genrichowitsch!« Jemand tauchte aus der Dunkelheit auf und stellte sich neben mich: ein mittelgroßer Mann mit zerknittertem Anzug

und zur Seite gerutschtem Schlips. »Mögen Sie Camel und amerikanischen Whiskey? Ich ziehe englische Zigaretten vor. Europa, verstehen Sie! Seine altertümlichen geschnitzten Geländer und alles so was.« Der Mann beugte sich leicht vor, und ich erkannte den kahlköpfigen Untersuchungsführer.

»Rothmans«, sagte er in das Fensterchen und fügte hinzu, wieder zu mir gewandt:

»Der Geschmack des Erfolgs! So heißt es doch in der Werbung, wie, Genrich Genrichowitsch?«

»Ich sehe nicht fern!«, erwiderte ich und nahm meine Zigaretten und die Flasche an mich.

»Beschäftigt? Nur Zeit für die Arbeit? Verstehe.« Er lehnte sich mit der Schulter gegen die Wand des Büdchens und nickte mitfühlend. »Ich habe selbst alle Hände voll zu tun.«

Der Verkäufer reichte ihm eine Schachtel Rothmans und das Wechselgeld.

»Danke.« Der Glatzkopf nickte dem Verkäufer zu, öffnete die Schachtel, zog eine Zigarette heraus, beklopfte seine Tasehen. Die Flasche unter den Arm geklemmt, langte ich nach meinem Feuerzeug und gab ihm Feuer. Er nahm einen tiefen Zug und sah mich wieder an.

»Waren Sie in der Wohnung Ihres Vaters? Ja, eine traurige Geschichte.«

»Was geht Sie das eigentlich an?« Mich juckte es, auszuholen und ihm die Flasche auf die Glatze zu donnern. »Befassen Sie sich mit dem Blutbad in dem Restaurant? Tun Sie das! Befassen Sie sich mit dem Einbruch in meinem Studio? Bitte schön, tun Sie auch das! Ich bin in nichts verwickelt. Und weiß nichts. Was beschatten Sie mich? Was hat mein Vater mit alldem zu schaffen?«

»Aber, aber!« Er lächelte friedfertig. »Was haben Sie denn? Sie waren so still, so verunsichert. Und plötzlich – ohoho!«

»Na schön! Ich war in der Wohnung meines Vaters. Jetzt will ich dorthin zurück. Dort werde ich übernachten. Und einen trinken. Ich trinke gern allein. Morgen früh fahre ich nach Hause, mache mich zu recht ...«

»Das ist Ihre Sache«, unterbrach er mich, »Ihr Privatleben. Aber Sie sind ein sehr interessanter Mensch, Genrich Genrichowitsch! Übrigens, hat Ihnen Ihr Vater vor seinem Tod nichts gesagt? Zum Beispiel, dass er bedroht wurde? Hat er Ihnen keine Fotos gezeigt? Er hatte ein hochinteressantes Gerät zu Hause. Wissen Sie das, ja? Damit hat er die verschiedensten Aufnahmen gemacht. Er hatte doch vor irgendetwas Angst. Ja, ja, Genrich Genrichowitsch. Ihr Vater hatte vor irgendetwas große Angst.«

Ich starrte dem kahlköpfigen Untersuchungsführer ins Gesicht und versuchte zu begreifen, was hinter seinen Worten stand. Äußerlich wirkte er völlig unbekümmert, wie er so dastand, seine Zigarette rauchte, sich nach einem schweren Arbeitstag entspannte. Ich schnupperte: Leichter Alkoholgeruch ging von ihm aus.

»Ich habe übrigens heute Abend schon etwas getrunken, aber ...« – er wandte sich dem Büdchen zu und studierte die in der Vitrine ausgestellten Flaschen – »nicht genug. Seit heute früh schon hatte ich vor, mir an diesem Abend einen anzusaufen. Dann kam eins zum andern. Ihr Studio, die Leiche von diesem Dämel.« Er klopfte an das Fensterchen und reichte mit den Worten: »Eine Flasche Priwet!« das Geld hinein. »Ich trinke gern Wodka. Nehmen Sie es mir nicht übel, Genrich Genrichowitsch, aber Whiskey ist für mich wie Fusel.«

Der Verkäufer gab ihm die Flasche. Er steckte sie, den Hals nach unten, in die Innentasche seines Jacketts.

»Aber Whiskey oder Wodka – das ist Geschmackssache. Was uns fehlt, sind Leute, Genrich Genrichowitsch. Eine katastrophale Lage! Alles muss man gleichzeitig machen. Sie werden natürlich spotten, alles bedeute, gar nichts zu machen, aber damit haben Sie nicht recht. Gewisse Erfolge können wir schon vorweisen. Bis zum völligen Triumph der Gesetzlichkeit und der Rechtsordnung ist es noch weit, aber bestimmte Schritte tun wir. Ja, die tun wir! Und Ihr gehorsamer Diener ist nach Kräften ...«

»Fotos hat mir mein Vater nicht gezeigt«, sagte ich. Sein Geschwätz diente ganz offenkundig dem Zweck, mich zu einem für ihn sehr wichtigen Gespräch herauszufordern. »Aber danach lässt sich suchen. Sie müssen irgendwo zwischen seinen Papieren liegen.«

»Jaaa?«, brachte er wie gleichgültig hervor.

Seine ganze Schläue, sein Blickabwenden, sein Zungenschnalzen – alles war mit weißen Fäden genäht. Er wollte in die Wohnung meines Vaters mitgenommen werden.

»Ja!« Ich nickte und fuhr fort:

»Sie können mitkommen. Wir suchen zusammen.«

»Das kann ich nicht annehmen.« Er fuhr auf, in seinen Augen glommen Fünkchen wie bei einem Jagdhund, der Wild gewittert hat. »Es ist schon spät. Sie wollten sich bestimmt ausruhen, und da kreuze ich auf. Dazu noch das – er schnippte sich gegen die Kehle –, »Sie trinken doch gern allein, nicht wahr?«

»Hol Sie der Kuckuck! Ich mache eine Ausnahme!«, sagte ich.

Wir durchquerten die Toreinfahrt, gingen über den Hof und näherten uns dem Hauseingang. Unterwegs übergab mir der Glatzkopf seine Wodkaflasche und ruckte leicht mit den Schultern, sodass sein Jackett etwas nach hinten rutschte. Selbst in der Dunkelheit konnte ich erkennen, dass unter dem Jackett ein Halfter hing.

»Vorsichtsmaßnahmen, Genrich Genrichowitsch«, sagte er. »Die Zeiten sind nun mal so. Gefährliche Zeiten!«

Wir traten ins Haus. Die Haustür war noch nicht zugegangen, als ich hörte, wie im Hof ein Auto angelassen wurde. Fast gleichzeitig holte jemand den Fahrstuhl nach oben.

Der Glatzkopf schlich sich näher und steckte die Hand unters Jackett.

»Was ist los?«, fragte ich.

»Vorsichtsmaßnahmen«, wiederholte er etwas heiser.

Wir standen am Fahrstuhl, der jetzt herunterkam. Er hielt, die Tür ging auf. In der Kabine war niemand. Wir betraten sie und fuhren hoch. Die Wohnungstür war spaltbreit geöffnet.

»Haben Sie jetzt begriffen?« Er zog die Pistole aus dem Halfter und lauschte. Im Treppenhaus war es still.

»Cleverer Jungs!«, sagte er anerkennend, stieß die Wohnungstür auf und ging, die Pistole im Anschlag, als Erster hinein.

»Haben Sie das Licht brennen lassen?«, fragte er flüsternd.

»Ja«, antwortete ich und folgte ihm.

»Und das Fenster haben Sie geöffnet?« Er hielt auf der Schwelle des Zimmers inne.

»Ja!«

»Machen Sie die Tür zu!«, befahl er. »Und schließen Sie ab!«

"Während ich das tat, nahm er eine rasche Untersuchung der Wohnung vor.

»Sie hatten Besuch«, sagte er, als ich ins Zimmer trat. »Ungebetene Gäste. Wie auch im Studio. Ich denke, das waren ein und dieselben Leute.«

Ich stellte die Flaschen auf den Tisch.

»Weswegen? Wer hat das nötig?«

»Überlegen Sie, Genrich Genrichowitsch, überlegen Sie! Wenn Sie sich anstrengen, kommen Sie bestimmt darauf, wer das war und weswegen sie hergekommen sind!« Er sah auf dem Tisch nach. »Ha! Sie haben nicht geschafft, es wegzuräumen! Wir haben sie aufgescheucht! So ein Schnitzer! Und das wollen Profis sein! Scheißer sind das und keine Profis!«

Ich trat näher heran: Über Baibikows Fotos lagen fächerartig andere, mit der Anlage meines Vaters gemachte – in der rechten unteren Ecke die Angabe des Datums und der Aufnahmezeit. Auf einigen war Tatjana drauf, auf zwei weiteren ich selbst, auf den restlichen mir unbekannte Leute.

»Da ist er ja, der Liebe!« Der Glatzkopf zog aus seiner Jacketttasche das Foto heraus, das er mir beim Verhör gezeigt hatte, und legte es neben eines von den mit der Anlage meines Vaters gemachten. »Ein hübscher Kerl, nicht wahr? Wozu brauchen Sie denn so viele Aufnahmen dieses Renegaten?« Er zeigte mit dem Finger auf die Fotos Baibikows.

»Warum Renegaten?«, fragte ich verwundert.

»Das erzähle ich Ihnen später. Und was den betrifft« – er nahm sein Foto und betrachtete weich gestimmt das Gesicht des breitschultrigen »Schönlings« –, »so ist er heute Abend ermordet worden. Genickschuss. Nun, ge-

nehmigen wir uns je hundert Gramm? Wo sind bei Ihnen, pardon, bei Ihrem Vater, die Trinkgläser?»

»Mein Vater hat aus Schnapsgläsern getrunken.«

»Sie nehmen jetzt besser ein Trinkglas, Genrich Genrichowitsch. Glauben Sie mir!«

Elftes Kapitel

Sie muss jeden Moment kommen. Wir waren für halb elf verabredet. Jetzt ist es schon Viertel vor, und ich werde immer nervöser. Sie verspätet sich, wo sie doch pünktlich sein sollte: Ihre Aktion ist bestimmt bis auf die Minute exakt geplant, sie haben durch die mit meinem Vater gemachten Umstände ohnehin schon viel Zeit verloren.

Zeitverlust ist für sie geradezu tödlich. Sie hoffen ja noch so viel zu schaffen. Mit meiner Hilfe.

Ich laufe in meinem Studio hin und her, schalte das Licht aus, lasse nur die Lampe auf dem Arbeitstisch an, trete ans Fenster, mit dessen Splittern sich angeblich der unglückliche Ruheständler die Kehle durchgeschnitten hat. Eine Hand am Fensterrahmen, blicke ich durch die neu eingesetzten Scheiben in den Hof, und mir ist, als käme sie auf dem Weg durch die Grünanlage auf meine Vortreppe zu.

Nein, schön ist sie nicht. Sie hat ein unregelmäßiges, eckiges Gesicht. Hohe Jochbeine, zu dunkle Augen für eine so blasse Haut. Eine schmale Nase, einen großen Schmollmund. Sie ist hager. Und diese ewigen Schals! Diese Tücher! Als geniere sie sich wegen ihrer blassblauen Äderchen. Dabei gefallen mir die Äderchen an ihrem Hals, mir gefällt es, dass die Mulde unterhalb des Hinterkopfes mit dunkleren Haaren bewachsen ist als oben. Und härteren. Sie haben mir damals in dem Erholungsheim sogar ein bisschen die Lippen zerpikt.

Sie kommt immer näher, während ich mich umwende und ihre auf dem Arbeitstisch liegenden Fotos betrachte. Erst kürzlich mit glänzender Oberfläche gemacht, liegen sie in chronologischer Reihenfolge da. Von der ersten bis zur letzten Aufnahme. Sie scheint sich allmählich zu beleben, um mich vom letzten Foto schon richtig lebendig anzublicken.

Vorwurfsvoll. Erschrocken. Als sage sie: Und was hast du nun erreicht?

Sie ist an der Vortreppe angelangt, kommt herauf, drückt auf den Klingelknopf. Ich gehe öffnen, sehe, die Hand an der Klinke, durch den Spion. In ihm erscheint ihr Mund noch größer, werden ihre Hagerkeit und die hohen Jochbeine noch mehr betont. Sie tritt von einem Fuß auf den anderen, korrigiert das Riemchen ihrer Handtasche. Was hat sie darin? Eine Pistole? Oder beabsichtigt sie, mir Gift in den Whiskey zu schütten? Oder – auch das ist nicht auszuschließen – wird sie im kritischen Moment jemanden zu Hilfe rufen und selbst in die Küche gehen, um sich die Ohren zuzuhalten? Hat sie ein Funkgerät in ihrer Handtasche?

Ich mache die Tür auf.

»Guten Tag!«

»Guten Tag!« Ich trete zur Seite, und sie kommt herein. Nachdem ich die Tür geschlossen habe, folge ich ihr.

Sie hat eine kantige Figur, die Schulterblätter treten hervor, ihr rötlicher Schwanz ist zur Seite gerutscht. Sie zuckt zusammen, als die Tür zuklappt, doch statt sich umzudrehen, geht sie zum Arbeitstisch und wirft ihre Handtasche lässig in den Sessel.

»Du hast dich verspätet«, sage ich, während ich um den Tisch herumgehe, sodass ich ihr gegenüberstehe.

Allem Anschein nach sitzt ihr tatsächlich ein großer Schrecken in den Gliedern. Nur ist das jetzt echter Schrecken, nicht wie auf ihrem Foto.

»Ja.« Sie nickt. »Ich habe mich herfahren lassen, aber eine Streife hat den Fahrer angehalten. Und seine Papiere kontrolliert.«

Sie sagt das in einem Ton, dass mir endlich aufgeht: Auch sie hat alles begriffen, sie weiß, dass ich auf alles eingestellt bin, dass ich erkannt habe, wer sie ist.

»Von wem?«, frage ich trotzdem.

»Von wem ich mich herfahren lassen? Das weißt du doch! Wozu fragst du?«

Hat sie etwa die Absicht, auf meine Seite überzugehen?, überlege ich und biete ihr Kaffee an.

»Ja, bitte«, sagt sie. »Aber nicht so stark.«

Und dann öffne ich die Augen. Der Hof ist leer, niemand nimmt den Weg durch die Grünanlage, niemand steigt die Vortreppe herauf, niemand klingelt an meiner Tür. Ich stehe auch längst nicht mehr am Fenster, sondern sitze an meinem Arbeitstisch. Vor mir liegen ihre Fotos.

Ich trinke einen ordentlichen Schluck Whiskey und überlege, dass in der Liebe, besser gesagt, in dem Empfinden dessen, was gemeinhin als Liebe bezeichnet wird, auch beschlossen liegt, womit sie endet. Früher oder später geht dieses Gefühl zwangsläufig vorüber. Mitunter geht es auch nicht vorüber, sondern verfliegt einfach, löst sich unversehens in nichts auf. Aus und vorbei!

Verwunderlich aber ist, dass einem die übrigen Gefühle stets erhalten bleiben. Nehmen wir Boshaftigkeit oder Neid. In ihnen sitzt eine Art besonderer Mechanismus, der sie speist und praktisch ewig am Leben hält. Hat man angefangen, neidisch zu sein, gibt es kein Halten mehr.

Solche Gefühle gehen auf wie Hefeteig. Schrauben sich immer höher. Und verbinden sich miteinander. Die Liebe hingegen ist ein isoliertes Gefühl und vor allem verletzlich, vor allem wenig langlebig, wenn man in einem anderen Menschen sich selbst zu sehen beginnt, womöglich noch, wie man früher war, das heißt besser als jetzt.

In Tatjana sah ich mich so, wie ich seinerzeit mit Lisa gewesen war. Und haschte nach jedem Moment, jedem Augenblick, den ich mit ihr verbracht hatte, als banne ich ihn auf den Film, als zerlege ich den Ablauf in einzelne isolierte Bilder, Fragmente. Das hatte Konsequenzen: Selbst als ich begriff, wer sie war und was sie von mir wollte, als ich begriff, dass sie nicht allein agierte, dass sie von jemandem gelenkt wurde, hörte ich trotzdem nicht auf, sie zu lieben. Sehr erstaunlich!

Ich kann mir vorstellen, was mein Vater empfand, als er Tatjana zum ersten Mal sah. Keine Gewissensbisse – ein solches Gefühl war ihm, denke ich, absolut fremd –, aber doch etwas, was ihn daran hinderte, sie sofort loszuwerden. Er akzeptierte ihre Nähe als eine gewisse Erinnerung an frühere Freuden. Er war, sofern man das so ausdrücken kann, schuldiger als ich.

Ich ahnte einstweilen nichts von meiner Gabe, dachte nicht daran, sie jemals zu nutzen, weder für mich selbst noch für andere. Er dagegen kannte die seinige, kannte und nutzte sie. Er schaffte es, alle zu überlisten. Wartete seine Zeit ab, vermochte es glaubhaft zu machen, dass er gefügig war, dass er keinen Anspruch erhob, mehr zu sein als ein Werkzeug in den Händen anderer.

Schade, dass die technischen Möglichkeiten es nicht erlaubten – und auch jetzt nicht erlauben –, ein Gruppenbild aller der Vernichtung Anheimfallenden anzufertigen.

Mein Vater hätte seine Arbeit mit einer einzigen breiten Schaberbewegung erledigt, ganz bestimmt aber umgehend eine Kugel ins Genick bekommen.

Mein Vater ging schrittweise vor: zunächst den, dann einen anderen. Er sammelte Fotos derer, die gefährlich werden konnten. Sein höchster Traum war es, ein Foto Boris Vikentjewitschs in die Hand zu bekommen. Bald besaß er es auch, ließ sich jedoch Zeit. Erst nachdem er aus seinem Chef alles Notwendige herausgeholt hatte, schlug dessen Stunde.

Warum also hielt mein Vater an seinem Dienst für die Organe fest? Und nutzte seine Gabe weiter in vollem Maße? Völlig unbekümmert? Sehr einfach: Er glaubte, es gebe niemanden mehr, der von seiner Gabe wusste.

Er irrte sich. Boris Vikentjewitsch, der geargwöhnt hatte, dass sich mein Vater früher oder später diesem Dienst entziehen würde, aber trotzdem den Zeitpunkt immer wieder hinauszögerte, als er besser daran getan hätte, ihm einen Genickschuss zu verpassen, hatte einen Bericht hinterlassen: Miller, Genrich Rudolfowitsch, Hauptmann der Staatssicherheit, ist in der Lage, das und das zu tun, womit er eine Gefahr darstellt. Diesen Bericht hielt niemand für glaubhaft – Boris Vikentjewitsch lebte nicht mehr, vor seinem Tod, bei den Verhören, hatte es nach Ansicht der Vernehmer bei ihm ausgehakt, also musste er schon vor seiner Verhaftung nicht recht bei Verstand gewesen sein, nur war das weder seinen Kollegen noch seinen Angehörigen aufgefallen. Der Bericht blieb lange Jahre in einer Mappe mit dem Stempel »Ewig aufzubewahren« liegen, bis man auf ihn aufmerksam wurde.

Das waren weiß Gott hervorragende Leute. Was gibt es nicht für Berichte in solchen Mappen! Konnte sich wo-

möglich auch alles in ihnen Dargelegte als wahr herausstellen?

Irgendwie musste ich an den weggeschabten Boris Vikentjewitsch denken, den Kulagin partout als Baibikows Vater hinzustellen trachtete, als der Glatzkopf in der Wohnung meines Vaters die auf dem Tisch liegenden Fotos beiseiteschob und Wodka eingoss. Er hob sein Glas, leerte es, langte ohne Hast nach der Zigarettenschachtel. In seinem Gesicht zuckte kein Muskel, als hätte er zweihundert Gramm Mineralwasser in sich hineingeschüttet.

»Was sehen Sie mich so an?«, fragte er und steckte sich eine Zigarette an. »Trinken Sie!«

Ich trank. Dieser Priwet war ganz passabel. Ich stand auf, ging in die Küche und kam mit der Wurst zurück.

»Möchten Sie einen Happen?«

»Gern.« Er füllte wieder beide Gläser.

Bei mir setzte schon nach dem ersten Glas die Wirkung ein, deshalb ließ ich mir beim zweiten Zeit.

»Wie alt sind Sie, Genrich Genrichowitsch?«, fragte er.

»Neununddreißig.«

»Da sind wir fast gleichaltrig. Vielleicht lassen wir die Förmlichkeiten? Ich heiße Sascha. Also, Genrich, ich habe ein feines Gespür. Es hat mich noch nie getrogen: Du bist in eine sehr ernste Sache hineingeraten. Mag sein, ungewollt, mag sein, von jemandem verleitet, aber du steckst bis über die Ohren drin. Habe ich recht?«

»Möglich.« Ich hob das Glas entschlossen an den Mund und kippte es.

»Na schön, was sollen wir um den heißen Brei herumreden!« Er zündete sich eine neue Zigarette an der alten an. »Dein Studio haben Profis auf den Kopf gestellt. Keine Einbrecherprofis, sondern ...« – er stockte und beugte

sich zu mir über den Tisch – »Profis von der Staatssicherheit. Möglicherweise ehemalige, die Handschrift jedenfalls ist deutlich lesbar. Von denen ist auch dein Vater beseitigt worden und dann der Vollstrecker. Die haben hier alles durchstöbert. Verstanden?« Er setzte sich wieder hin. »Ob du verstanden hast, frage ich.«

»Verstanden.« Ich nickte. »Verstanden. Bloß wozu?«

»Was wozu?«

»Wozu machen sie das alles?«

»Es gibt da ein Fädchen. Ein sehr, sehr dünnes.«

Er verstummte. Mir gegenüber saß ein müder Mann mit einem nicht gerade frischen Hemd. Er scharrte mit den Füßen, befreite sie von den nach dem langen Tag zu eng gewordenen Schuhen. Nikotingelbe Finger, kleine vom Rauchen gedunkelte Zähne. Er spielte sich auf, aber sein Gehabe, sein herablassendes Gerede konnten nicht verdecken, dass ich einen in die Enge getriebenen Menschen vor mir hatte, der nicht wusste, woher ein neuer, möglicherweise der gefährlichste Schlag kommen würde.

»Was für eins?«, fragte ich.

»Ah, es dämmert!« Er grinste. »Es dämmert!« Und er beugte sich wieder zu mir herüber. »Auf ihn« – er zeigte auf eines der Fotos Baibikows – »wird Jagd gemacht. Mehrere Anschläge in den letzten Monaten. Und zwar vorbereitete. Aber jedes Mal ging etwas schief. Die im Auto versteckte Bombe explodierte ein bisschen zu früh und verletzte ihn nur leicht, ein Scheißer von Schütze erschoss statt seiner einen anderen. Kurz gesagt – ein Sonntagskind.«

Er verteilte die Wodkaneige.

»Ganz anders als mein bester Freund! Prost!«

Wir tranken.

»Mein Freund ist von uns weggegangen, hat einen Wachdienst aufgemacht und sich dazu hergegeben, diesen Stinker zu beschützen, bei einem der Anschläge ist er dann ums Leben gekommen. Verstehst du? Hat den Klienten mit seinem Körper gedeckt. Mein bester Freund!«

»Verstehe«, sagte ich.

»Einen Dreck verstehst du! Einen Dreck! Umgebracht worden ist er wegen eines Stinkers, der auf Kundgebungen große Reden schwang! Wegen eines abgewrackten Komsomolfunktionärs!«

»Schwingt er denn jetzt keine Reden mehr?«

»Nein. Weißt du das nicht – er ist jetzt Abgeordneter. Hat den Kopf eingezogen, unser Stinkerchen. Wollte sich sogar ins Ausland absetzen. Seine Verletzung hat es verhindert. Sobald er auskuriert ist, wird er es noch einmal versuchen. Weißt du, warum? Weißt du nicht? Mein Freund hat es mir erzählt. Er hat sich einige Papierchen über ehemalige Mitstreiter beschafft. Damit lässt sich ein solcher Skandal inszenieren, dass viele froh sein werden, eine Kugel in den Arsch zu kriegen.

Hauptsache, sie stehen nicht weiter unter Beschuss. Hauptsache, sie kommen aus der Patsche heraus. Was in diesen Papieren steht, weiß ich nicht, aber ihre Bedeutung wird hoch veranschlagt.«

»Wegen dieser Papiere will man ihn umbringen?«, unterbrach ich ihn.

»Höchstwahrscheinlich.« Sascha nickte. »Wenn nicht, kommen wie immer nur noch wenige Gründe in Frage.«

»Zum Beispiel?«

»Geld. Frauen. Ist jemandem in die Quere gekommen. Steckt seine Nase in Sachen, die ihn nichts angehen. Weiß

zu viel oder etwas, was er nicht wissen sollte. Welcher gefällt dir am besten?«

»Der zweite«, sagte ich. »Ich denke, der zweite.«

»Und ich sage – der letzte. Mein Freund hat eine Andeutung gemacht. Er sagte, als der Redenschwinger die Papiere in die Finger bekommen habe, sei er vor Freude bis an die Decke gesprungen. Obwohl ...«

Er schraubte den Deckel der Whiskeyflasche ab und warf mir einen listigen Blick zu.

»Wozu brauchst du so viele Fotos von ihm?«

»Für die Arbeit. Ich begleite ihn auf einer Dienstreise. Er fährt irgendwohin zu einem Brennpunkt. Als Abgeordneter. Mit ihm fahren immer Journalisten und Fotografen. Diesmal bin ich dabei.«

»Du nimmst doch nackte Weiber auf! Wozu brauchst du einen Brennpunkt? Hast du die Weiber über?«

»Ich habe beschlossen, mein Profil zu wechseln. Mir ein anderes Sujet zu suchen. Mein Agent hat es mir empfohlen.«

»Wie heißt er?«

»Wer?«

»Der Agent!«

Ich nannte Kulagin. Sascha seufzte, goss mir und sich Whiskey ein, wir stießen an.

»Dass du mal nicht vor deiner Dienstreise ins Gras beißt, Genrich!«, sagte er.

Ich erwachte am Morgen in meinem ehemaligen Zimmer. Der Sonnenstrahl kroch wie vor vielen, vielen Jahren so langsam über mein Gesicht, wie ich es nirgends, in keinem einzigen Haus mehr erlebt hatte. Er hielt auf meinen Nasenflügeln inne, dass ich niesen musste, kroch weiter.

Ja, das war ein ganz schönes Gekübel geworden: Ich hatte angezogen geschlafen, die Socken standen starr und stolz von meinen Füßen ab, die gleichsam eine selbstständige Existenz begonnen hatten.

»He!«, rief ich nach meinem nächtlichen Zechkumpan.
»He!«

Keine Antwort. Ich wälzte mich mühsam auf den Bauch, rutschte zum Bettrand, stellte mich auf meine einzuknicken drohenden Beine, ging mit weichen Knien zur Tür zum großen Zimmer. Niemand da! Nichts als die zerdrückte Decke auf dem Sofa und das Kissen, das die Umrisse des verwegenen Gesetzeshüterkopfes bewahrte. Unser nächtliches Gespräch fiel mir nicht gleich ein, und als es dann doch in meinem Gedächtnis hochkam, verzog ich unwillkürlich das Gesicht und presste zwischen den ungefügigen Lippen hervor:

»Oh, dieser raffinierte Bulle!«

Wozu hatte er mir von seinem ums Leben gekommenen Freund, von irgendwelchen Fädchen, von ehemaligen Leuten von der Staatssicherheit erzählt? Von Papieren?

Doch nicht, um mir zu helfen. Meine allerdings geringen Erfahrungen mit solchen Typen zeugten davon, dass diese Leute immer im Dienst und solche wie ich ihnen scheißegal waren. Ja, scheißegal. Nimmt, wie er sich ausgedrückt hatte, Weiber auf und ist zudem nach seinen Maßstäben reich. Jedenfalls reicher als er selbst, der angeblich von früh bis spät ackert und dafür weder Anerkennung noch entsprechende Bezahlung erfährt. Nichts als Zurechtweisungen seitens der Obrigkeit.

Ich schleppte mich in die Küche und trank Leitungswasser. Der Alkohol durchbrauste mich, in den Schläfen hämmerte es. Ich musste mich schnell auf einen Hocker

setzen und tief Luft holen: Er hatte mich absichtlich betrunken gemacht, bestimmt um mich auszuquetschen und danach hopp zunehmen. Von solchen Gedanken wurde es mir ganz und gar schlecht: Ich erbrach alles, was mir im Magen rumorte, in die Spüle.

Nachdem ich mich unter der Dusche wieder gefangen hatte, trank ich kalten Tee, holte aus dem Kofferchen mein Notizbuch und suchte nach Baibikows Telefonnummer. Lange wurde nicht abgehoben, ich wollte schon aufgeben, als es knackte und mich eine tiefe, voluminöse Stimme einhüllte.

»Ja! Ich höre!«

»Ich hätte gern Maxim gesprochen«, sagte ich.

»Bitte?«

»Ich hätte gern Maxim Borissowitsch gesprochen«, korrigierte ich mich.

»Wer ist da?« Der mit der tiefen Stimme war streng.

»Hier ist Genrich Miller.«

Eine kleine Pause trat ein, wonach dieselbe Stimme, aber schon etwas lebhafter und weniger tief, sagte:

»Einen Moment!«

Der Moment zog sich in die Länge. Ich griff nach einer Zigarette. Rauchen auf leeren Magen und in Katerstimmung vermag die Zeit abzubremsten. Die Hämmerchen in meinen Schläfen arbeiteten so, als hätte sich in mir eine ganze Stachanow-Brigade⁸ angesiedelt. Der Rauch kratzte in meinem Rachen.

Endlich kam Bai ans Telefon.

⁸ Anspielung auf die Stachanow-Bewegung, benannt nach dem Bergarbeiter Alexej Stachanow, dessen angebliche Rekordleistung 1935 eine Kampagne zur Steigerung der Arbeitsproduktivität begründete.

»Grüß dich!«, sagte er, als hätten wir uns vor ein, zwei Tagen gesehen und ich hätte mein Versprechen anzurufen nicht eingehalten. »Nun, was gibt es Neues?«

»Maxim, ich habe ein Anliegen«, begann ich, aber just in diesem Augenblick schienen die Hämmerchen meine Schläfen durchschlagen zu wollen.

»Sprich lauter!« Bai sprach selbst immer gern laut am Telefon. »Du bist schlecht zu hören!«

»Ich habe ein Anliegen«, wiederholte ich.

»Komm her! Hast du jetzt Zeit? Ja? Dann schreib auf.« Und er diktierte mir die Adresse.

Wozu bin ich zu ihm gefahren? Um Gewissheit zu erlangen, dass Tatjana tatsächlich von ihm verführt worden war? Um nicht – es will einem gar nicht über die Zunge! – einen Unschuldigen zu bestrafen?

Unsinn! Als ob mir das »Aljonka«-Einwickelpapier nicht gereicht hätte! Was sie mir erzählt hatte, war auf fruchtbaren Boden gefallen. Ich wollte es meinem lieben Freund aus Kindertagen schon immer heimzahlen. Was für Strafen hatte ich mir für ihn nicht ausgedacht! Und plötzlich lief er mir direkt in die Arme. Genauer gesagt, auf die Spitze meines Schabers. Hätte ich meine Gabe doch vollendeter, subtiler beherrscht! Ich hätte ihn langsam, auf qualvolle Weise fertiggemacht. Oder ihn am Leben gelassen, aber als Krüppel. Ich hätte einen leukotomischen Eingriff vorgenommen, und Bai hätte bis zum Ende seiner Tage als Pflanze gelebt. Scheußlich, stinkend.

Ich war bereit zur Rache. Natürlich war ich es. Ich liebte sie ja. Mochte es auch weniger Liebe zu ihr selbst als zu Lisa sein, aber das blieb tief in meinem Innersten verborgen. Ich spürte physisch, was Bai ihr angetan hatte. Mir traten Bilder wie aus einem Schmuddelblatt für Pädophi-

le vor Augen, wie ein Film spulte sich alles vor mir ab, was sie mir erzählt hatte, und von einem bestimmten Moment an, als ich mich in ihren Bericht eingelebt hatte, in ihm aufgegangen war, hatte ich mehr und mehr das Gefühl, ich wäre es, den Bai köderte, hätschelte, umgarnete. Mit mir unternahm er Spazierfahrten, für mich besorgte er Theaterkarten, mich machte er mit göttergleichen Schauspielern bekannt. Mir schenkte er schöne Bücher, mich fütterte er mit Eis und Schokoladentäfelchen. Ich war es zu guter Letzt, den er mit nach Hause nahm, mit dem er über dies und jenes sprach, über den er bereits völlige Macht zu haben glaubte, dessen Hand – noch voller Kratzer von den Versuchen, meinen geliebten Siamkater dazu zu bringen, das Klosettbecken für seinen Dreck zu benutzen – er nahm und auf sein aus dem Hosenschlitz herausgeholtes Glied – riesig, adrig, mit hochroter glänzender Eichel – legte. Ich musste mich danach übergeben, während er mit einem Handtuch danebenstand – fürsorglich, zärtlich, zufrieden –, redete und redete und mir mit Fragen zusetzte: Ich würde es doch niemandem sagen, ich wollte doch nicht, dass wir uns nicht mehr sähen, es hätte mir doch Spaß gemacht und die Übelkeit käme nur davon, dass das für mich ungewohnt sei. Und ich, zum Teufel, antwortete: Nein, ich würde es niemandem sagen, ich wollte ihn sehen, ja, und es hätte mir Spaß gemacht, ja, ja, ja.

Ich nahm den Zettel mit der Adresse, legte ihn zwischen Bais Fotos und mischte sie wie ein Kartenspiel. Der Zettel fiel heraus und segelte auf den Tisch.

Übelkeit stieg mir in die Kehle. Ich sah unter dem Tisch nach, holte die Whiskeyflasche hervor. Auf dem Boden plätscherte es, ein bisschen nur. Ich warf den Kopf

zurück. Ein paar Tropfen fielen auf meine Zunge, und – ich schaffte es gerade noch zur Toilette – da brach es aus mir heraus.

Ich wischte mir die Lippen mit dem Handrücken, setzte mich auf den gefliesten Boden, lehnte mich an die Wand. Was war eigentlich ungewöhnlich an ihrer Bitte? Nur eines – dass mein Vater ihr sein Geheimnis anvertraut hatte. Ich versuchte mich an seine Worte zu erinnern, die er mir dort, auf der Uferstraße gesagt hatte, wenige Minuten vor seinem Tod. Etwas Ähnliches hatte bestimmt auch Tatjana von ihm zu hören bekommen. Sie hatte es geglaubt. Und sich damit nicht geirrt. Man konnte sie verstehen – mein Vater war ihre letzte Hoffnung gewesen, und jetzt war ich es.

Zwölftes Kapitel

Wie dem auch sei, ich fuhr zu Bai. Zunächst wollte ich ihn in die Enge treiben, ihm einen Schrecken einjagen, ihn zwingen, um Gnade zu flehen, und ob ich sie ihm gewähren würde, war dabei ohne Bedeutung. Ich wollte eines – dass er das Fracksausen kriegte, sich in die Hosen machte, vor mir auf die Knie fiel und sagte: »Ich habe dich damals verraten! Ich habe nicht gesehen, dass du mit dem Messer zugestoßen und Lisa getroffen hast!«

Und außerdem brannte ich vor Neugier zu sehen, wie er jetzt lebte, mein lieber Freund aus Kindertagen.

Mich interessierte überhaupt, wie andere Leute lebten und was ihr Leben ausmachte. Der Sucher erfasste das nicht. Durch den Rahmen, den er um jeden Bildausschnitt setzte, entfiel möglicherweise, was für sie am wichtigsten war, doch egal ob ich sie durch den Sucher betrachtete oder ohne künstliche Vorrichtungen, ich war ein und derselbe Mensch. Auch ohne Kamera in der Hand fotografierte ich sie.

Das Foto ist keine Begegnung mit einem anderen Menschen in Augenblicken der Wahrheit, wie das müßige Theoretiker nennen. Oder höchstens einer einseitigen Wahrheit, der Wahrheit des Aufnehmenden: Er hat immer recht. Alle Übrigen sind nicht mehr als kleine Porzellan-götzen. Mit solchen Gedanken hatte ich viele Jahre gelebt, doch dann stahl sich der Zweifel in mein wohlgeordnetes Denkschema – allmählich muteten mich die

anderen nicht als bloße Modelle an, sie schienen mir manchmal in einer anderen Welt zu existieren, einer Welt, in der es kein Festhalten in Bildern, keine Retuschen, keine Finessen in der Arbeit mit Reagenzien, keine Kunst der Abzugsanfertigung gab. Da blickte ich mich um und stellte fest: Ringsum war niemand. Mein Agent und die Frauen, mit denen ich das Bett teilte, zählten ja nicht.

Der Zweifel kam zu spät.

Ich war unterwegs zu Maxim Borissowitsch Baibikow und malte mir seine Luxuswohnung aus.

Diese ehemaligen Komsomolfunktionäre, die sich beizeiten darauf verlegt hatten, die technische Kreativität der Jugend zu managen, die problemlos in die Welt des Business hinübergewechselt war, diese Leute mit den zum Verwechseln ähnlichen Gesichtern, bei denen die schlichten finnischen Anzüge durch rote Sakkos und diese durch strenge maltesische Dreiteiler abgelöst wurden, kannte ich nur zu gut. Ich wusste, wie sie an einem absolut leeren Tisch zu sitzen und die Stirn tiefsinnig zu runzeln verstanden. Ein Verleger, der ebenso auf Minderjährige scharf war wie Bai, in früheren Jahren der Zweithöchste unter den Komsomolfunktionären, lebte so, dass ich ihm mit meinem Studio und meinem Selbstgefühl nicht das Wasser reichen konnte. Auch Bais Adresse war entsprechend – Kutusow-Prospekt, linker Hand vom Triumphbogen –, und Bai war nicht irgendein Verleger, sondern Politiker, Abgeordneter, doch nie hätte ich gedacht, Bai so und in einer solchen Wohnung anzutreffen.

Ja, die Wohnung lag am Kutusow-Prospekt, links des Triumphbogens – vom Zentrum aus gesehen –, doch war sie keineswegs eine für Komsomolfunktionäre typische Wohnung. Klein und schlicht, mit Möbeln wie in der

Verwaltung einer mickrigen Fabrik. Es fehlten bloß die Inventarnummern.

Die Tür allerdings war aus Stahl, noch stabiler als die in meinem Studio. Als sie sich öffnete, schlug mir aus der Tiefe der Wohnung der abgestandene Geruch von Tabakqualm, schmutziger Wäsche und stehen gebliebenen Essensresten entgegen. Im Korridor verlangte der hochgewachsene, sehnige Mann, der mich hereingelassen hatte, dass ich meine Papiere vorwies und mein Köfferchen aufmachte, und fuhr mit einem Metallsuchgerät um mich herum.

Nach der Kontrolle wies er auf eine der Türen und sagte heiser:

»Warten Sie dort!«

In dem Zimmer war es schummrig und staubig. In den Ecken der hohen Decke hingen Spinnweben. Entlang der Wände altmodische Bücherschränke, deren Glastüren mit vergilbtem Stoff verhängt waren, und ein alter Lederdiwan mit Schlummerrollen, der nach Vorsicht gebietenden Sprungfedern aussah. Im Korridor waren die gemessenen Schritte von Bais Leibwächter zu hören, hinter der Wand unverständliches Gemurmel: Im Nebenzimmer wurde telefoniert.

Ich setzte mich auf einen am Fenster stehenden Stuhl und wollte mir gerade eine Zigarette anstecken, als die Tür aufging: Auf der Schwelle stand Baibikow.

»Du!«, sagte er mit auf mich gerichtetem Finger. »Sei begrüßt! Komm!« Er machte eine schwungvolle Kehrtwendung: Dass er vor kurzem eine schwere Verletzung erlitten hatte, merkte man ihm nicht im Geringsten an.

Ich stand auf und folgte ihm durch den Korridor, an dem Leibwächter vorbei, in ein anderes Zimmer, in dem tatsächlich ein gedeckter Tisch stand. Die Stühle wirkten

so, als hätten sich die Teilnehmer des Gelages eben erst erhoben, zwei weitere Tische, zu beiden Seiten des vom Staub gedunkelten Fensters, waren mit Papieren überhäuft, in der Ecke schimmerte neblig der Bildschirm eines Computers.

»Da«, Bai wies, nachdem er die Tür geschlossen hatte, mit dem Kopf auf die Tische mit den Papieren, »ich bereite mich vor.«

»Worauf?«, fragte ich und bemerkte erst jetzt, dass in dem Zimmer noch ein Mensch war, allem Anschein nach ein zweiter Wachmann. Eine Kopie des ersten, nur noch sehniger und größer, stand er mit vor der Brust verschränkten Armen in der Ecke.

»Wie?!«, rief Bai, Speichel sprühend. »Bist du nicht im Bilde? Es gibt Nachwahlen. Wir müssen unsere Kandidaten durchbringen, dann kann sich unsere Fraktion offiziell registrieren lassen. Du begleitest mich? Ja? So habe ich es verstanden. Deine Fotos sind mir schon untergekommen. Nicht übel. Aber«, er trat dicht an mich heran, »jetzt ist nicht die Zeit, Weiber zu fotografieren! Wahrhaftig nicht!«

Ich war versucht, in einen Spiegel zu blicken: Hatte wirklich nur ich mich verändert, mit ausgehenden ergrauten Haaren, und Bai überhaupt nicht? Er stand in der Mitte des Zimmers, ein gefälliges Äußeres, der ganze Mann irgendwie ausgewogen, ohne besondere Kennzeichen und markante Züge. So, wie er immer gewesen war. Alles an ihm war maßvoll, alles entsprach dem Kanon des sich als Schreihals gebärdenden Anführers aller Zeiten.

»Hast du hier einen Empfang?«, fragte ich, auf den gedeckten Tisch deutend.

»Was? O nein! Was für einen Empfang! Das war gestern. Wir kommen einfach nicht zum Abräumen. Übri-

gens« – er nahm eine halb geleerte Flasche vom Tisch –, »möchtest du ein Schlückchen?«

»Gern«, sagte ich.

»Du trinkst? Haha! Du trinkst!« Er sah sich nach einem sauberen Glas um und sagte dann zu dem Leibwächter: »Bring zwei saubere Gläser. Und für mich Mineralwasser.«

Der Wachmann regte sich, und es knarrte, als er mit schweren Schritten hinausmarschierte. Durch die Tür, die er offen ließ, sah ich, dass der zweite im Korridor auf einem Stuhl saß und Zeitung las.

»Ich trinke nicht!«, erklärte Bai. »Das heißt, wenig. Wenn ich anfangen will, ist es aus! Dann trinke ich nicht, dann saufe ich alles weg, was fließt. Alles! Also, was ist?« Er warf einen Blick auf das Etikett und verzog das Gesicht.

»Was soll sein?«

»Kommst du mit?«

»Ja.« Ich nickte.

Der Leibwächter kam mit einem Tablett zurück, auf dem leise zwei Flaschen Mineralwasser und zwei saubere Trinkgläser aneinanderklangen. Mit dem Tablett schob er die sich türmenden schmutzigen Teller beiseite. In einem schwamm in der angeschimmelten Soße eine lange Kippe mit einem ringförmigen Lippenstiftfleck am Filter. Befreit von seiner Last, war er im Begriff, zu seinem Platz in der Zimmerecke zurückzukehren, doch Bai stoppte ihn:

»Öffner!«

Der Wachmann verließ wieder das Zimmer, kam mit einem Öffner zurück, machte eine Flasche auf, füllte dienstfertig ein Glas und legte den Öffner neben das Tablett. Ich sah Bai an: Er betrachtete mich mit breitem genüsslichem Lächeln.

»Geheimratsecken!«, stellte er weiter lächelnd fest. »Falten. Du bist gealtert. Also, soll ich dir eingießen?«

»Gieß ein. Habe ich doch gesagt.«

Bai nahm die Flasche und schenkte ein, dann griff er nach dem Glas mit Wasser.

»Was ist das?« Ich wies auf das für mich bestimmte Glas.

»Weiß der Teufel!« Bai zuckte die Schultern. »Vielleicht Kognak?«

Er wandte sich dem Leibwächter zu. Der stand ruhig in der Ecke und wischte sich mit einem schneeweißen Taschentuch die großen, weich erscheinenden Hände.

»Ist das hier Kognak?«, fragte Bai.

»Kognak«, bestätigte der Wachmann knarrend.

Ich nahm das Glas. Bai hob das seine mit Mineralwasser gefüllte hoch.

»Wohl bekomm's!«, sagte er. »Den hat irgendein Franzose mitgebracht. Für sie geht Kognak über alles. Kognak ist bei ihnen eine Religion. Er hat hier allen eingegossen, sich selber volllaufen lassen und geweint. »Wie konntet ihr die Ideale verraten?s sagte er. AVie konntet ihr nur?! Wir haben auf euch gebaut!« Kannst du dir das vorstellen?« Er lachte dumpf, nahm einen großen Schluck Mineralwasser und rülpste zur Seite. »Die Ideale des Kommunismus! Ich zu ihm – nun, haben wir, und was weiter? Zum Teufel mit ihnen, den Idealen! Die Antwort darauf blieb er schuldig!«

Ich nippte an meinem Glas. Es war tatsächlich Kognak. Guter Kognak.

»Wie geht es deinem Vater?«, wollte Bai wissen.

Diese Frage kam so überraschend, dass ich mich verschluckte.

»Er ist tot. Ums Leben gekommen. Vor anderthalb Wochen.«

Der Leibwächter steckte sein Taschentuch ein und sah mich aufmerksam an, Bais Lächeln erlosch.

»Entschuldige, das habe ich nicht gewusst«, sagte er und rief dem Wachmann über die Schulter zu: »Setz dich einstweilen in die Küche!«

»Maxim Borissowitsch!« Der Leibwächter zog seine schmalen Brauen hoch, die Haut auf seiner Stirn legte sich in tiefe Falten. »Wir haben doch eine Abmachung getroffen!«

»Und wenn eine Frau gekommen wäre?« Bai zwinkerte mir zu.

»Aber Genosse Miller ist keine Frau!«

»Das stimmt!« Bai lachte wieder. »Wie hast du das gemerkt? Schon gut. Geh in die Küche!«

Der Leibwächter zog sein Jackett straff und verließ das Zimmer.

»Und mach die Tür zu!«, schickte ihm Bai hinterher.

Der Wachmann schüttelte unzufrieden den Kopf, schloss jedoch die Tür.

»Sie weichen keinen Schritt von mir«, sagte Bai rasch. »Lassen mich nicht aus der Wohnung. Trink du mal, trink.«

Er schüttete Wasser in sich hinein, füllte sein Glas, trank einen Schluck. Ich sah ihn an und überlegte, womit ich anfangen sollte.

Bais Gesicht nahm einen träumerischen Ausdruck an.

»Hier ist tatsächlich einmal eine Dame gewesen«, sagte er. »Ein Vollblutweib. In einer geschäftlichen Angelegenheit. Wir unterhielten uns. Geschäftlich. Beredeten einige Probleme. Und kannst du dir das vorstellen, was ich für eine Lust auf sie bekam! Mir war geradezu, als wäre hier« – er legte die Hand vor seine Schamgegend – »alles mit Blei ausgegossen. Und was glaubst du? Dieser Schwanz

ging erst raus, als ich schon nahe dran war, es ihr zu machen. Gut noch, dass die Frau Verständnis hatte. Solche trifft man ja selten! Was trinkst du denn nicht?«

»Es ist heiß«, sagte ich.

»Das stimmt! Heiß ist es. Na schön, Genka, zur Sache. Was haben sie für Vorschläge?«

»Vorschläge? Wer? Ich verstehe nicht.«

Bai stellte das Glas hin und kam dicht heran. Schwerer Schweißgeruch ging von ihm aus. An seinen Nasenflügeln saßen Pickel. Sein Hemdkragen war speckig. Es wäre nicht verkehrt gewesen, wenn er sich rasiert hätte.

»Ich brauche Garantien, Gena!«, sagte Bai, nahe daran, seinen straffen Bauch gegen mich zu pressen. »Ohne Garantien gebe ich nichts her. Und auch mit Garantien werde ich es mir noch überlegen. Die Informationen sind es wert.«

»Wovon redest du?« Ich rückte ab.

Ein Schatten huschte über sein Gesicht. Er kratzte sich im Nacken, wandte mir den Rücken zu, ging zu einem Sessel an der Wand.

»Das heißt, du kommst doch nicht von Wolochow?«, sagte er, während er sich hinsetzte. »Schade! Ich hatte gehofft, mich mit ihm verständigen zu können. Also hat er beschlossen, keine Kompromisse einzugehen. Gut, umso schlimmer für ihn.«

»Von welchem Wolochow? Von ...« – ich stockte – »unserem?«

»Von unserem, Genka, von unserem! Hast du ihn lange nicht gesehen?«

»Zwei, drei Jahre. Gibt es zwischen euch gemeinsame Interessen? Mischt er auch in der Politik mit? Das wusste ich nicht. Erklär es mir ...«

Bai schlug die Beine übereinander. Es war, als sähe er durch mich hindurch. Er kaute an seinen Lippen. Die Tür knarrte – das Zimmer betrat einer der Leibwächter mit dem Hörer eines schnurlosen Telefons.

»Wer?«, fragte Bai.

»Der Kommissionsvorsitzende«, erwiderte der Wachmann und reichte ihm den Hörer.

»Ja, ich höre«, sagte Bai in das Mikrofon, bevor er es mit der Hand abdeckte und mir zuzischte:

»Geh, geh! Morgen früh, wir fahren zeitig los. Um sechs!«

Der Leibwächter berührte meinen Ellbogen. Beim Hinausgehen, schon im Korridor, an der Wohnungstür, vernahm ich Bais Worte:

»Ich werde nach der Rückkehr von meiner Reise bei der Anhörung sprechen! Nicht früher und nicht später!«

Der Wachmann öffnete die Tür, ich trat ins Treppenhaus. Das Kognakglas in der Hand. Und mit dem Gefühl, ein Vollidiot zu sein.

Ich glaube, Lisa spürte die von meinem Vater ausgehende Gefahr. Wenn sie ihn traf – im Hof, auf der Straße, auf dem Heimweg von der Schule –, zuckte sie zusammen und zog den Kopf ein. Das war mehr als bloße Angst vor dem strengen Vater ihres Freundes, der nicht guthieß, dass wir uns trafen. Sie konnte von seinen Fähigkeiten, seiner Gabe nichts ahnen, sich deren Tragweite nicht vorstellen. Doch zu vermuten, dass mein Vater über eine mystische Fähigkeit verfügte, dürfte ihr nicht so schwergefallen sein.

Einmal klingelte sie an unserer Wohnungstür wie ausgemacht – kurz, lang, sehr kurz – und setzte sich aufs Fensterbrett, um darauf zu warten, dass ich herauskam.

Ich war praktisch fertig, musste nur noch meine Schuhe anziehen, doch mein Vater, der sich im Badezimmer rasierte, folgte mir auf den Treppenabsatz. In seinem langen dunkelblauen seidenen Morgenmantel, ein chinesisches Frotteehandtuch um den Hals – er band sich beim Rasieren immer ein Handtuch um.

»Wann wirst du zurück sein?«, rief mir mein Vater nach.

Lisa sah er nicht: Sie war eine Art Nebelfleck, irgendwo da unten.

»Bald!«, rief ich im Laufen, und ich erinnere mich, wie betroffen mich, schon im Hof, Lisas Gesichtsausdruck machte.

»Dein Vater ist ein Hexenmeister!«, sagte sie.

»Er ist ein guter Mensch!«, schwindelte ich.

Sie glaubte mir natürlich nicht.

Selbst wenn ich genau wusste, dass noch viel Zeit blieb, bis mein Vater nach Hause kam, wollte Lisa nicht mit zu uns in die Wohnung.

»Und wenn er eher kommt?«, fragte sie.

Ich erklärte ihr, dass mein Vater eine sehr strenge Arbeitszeitregelung habe, dass er nicht eher weg könne, selbst wenn er irgendwo außerhalb Aufnahmen mache, müsse er wieder in den Dienst zurückkehren.

»Nein«, sagte sie, »er wird erfahren, dass ich bei euch war. Oder er kommt, wenn ich noch bei euch bin. Er ist ein Hexenmeister!«

Wir küssten uns selbstvergessen in Hauseingängen, in Grünanlagen. Wir – sie warf dazu ihre Hausschuhe ab, ich war ohnehin in Socken – streichelten uns mit den Zehen, wenn wir am großen Tisch bei ihr zu Hause saßen, im Zimmer einer Gemeinschaftswohnung.

In uns sammelte sich Kraft, die danach verlangte, sich zu entladen.

Nicht dass Lisa den Kopf verloren hätte, als sie sich doch bereitfand, die Schwelle unserer Wohnung zu überschreiten. Sie war es müde geworden, ihrer Angst zu widerstehen. Bei uns zeigte sie sich – bis die Kraft richtig aufwallte – viel zurückhaltender als spätabends im Treppenhaus oder in der Grünanlage, wo wir uns im tief herabhängenden geplünderten Fliedergezweig und zwischen den Spuren des verfliegenden Frühlingsduftes versteckten.

Sie huschte rasch durch das große Zimmer, wobei sie sich furchtsam nach der geschlossenen Tür zum Zimmer meines Vaters umsah. In meinem Zimmer setzte sie sich auf den Stuhl am Fenster, drückte die Knie zusammen, zog den Rock straff und legte die Hände auf die Schenkel. Ich kam mit zwei Wurstbrotten herein.

»Soll ich Tee aufsetzen?«, fragte ich heiser, während ich das eine belegte Brot Lisa reichte.

Sie gab keine Antwort, nahm das Brot und biss kräftig mit ihren kleinen Zähnen hinein, die einer wie der andere von makellosem Weiß waren. Sie aß, als hätte sie tagelang gehungert. Ich hingegen biss nur ein Stückchen ab und begann Kreise durchs Zimmer zu ziehen.

»Hier wohnst du also?«, fragte Lisa, als sie aufgegessen hatte.

»Ja!« Ich wandte mich zu ihr um. »Wenn du möchtest, zeige ich dir echte meteorologische Karten.«

»Was für welche?«

»Meteorologische!«

Ich nahm den zweiten Stuhl, stellte ihn vor den Schrank und stieg hinauf. Mit dem Rücken spürte ich Lissas Blick. Ich zog eine Rolle herunter, der Rest purzelte

mir auf den Kopf, um ein Haar wäre ich heruntergefallen, Lisa musste lachen.

Ihr Lachen war es, was uns enthemmte, und als ich mich neben sie hinkniete, als ich die Karte auseinanderfaltete, war schon klar, dass es im Moment für uns Wichtigeres gab als die Karte und die Lehrbücher – wir hatten uns eigentlich mit Trigonometrie befassen wollen.

Ich hob die Augen. Lisa saß noch genauso da. Ich sprang auf und beugte mich über sie. Sie roch nach Wurst, meine Hände, die ich ihr auf die Schultern legte, waren staubig. Wir pressten die Lippen aufeinander, uns durchfuhr gleichsam ein elektrischer Schlag. Sie schnellte hoch und wirbelte, vor mir fliehend, durchs Zimmer. Sie war flinker, sie konnte mich hinter sich lassen, mir überhaupt aus dem Zimmer, aus der Wohnung davonrennen. Sie setzte sich auf mein Bett. Ihre Knie waren jetzt weit gespreizt, der Rock hochgerutscht. Ich sah zum ersten Mal die schmalen Streifen blendend weißer Haut zwischen den Gummibändern der dunkelbraunen Strümpfe und dem schwarzen Slip, die Hautpartien, über die bereits höher steigend meine Finger wanderten. Ihre Hände hielt sie so, als wollte sie einen gegen ihre Brust geworfenen Ball auffangen. Zu diesem Ball wurde mein Kopf. Wurst- und Turnhallengeruch, ihre Finger an meinem Nacken, der sich in meinen Lippen verfangende, straff gespannte Rocksäum, die von Lisa ausgehende Hitze, mein Zittern, meine Erregung.

Ich fuhr mit dem Gesicht unter ihren Rock, aus irgendeinem Grund mit vorgeschobener Zunge: Sie traf auf ihren Nabel, sein salziger Geschmack verfolgte mich danach tagelang. Sie umfing mich mit den Beinen, gab mir mit ihren Fersen die Spuren.

»Und wenn er jetzt kommt?!«, sagte sie, als könne sie sich das nur wünschen.

Sie hatte sehr kleine Brüste, sie rief glücklich und erschrocken »oi!«, als ich nach mehreren missglückten Versuchen in etwas Heißes eindrang, das einen raschen Erguss herbeiführte.

»So ist das also!«, sagte Lisa danach und legte ihre feuchte Hand auf mein rasch geschrumpftes empfindliches Fleisch. »Du Armer!«

Wir hörten, wie ein Schlüssel im Schloss gedreht wurde, und fuhren hoch.

Mich zuknöpfend verteilte ich Bücher und Hefte auf dem Tisch, sie rückte beide Stühle heran. Mein Vater kam herein und blieb hinter uns stehen.

Ein erfahrener Fotograf erfasst sofort den ganzen Raum, alle Halbtöne. Mein Vater war ein erfahrener Fotograf.

Bei Tanja wurde nicht abgenommen. Ich versuchte es ein paarmal mit demselben Ergebnis: Die Rufnummernanzeige schaltete sich ein, ich hatte den Eindruck, dort sei der Hörer abgenommen worden, und schrie: »Tanja! Tanja!«, doch wieder kamen die langen Töne.

Das erste Mal rief ich aus der Zelle neben Baibikows Hauseingang an, wo ich das nicht ausgetrunkene Kognakglas auf einem Zeitungskasten abgestellt hatte. An der Zelle lungerten zwei Kerle herum, die mich sehr an Baibikows Leibwächter erinnerten. Trotz der Hitze trugen auch sie Jacketts, beide eckig und sehnig, beobachteten sie mich mit wachen Blicken, und als ich es satt hatte, Tanjas Nummer zu wählen, und zu meinem Auto ging, spürte ich, dass ich von zwei weiteren Leuten beschattet

wurde, die keinerlei Hehl daraus machten: Ihr Auto stand neben meinem, und sie starrten mich offen an.

Ich lächelte ihnen zu. Sie lächelten zurück, aber als ich losfuhr, folgten sie mir. Sie abzuschütteln, dazu reichte mein fahrerisches Können nicht aus. Ich musste mich damit abfinden und sah mich gezwungen, so zu fahren, als merkte ich nichts, und zu vermeiden, im Rückspiegel nach ihrem Auto zu gucken. Schließlich bogen sie ab.

Ich fuhr noch ein paar Umwege, ehe ich mich Tanjas Haus näherte.

Hinter ihrer Tür blieb es still. Ich sah noch einmal nach der Wohnungsnummer – ja, es schien zu stimmen –, drückte ein zweites, dann ein drittes Mal auf den Klingelknopf. Die Tür öffnete sich knarrend und rasselnd, als ich schon die Treppe hinunterstieg, und hinter mir erklang die Stimme einer älteren Frau.

»Wer ist da?«

Ich stieg rasch ein paar Stufen hinauf. Die Frau sah mich argwöhnisch an, die Tür war mit einer Kette gesichert.

»Guten Tag!«, sagte ich hastig. »Ich möchte zu Tanja. Tatjana ... Den Vatersnamen kenne ich nicht. Den Familiennamen auch nicht. Aber sie wohnt hier! In dieser Wohnung! Sie hat mir die Adresse gegeben.«

»Sie irren sich«, sagte die Frau. »Hier wohnt keine Tanja. Hat auch nie. Es sei denn vor dem Krieg.«

»Ach was, vor dem Krieg!« Am liebsten hätte ich die Tür aufgestoßen, die Kette herausgerissen, diese Alte zur Seite geschleudert und eine Haussuchung vorgenommen. »Gleich! Hier!« Ich holte ein Foto hervor. »Bitte!«

Sie betrachtete das Foto, dann richtete sie den Blick auf mich. Ihre Oberlippe mit langen grauen Härchen schob

sich nach oben und entblößte das makellose Weiß einer Zahnprothese.

»Ich muss Sie enttäuschen.« Ihr Gesicht legte sich in Falten, das Kinn spitzte sich zu, die Augen leuchteten lächelnd auf. »Ich kenne alle, die in diesem Haus wohnen. Hier wohnt so eine Tanja nicht!«

Die Wohnungstür fiel krachend ins Schloss.

»He! Hehe!« Ich donnerte mit der Faust gegen die Tür, langte nach der Klingel, das Foto fiel mir aus der Hand und zu Boden, ich beugte mich hinunter.

Nein, so eine Tanja konnte es in dieser Wohnung, in diesem Haus nicht geben: Ich hatte die Aufnahme gemacht, als Tanja nach dem Baden aus dem Wasser gestiegen war, bloß mit einem durchsichtigen knappen Slip bekleidet. Der Glanz des kräftigen nassen Körpers. Der Sonnenschein spielt auf ihren abstehenden aggressiven Brüsten. Eine feuchtschwere Haarsträhne fällt quer über das lächelnde, freudestrahlende Gesicht.

Meine Gabe war vergleichbar mit der Unsterblichkeit.

Es wäre interessant, den Versuch zu machen, ewig zu leben, mehr aber nicht. Letzten Endes stellt sich ja zwangsläufig die Frage – neben einer anderen, nicht minder wichtigen: »Wo wird sich die Unsterblichkeit vollziehen?« –, die ebenfalls imstande ist, die sorgloseste Existenz zu vergiften, mochte sie auch von Ewigkeit sein: »Was soll man eigentlich mit der Unsterblichkeit anfangen, wie das Beste aus ihr machen?«

Wie man es auch dreht und wendet, eine vollgültige Antwort auf diese verfluchten Fragen ist nicht zu finden.

Scheinbar höchst einfache Fragen. Wie, worauf die Unsterblichkeit verwenden – und wo? Schön, lassen wir den Aufenthaltsort des Unsterblichen beiseite, aber um die

Unsterblichkeit nutzbar zu machen, braucht man zumindest ein klares, realisierbares Ziel. Anders gesagt – es gilt, eine grenzenlose Befähigung auf etwas Konkretes und Endliches auszurichten. An eine ganz bestimmte Handlungsweise zu binden.

Und damit zu entwerten. Womöglich zu vernichten. Vielleicht nur die Befähigung, vielleicht aber mit ihr auch den Träger. Eine solche Nutzung der Unsterblichkeit setzt ihr notwendigerweise Grenzen. Macht aus ihr beschwerlichen Zeitvertreib!

Tanja bemerkte ich sofort, kaum dass ich in den Hof hineinfuhr. Sie saß auf der Bank, die der massakrierte Ruheständler so gemocht hatte, sie saß aufrecht, die Knie dicht beieinander, die Hände auf die Handtasche gelegt. Ich stellte das Auto ab und ging zu ihr. Als sie mich kommen sah, stand sie auf.

»Was ist passiert?«, fragte sie und bot mir die Lippen zum Kuss dar. »Neue Schlösser. Ich wusste nicht, was ich davon halten sollte, ich habe angerufen ...«

Ich küsste sie und fragte:

»Bei wem?«

»Bei deinem Agenten, diesem Kulagin. Ich dachte, der weiß Bescheid, doch er ...«

»Er weiß nichts!«

Wir machten den Schlosser ausfindig, ich ließ mir die Schlüssel geben und öffnete die Tür. Ja, in meinem Studio herrschte totales Chaos, eine ungeheure Aufräumarbeit stand mir bevor.

Ich zog eine alte Jeans an, suchte mir ein abgetragenes Hemd, krepelte die Ärmel auf. Tanja nahm inzwischen das Studio in Augenschein und hätte sich beim Anblick

der eingetrockneten Blutlache in der Küche fast übergeben.

»Wer war das?«, erkundigte sie sich.

»Ein Nachbar. Anscheinend wollte er sich einiges unter den Nagel reißen«, erwiderte ich, zog die Gardinen auf und öffnete die Fenster. »Wie hast du erfahren, dass hier etwas passiert ist?«, fragte ich, mich wieder ihr zuwendend.

»Ich habe angerufen, niemand ist rangegangen. Der Anrufbeantworter schaltete sich nicht ein. Da habe ich mir gedacht, dass etwas passiert sein muss.«

»Oder dass ich beschlossen habe, mich vor dir zu verstecken!«

»Oder das.« Sie lächelte. »Aber das hast du ja nicht! Oder täusche ich mich?«

Ich griff zu Besen und Kehrschaufel und begann die Glassplitter zusammenzufegen: Der Schlosser hatte natürlich gar nicht daran gedacht, sie zu entfernen, genauso wenig wie die Blutflecken.

Mit vereinten Kräften schafften wir Ordnung, und dann brachte ich den Müll weg. Auf dem Weg zu den Mülltonnen verhielt ich den Schritt, blieb stehen, drehte mich um: Sie stand am Fenster und betrachtete mich.

Ja, schon da gefiel mir ihr Blick nicht.

Dreizehntes Kapitel

Hat man erkannt, dass eine Gabe wie die meinige kein Märchen, sondern etwas ganz Reales ist und voll genutzt wird, wäre es sinnlos, so zu tun, als sei nichts geschehen. Dumm wäre es, der Alte bleiben zu wollen, was auch unmöglich ist.

Alles beginnt man mit verändertem Blick zu betrachten. Auf neue Weise stellen sich sowohl lange, sehr lange zurückliegende Ereignisse dar als auch Themen, die einem bisher völlig verschlossen geblieben sind. Dumm wäre es, so zu leben und sich verhalten zu wollen, wie man bisher gelebt und sich verhalten hat. Das bisherige Leben erscheint schlechtweg als Verrat an dieser Gabe.

Deshalb wäre es für einen Menschen wie mich, dem eine Gabe zuteilgeworden ist, ebenso dumm, sich rechtfertigen und erklären zu wollen, dass er keine Schuld habe, dass er missbraucht worden sei. Geködert, missbraucht werden die Unbegabten. Die Nichtskönner. Die Durchschnittsmenschen. Die Begabten müssen alles absehen können, für alles geradestehen. Sie dürfen nicht auf andere Leute, auf irgendwelche Umstände verweisen. Sie haben selbst für alles einzustehen.

Und wenn es doch passiert, dass man sie um den Finger wickelt, hinters Licht führt, dann müssen sie sich auf ganz andere Weise ihrer Verantwortung stellen als alle Übrigen. Sie haben die Verantwortung in vollem Umfang

zu tragen. Dabei gibt es allerdings eine charakteristische Besonderheit: Sie müssen sich ihrer Gabe entsprechend selbst nach ihrer Verantwortung fragen, sie müssen selbst über sich richten. Alles verhält sich doch ganz einfach: Das Gericht der Durchschnittsmenschen hat schon deswegen keine Gewalt über sie, weil die Richter niemals in der Lage sein werden, nachzuprüfen, ob sie wirklich über eine besondere Gabe verfügen. Die Richter werden, ausgehend von ihren, den gewöhnlichen Gesetzen, anfangen, ihnen Paragraphen anzuhängen, Vorbeugungsmaßnahmen und Strafen festzulegen. Gewöhnliche Gesetze indessen greifen hier nicht. Sie gehören in eine andere Welt.

Hier hängt alles von dem ab, der die Gabe besitzt. Davon, wie er sich zu ihr stellt. Eine Sache ist es, wenn er seine Gabe als etwas Selbstverständliches auffasst, eine ganz andere, wenn er darin irgendeine Schuld, sagen wir, seine eigene, erkennt.

Die Gabe existiert natürlich vor ihrem Träger.

Mehr noch! Alle Begabungen gab es schon, als von ihren potenziellen Trägern überhaupt noch keine Rede war. Daraus folgt jedoch nicht, dass der Träger alles damit abtun kann, dass er von nichts wisse: Die Gabe ist mir ungewollt, ohne mein Wissen zugekommen. Ich kann für nichts.

Das stimmt schon, doch das ist nur die eine Seite. Die andere sieht ganz anders aus. Nämlich so, dass allein du als Träger dieser Gabe ein ihr angemessenes Urteil über dich fällen und je nachdem, wie die Waage ausschlägt, entscheiden kannst, was mit dir zu geschehen hat.

Als ich über all das nachdachte, benahm es mir regelrecht den Atem. Davon, dass mein US-Bürger gewordenen Kind

in Zukunft – wenn nicht heute schon – zum Erben meiner Gabe werden kann, rede ich erst gar nicht.

Höchstwahrscheinlich werde ich mein Kind nie zu sehen bekommen, nie erfahren, was es aus seiner Gabe macht. Ich habe darüber nachgegrübelt, wie viele es sein mögen, die ich, ohne es zu wissen, noch bevor ich anfang, gewisse Merkwürdigkeiten zu registrieren, mit einer einzigen leichten Bewegung des Schabers vom Negativ getilgt und damit ihren Tod besiegelt habe.

Ich habe sogar eine große Leichtigkeit und Freiheit verspürt. Mir wurde bewusst, dass in meiner einzigartigen Fähigkeit ein riesiger Nutzen, ein riesiger Vorteil liegt. Zumindest hier, auf dieser Hemisphäre, stehe ich allein da, und ich kann mit mir alles machen, was ich will. Und weiter habe ich mir überlegt, dass ich auch mit den anderen alles machen kann, was ich will.

Das war keine Empfindung von Leichtigkeit, von Freiheit mehr, sondern etwas Tönendes. Jenseitiges.

Ich warf einen Blick auf mein im Schlafzimmer hängendes Foto, das mir sehr gefiel: Ich stehe auf ein »Linhof«-Stativ gestützt, in einem über der Hose getragenen Hemd mit offenem Kragen, um den Hals einen Belichtungsmesser, im Spiegel hinter mir ein entblößtes Modell, Dreiviertelprofil. Auf dieses Foto war ich stolz – wie auch nicht, so ein klasse Selbstporträt!

Ich sah die übrig gebliebenen Negative durch, fand aber mein Selbstporträt nicht darunter. In dem Bestreben, meinem Schicksal zu entgehen, hatte ich alles weggeworfen. Nur ein paar waren noch da, die neuesten: Tanja, Tanja und wieder Tanja. Ich öffnete den Panzerschrank, und hier fand sich das Gesuchte, im Innenfach, in einem Kuvert mit den kostbarsten Negativen, das von denen, die

in meinem Studio wie die Vandalen gehaust hatten, nicht entdeckt worden war. Dieses Negativ lag separat in einem halb durchsichtigen Kuvert. In der Ecke – Datum und Uhrzeit.

Ich nahm es aus dem Kuvert, befestigte es am Retuschiergerät, schaltete das Unterlicht ein. Bitte schön! Das Gericht hat seine Plätze eingenommen, Rechts- und Staatsanwalt wurden, da nicht gebraucht, vom Prozess ausgeschlossen, Aufstehen muss nicht sein. Für die Verkündung und Vollstreckung des Urteils ist nur eine Bewegung nötig. Hauptsache, nicht zagen!

Ich warte schon über eine Stunde. Allmählich befällt mich Angst – sie wird nicht kommen. In der Tat – was will sie noch mit mir? Sie braucht mich absolut nicht mehr. Die Hoffnung, die ich hegte – dass sie herkommen würde, um sich Gewissheit zu verschaffen –, schwindet von Minute zu Minute. Kontrolle hat sie nicht nötig. Sie braucht nur den Fernseher einzuschalten oder die Abendzeitung aufzuschlagen.

Trotzdem, sie muss kommen.

Und sie wird allein kommen. Es kann nicht sein, dass es ihr nicht aufgegangen ist: Sie braucht keine Bewachung mehr, ihr droht nichts mehr. Ihr hat auch gar nichts gedroht. Allenfalls Entlarvung, obwohl es bei ihr nur eines zu entlarven gibt: Wie ich meine Gabe, so hat sie zugelassen, dass andere sich ihre Lebensgeschichte zunutze gemacht haben. Das ist eine ernste Fehlleistung, aber nicht so schlimm, dass sie mit aller Strenge bestraft werden müsste. Sie verdient Vergebung. Sie ist benutzt worden. Sie wird kommen, um Verzeihung zu erbitten. Ich werde ihr verzeihen.

Auf meinem Arbeitstisch steht ein leichtes Abendessen bereit. Eine Flasche Wein, Konfekt, Obst. Sie hat gestanden, dass sie am liebsten Äpfel mag. Wie Lisa. Und zwar säuerliche, noch nicht ganz reife Äpfel. Eine erstaunliche Geschmacksübereinstimmung!

Ich trete zum Tisch, nehme einen Apfel, beiße hinein. Auf dem Apfel bleibt eine kaum erkennbare blassrosa Blutspur zurück. Was ist das – einfaches Zahnfleischbluten, oder hat, seitdem das Urteil gefällt ist, die Uhr angefangen zu ticken? Ich kaue den Apfel, die Säure zieht mir den Mund zusammen, aber ich beiße ein neues Stückchen ab. Es scheint stärker zu bluten.

Ich lege den Apfel auf den Tisch, gehe zum Spiegel, öffne den Mund, befühle mit dem Finger meine Zähne. Sie wackeln nicht, am Zahnfleisch ist nichts festzustellen, keine Entzündung, keine Fistel. Ich halte das Gesicht dichter an den Spiegel heran, ziehe die Unterlider zurück, strecke die Zunge weit heraus. So was von Visage!

Nein, vorläufig ist alles in Ordnung bei mir. Keinerlei beunruhigende Symptome. Mir tut nichts weh. Trotz der schlaflosen Nacht spüre ich keine Schwere im Hinterkopf, keinen Druck in den Schläfen, das Herz – ich lege die Hand darauf – arbeitet gleichmäßig. Ein bisschen sticht es in der Leber, aber das habe ich schon sehr lange. Eine Folge dessen, dass ich trinke, mit mir allein. Verstärkt durch sinnloses Grübeln und Selbstquälerei. Nein, bei mir ist wirklich alles vollkommen in Ordnung!

Ich zünde mir eine Zigarette an. Den Tabakgeschmack mag ich mehr denn je zuvor. Ich öffne den Küchenschrank, nehme eine Kognakflasche heraus, gieße etwas in ein Glas. Trinke. Der Kognak schmeckt mir auch.

Allerdings brennt er etwas am Zahnfleisch. Desinfektion kann nicht schaden.

Zum Tisch im Studio zurückgekehrt, greife ich nach dem liegen gelassenen Apfel und beiße wieder hinein. Keine Spur von Blut, keinerlei krankhaftes Empfinden! Ist es möglich, dass sich meine Gabe nur gegen andere richten kann? Natürlich! Dass ich nicht eher draufgekommen bin!

Bei diesem Gedanken muss ich lachen: Also war das dummes Zeug, ich habe mir weiß der Teufel was ausgedacht. Und das nur, um mich selbst zu bemitleiden!

Ich drücke die Zigarette im Aschenbecher aus und blicke auf die Uhr. Sollte sie doch nicht kommen? Das kann nicht sein! Dann werde ich zu ihr gehen. Ich werde sie schon finden, und wenn ich sie unter dem Erdboden hervorholen muss, sie und ihre Freunde, denen sie sich zur Verfügung gestellt hat. Ich lasse keine Späße mit mir treiben!

Hinter mir ist ein leichtes Schnappgeräusch zu hören, und ich wende mich jäh um. In mein Studio treten nacheinander drei Leute. Als Erster ein breitschultriger junger Bursche, der Zweite ist mein Agent Kulagin. Der junge Kerl macht ein paar rasche Schritte, späht mit professionellem Blick um sich, zieht die rechte Hand unter der Jacke hervor, atmet befriedigt auf, stellt sich neben mich. Kulagin hält an der Tür inne und lässt Tanja den Vortritt.

Sie ist sehr blass.

Dafür sieht Kulagin sehr stolz aus. Als hätte er eine großartige Entdeckung gemacht und könne mit einem bedeutenden internationalen Preis rechnen.

»Da sind wir!«, sagt Kulagin. »Nicht erwartet? Wir haben beschlossen, zu dritt vorbeizukommen. Hol noch Gläser herbei. Vier. Du wirst gleich vier Gäste haben! Wir

drei und noch jemanden! Das wird eine Überraschung für dich!«

Was er sagt, dringt kaum zu mir, ich trete einen Schritt vor.

»Tanja!«, sage ich.

Die stählerne Hand des Breitschultrigen fängt mich ab.

»Bleib stehen, wo du stehst!«

»Tanja!«, wiederhole ich. Jetzt genügt mir, ihr einmal ins Gesicht zu blicken, um zu erkennen – sie hat keinem etwas zur Verfügung gestellt.

Sie ist einfach betrogen worden. Man hat mit ihren Gefühlen gespielt. Sie genauso für dumm verkauft wie mich.

»Stehen bleiben, verdammt!« Der Breitschultrige versetzt mir einen Stoß, ich fliege zurück und pralle mit dem Hinterkopf gegen die Wand.

Das tut verheerend weh. Ich betrachte den Kerl und versuche mich zu erinnern, ob ich ihn nicht durch das Objektiv gesehen habe.

»Nein, nein!«, sagt Kulagin höhnisch, als hätte er meine Gedanken gelesen. »Du hast ihn nicht fotografiert. Und meine Negative, die haben wir bei dir einkassiert. Sodass du, Genosse, bei null wirst anfangen müssen! Dir eröffnet sich ein riesiges Arbeitsfeld. Einfach beneidenswert!«

Wie vor Begeisterung hebt er die Hände hoch, Tanjas Hand fliegt ebenfalls hoch, und ich stelle fest, dass er und sie mit einer Handschelle aneinandergefesselt sind.

»Ja, ja«, sagt Kulagin, »eine Vorsichtsmaßnahme! Vitjascha! Setz unseren teuren Genossen hin, sonst fällt er noch in Ohnmacht. Vom Chef werden wir für so was kein Lob zu hören kriegen.«

Der Breitschultrige greift nach meiner Hand und setzt mich auf einen Stuhl.

»So ist es besser«, sagt Kulagin. »In den Beinen ist keine Wahrheit.«

Es war schon fast nach Mitternacht, als sie Hunger bekam. Im Licht der Nachttischlampe schien ihr Körper durchsichtig, bläulich. Der Schlaf, der mich übermannt hatte, war tief, ich konnte ihn nur mit Mühe abschütteln, begriff mit Mühe, wo ich war und wer neben mir lag.

Wir zogen uns rasch an, setzten uns ins Auto und fuhren los.

Ich ahnte, wo uns die nächtlichen Straßen hinführen würden: Die laschen Anstrengungen, aus dem Strudel herauszukommen und anderswohin zu gelangen, blieben Versuche um der Versuche willen. Ich konnte nur hoffen, dass mein ehemaliges Lieblingsrestaurant nach dem Blutbad noch geschlossen war. Selbst als ich auf die Tür zuing, hielt ich an dem Gedanken fest, dass die parkenden Autos nicht Zerstreuung suchenden und mit Geld um sich werfenden Restaurantbesuchern gehörten, sondern Bewohnern der Häuser nebenan, die Geld zusammengelegt hatten, um nach dem Vorfall die beiden bei den Autos herumstehenden bulligen Wächter anzustellen und dazu den Wolfshund, den der eine an der kurzen Leine hielt.

Doch als ich auf den Klingelknopf drückte, ging in der Restauranttür das kleine Fensterchen auf.

»Haben Sie einen Tisch reservieren lassen?«, fragten mich launisch geschürzte Lippen.

»Nein, das nicht«, erwiderte ich schicksalsergeben. »Wir wollten einfach zu Abend essen. Falls Sie wieder geöffnet haben.«

»Wie viel sind Sie denn?«, stießen die Lippen hervor.

»Zwei.«

Statt der Lippen erschien in dem Fensterchen ein großes trübes Auge. »Warten Sie einen Moment!« Und das Fensterchen klappte zu.

Tanja stand neben mir. Von ihr ging ein intensiver, irgendwie herbstlicher Duft aus. Ich zündete mir eine Zigarette an. Meine Hände zitterten leicht, was ihr nicht verborgen blieb.

»Alles wird gut!«, sagte sie.

Da öffnete sich die Tür.

»Bitte!« Der Besitzer der wulstigen Lippen war fast kahl geschoren. »Wollen Sie hereinkommen?« Seine eng stehenden Augen huschten von mir zu Tanja.

»Ja, ja, natürlich!« Sie fasste mich unter.

Und wir traten ein.

Das Restaurant war voller Gäste, die Kellner flitzten hin und her. Der herbeigeholte Oberkellner war rothaarig, schlaff und geschäftig. Bald nach links, bald nach rechts wechselnd, führte er uns durch den ganzen Saal zu einem kleinen Tisch in der hintersten Ecke an der Wand, entfernte das »Reserviert«-Schildchen, steckte es in die Tasche seines zerknitterten Seidenjacketts und fragte hoffnungsvoll:

»Sekt?«

»Ja!« Tanja nickte.

Der erfreute Oberkellner schnalzte mit den Fingern, doch niemand reagierte, niemand kam herbeigestürzt. Das Lächeln des Oberkellners erlosch, mit Entschuldigung erbittender Verbeugung huschte er zur Seite, um Kellner wegzufangen.

»Ist das das bewusste Restaurant?«, fragte Tanja.

»Ja«, erwiderte ich.

»Von dem du erzählt hast?«

»Ja.«

Sie sah sich um, fasste an die holzgetäfelte Wand, fuhr mit der Hand darüber.

»Wie schnell sie es instand gesetzt haben!«

Ein Kellner kam angewetzt, dann ein zweiter. Jeder trug auf seinem Tablett einen Kübel mit einer Sektflasche: Der Oberkellner hatte ihnen offenbar Beine gemacht. Die Verlegenheitspause dauerte nur einen kurzen Moment, da Tanja gnädig gestattete, beide Flaschen auf dem Tisch zu lassen.

»Ich habe einfach großen Durst!«, erklärte sie und griff nach meiner Hand.

»Alles wird gut!«, wiederholte sie.

»Das habe ich schon gehört«, sagte ich.

»Du scheinst mir nicht zu glauben.« Sie nahm einen Schluck aus ihrem Glas, überlegte und trank es ganz aus.

Ich schenkte ihr nach und wischte mir die Hände an der Serviette ab.

»Doch, ich glaube dir«, sagte ich.

»Das meine ich nicht!«

Allem Anschein nach hatte sie tatsächlich Durst: Sie leerte das zweite Glas, die Gase schlugen ihr in die Nase, sie verzog das Gesicht.

Ich trank auch, aber nur ein wenig. Sie deutete auf ihr Glas und die Flasche, und mir blieb nichts übrig, als wieder einzuschenken.

»Ich meine, dass du mir in Bezug auf diesen Stinker nicht glaubst.«

Ich lachte auf: Was diesen Stinker, Baibikow, anging, so hatte ich keinen Grund, ihr nicht zu glauben.

»Ich habe mit ihm eine eigene Rechnung zu begleichen«, sagte ich.

»Dann glaubst du nicht ...«, setzte sie an.

»Lass gut sein, bitte. Wahrscheinlich habe ich mich in der Wohnungsnummer und im Aufgang geirrt. Vielleicht hatte ich auch deine Telefonnummer nicht richtig notiert. Das alles hat keine Bedeutung. Du bist hier, jetzt bist du bei mir, alles andere ist ohne Belang!«

Sie hob ihr Glas, ich das meine, wir stießen an.

»Auf dich!«, sagte Tanja.

Einer der Kellner trat heran und nahm unsere Bestellung entgegen. Wir aßen, leerten die eine Sektflasche, machten die zweite nieder. Dann brachte der Kellner den Kaffee. Als er schon im Begriff war davonzugehen, bat ich ihn, sich zu mir herab zu beugen.

»Was hast du ihm gesagt?«, wollte Tanja wissen, die dem sich entfernenden Kellner nachsah.

»Etwas zum Nachtschisch bestellt«, antwortete ich.

Wahrscheinlich war ich schon ziemlich betrunken. Der Kellner kam mit einem kleinen Tablett zurück. Darauf lag eine Tafel »Aljodka«-Schokolade.

Tanja erblasste, presste die Fäuste zusammen, richtete sich auf, ihre Jochbeine traten stärker hervor.

»Danke!« Sie stand auf, ihr Stuhl fiel um, die wenigen noch im Restaurant sitzenden Gäste sahen zu uns herüber.

»Warte!« Ich stand ebenfalls auf. »Das ... das war ein Zufall! Ich habe ihn einfach gebeten, Schokolade zu bringen. Keine Importware. Ich wusste nicht, was er bringen würde.«

Sie brach in Tränen aus. Ihre Tränen waren ganz merkwürdig, klein und durchsichtig. Funkelnd rannen sie ihr die Wangen hinunter. Von den Gästen, die Ohrfeigen, Geschrei, Geschimpfe erwartet hatten, wandte sich einer nach dem anderen enttäuscht ab.

»Bring mich nach Hause!«, sagte sie, trat zur Seite, ging zwischen den Tischen hindurch, überquerte die Fläche vor dem kleinen Podium, stieß die Tür zur Halle auf. Sie schwenkte heftig den linken Arm, strich mit der Rechten die ihr in die Augen fallende Haarsträhne zurück. Jetzt entschwand ihre Gestalt. Es war schon tiefe Nacht, und bis zum Treffen mit Bai blieben drei, vier Stunden.

Sie wartete auf mich am Wagen, bewegte fröstelnd die Schultern.

»Warum hat das so lange gedauert?«, fragte sie.

Ich schloss schweigend das Auto auf, setzte mich hinein, öffnete die Tür auf ihrer Seite.

»Warum hat das so lange gedauert?«, wiederholte sie.

»Ich bin ganz durchgefroren. Was für eine kalte Nacht!«

»Ich musste ja noch bezahlen«, erwiderte ich und ließ den Motor an.

Einer der Parkwächter trat heran und beugte sich zum Wagenfenster herunter.

»Gute Nacht!«, sagte er.

Ich reichte ihm einen Schein, und er löste sich wohlwollend in der Dunkelheit auf.

Ich brachte Tanja nach Hause, unterwegs knöpfte mir die Verkehrsmiliz zweimal Bußgeld ab. Das Haus wirkte wie ein riesiges schwarzes Schiff, das aus einer nebligen Bucht ins offene Meer ausläuft.

»Wenn du möchtest, komm mit hoch«, sagte sie, als ich das Auto anhielt.

»Nein«, sagte ich.

»Warum?«, fragte sie verwundert.

»Ich kann nicht. Jetzt kann ich nicht. Morgen. Komm morgen zu mir.«

»Wann?«

»Wann du möchtest. Abends.«

»Abends? Gut. Halb elf bin ich da!«

Die Wagentür schlug zu. Tanja klapperte mit ihren Absätzen über den Asphalt, bog in die Toreinfahrt ein. Hätte ich sie zum letzten Mal gesehen, wäre es besser gewesen.

Nachdem ich noch eine Weile im Auto sitzen geblieben war, fuhr ich ohne Eile nach Hause. Ich duschte erst einmal, bevor ich Kaffee trank. Von dem Kaffee wurden die Kopfschmerzen noch stärker. Ich nahm zwei Sedalgin, löste in einem Trinkglas einen Löffel Soda auf. Unter meinen Fingernägeln waren noch Reste der Emulsion: Ich spitzte ein Streichholz an und säuberte sie mir. Meine Hände zitterten noch mehr, und ein paarmal verletzte ich mir die Haut. Trotz aller Anstrengungen kriegte ich den Trauerrand nicht überall weg. Dann kam langsam, wie widerstrebend, hinter den Dächern die Sonne hervor, um gleich wieder hinter Wolken zu verschwinden.

Vierzehntes Kapitel

Als ich auf Baibikows Hof fuhr, schien die Sonne hell, von Wolken keine Spur. Der Hof war sauber gefegt und mit Wasser besprengt. Es herrschte völlige Stille, eine beunruhigende Stille allerdings – es schien, als ob alle Wecker von einer Minute zur anderen den Hof mit schrillum Klang erfüllen würden, bei dem alle zusammenzuckten. Das Ganze hier trug den Stempel der Abgeschlossenheit, der Endlichkeit, es war durchgestaltet, überprüft. Selbst die Autos auf dem Parkplatz standen nicht nur nach Größe und Klasse, sondern auch nach Farben geordnet – von Rot bis Violett –, als hätte jemand für diese Einteilung gesorgt. Ich war gezwungen, mit dem Abstellen meines Autos auf einem freien Platz zwischen einem hellblauen Volvo und einem dunkelblauen BMW ein störendes Element in die Komposition zu bringen.

Ehe ich jedoch aussteigen konnte, kamen aus Baibikows Aufgang drei Leute gerannt, die eine noch größere Dissonanz verursachten.

Erstens preschte der BMW sofort los – der Fahrer war, wie sich herausstellte, hinter dem verspiegelten Glas nicht zu sehen gewesen und fuhr ihnen entgegen. Zweitens hatten es diese drei sehr eilig. Und vor allem hing einer von ihnen, der in der Mitte, wie ein Sack auf den anderen, setzte seine Beine praktisch überhaupt nicht. Sein schweißglänzendes, von einer Grimasse verzerrtes Gesicht war nach oben gerichtet, als sei er im Begriff aufzuheulen

oder die ersten Zeilen der Hymne zu singen, die jeden Moment im Radio erklingen musste. Zudem hinterließ er auf dem sauberen Asphalt eine dunkle feuchte Spur.

Der BMW bremste neben ihnen, der Kofferraumdeckel wurde vom Fahrer leicht geöffnet. Der Linke stieß den Deckel hoch, der Rechte packte den Mittleren am Hosengürtel und beförderte ihn, Kopf voran, in den Kofferraum. Die Beine des Schweißüberströmten zuckten, er versuchte sie anzuziehen, doch gelang ihm das nur mit Hilfe seiner Freunde: Der Linke hielt die krampfhaft zuckenden Extremitäten fest und zog seine Hand rasch zurück, als der Rechte den Deckel kraftvoll herunterzuklappen begann. Im Nu war der Linke neben dem Fahrer. Der Rechte trat auf die Hintertür zu. Der BMW setzte sich bereits in Bewegung, und er musste loslaufen, dann rennen, im Rennen die Tür öffnen und hineinschlüpfen. Der Fahrer nahm eine scharfe Kurve, die Hintertür klappte von allein zu, der BMW blinkte zum Abschied mit dem Stopplicht und verschwand um die hintere Ecke von Baibikows Haus.

Das waren sie gewesen! Das stand für mich fest. Die, die das von mir Begonnene zum Abschluss gebracht hatten. Die Vollstrecker.

Jetzt war außer mir niemand im Hof. Abgesehen von einer Katze, die leichtfüßig den noch vollen Mülltonnen zustrebte. Jetzt erreichte sie die von dem Schweißüberströmten hinterlassene feuchte Spur, zögerte, machte einen Buckel, setzte über die Spur hinweg, lief weiter.

Das aus dem Schweißüberströmten herausgeflossene Blut war fast schwarz.

Ich ging ins Haus hinein und stieg zu Baibikows Etage hoch. Seine Wohnungstür stand weit offen, im Korridor lag zusammengekrümmt, den von Kugeln durchsiebten

Rücken mir zugewandt, einer seiner Leibwächter. Ich schritt über ihn hinweg, warf einen Blick in die Küche, dann in das kleine Zimmer. Baibikow war nicht zu sehen.

Ich betrat das große Zimmer. In seiner Mitte standen zwei Taschen und ein Diplomatenkoffer mit Zahlenschlössern. Auf dem Tisch trockneten nach wie vor die Essenreste ein, zu der Batterie leerer Flaschen waren noch weitere hinzugekommen, der Geruch des Endlosgelages vermischte sich mit dem dumpfen, mir von dem Massaker im Restaurant bekannten Geruch von Pulver und Blut. Dem Geruch des dahingehenden Lebens.

Ich sah unter dem Tisch nach. Hier lag der zweite Leibwächter, seine Hand mit der Pistole war auf die Tür zum Korridor gerichtet, das von Kugeln verunstaltete Gesicht bewahrte noch den Ausdruck der Konzentration des Schützen, bevor er den vielleicht wichtigsten Schuss seines Lebens abgefeuert hatte. Mir fiel der in den Kofferraum verfrachtete Schweißüberströmte ein: Baibikows zweiter Wachmann hatte immerhin noch einen Schuss abgeben können.

Hinter mir hüstelte jemand. Ich ging in den Korridor zurück, versuchte die nach außen aufgehende Badtür zu öffnen, doch der Schenkel des am Boden liegenden Leibwächters war im Wege, ich musste erst einmal seinen großen feuchten Körper wegschieben.

Baibikow fand ich auf dem Fußboden, zwischen dem Waschbecken und der Waschmaschine, der gleichen, die auch mein Vater besessen hatte. Er saß da, als studiere er, was »Philips« über die Höchstqualität seiner Haushaltsgeräte mitzuteilen hatte. Er richtete den Blick auf mich und lächelte schief.

»In Bauch und Brust«, ließ er mich wissen. »Zum Kopfschuss sind sie nicht gekommen.«

Das Lächeln erlosch, er musste husten. Aus seinem Mund rollte eine große rote Kugel, kullerte abwärts, zerplatzte auf dem gefliesten Fußboden, nahm die Umrisse eines zerquetschten Frosches an.

»Scheiße«, flüsterte er, den roten Klecks betrachtend.
»Komm näher ...«

Ich beugte mich über ihn.

»Nicht totgeköriegt!« Bai strengte sich an, völlig ruhig zu erscheinen. »Wenn ich mich berappele, identifiziere ich die ...« Er nahm die Hand vom Unterleib, ein kleiner flacher Zylinder – ein Schächtelchen für Mikrofilme – lag auf seinem Handteller.

Diese Bewegung hatte Bai anscheinend den letzten Rest von Kraft gekostet. Eine nach der anderen rollten rote Kugeln aus seinem Mund, sein Gesicht wurde aschfahl, sein Kopf kippte zur Seite und schlug dumpf gegen die Waschmaschine.

Ich griff mir das Schächtelchen, steckte es in die Tasche und wandte mich zur Tür: Nach einer zweiten Begegnung mit den OMONern stand mir ganz und gar nicht der Sinn, und um mir keinen unnötigen Ärger einzuhandeln, beschloss ich, bis der Auflauf angesichts der Ermordung eines Duma-Abgeordneten nachließ, einen Spaziergang zu machen.

Natürlich hätte ich einen anderen, geeigneteren Ort finden können, um Baibikow wegzuschaben. Nicht nur, weil Bai ein Mann der Landespolitik war – auf die hatte ich schon immer gepfiffen! –, sondern zumindest deswegen, weil uns beide lange Jahre der Bekanntschaft verbanden, einer Freundschaft, die freilich nach Lisas Tod in die Brüche gegangen war, aber alte Freunde bleiben für immer Freunde, selbst wenn sie zu Todfeinden geworden

sind. Selbst wenn man sich nicht mehr sieht, selbst wenn man vergisst, dass es sie gibt, bleiben sie doch existent, irgendwo nicht weit entfernt, als eine Art zweites Ich, man wird sie nicht los.

Natürlich hätte es sich gehört, für einen alten Freund nach einem würdigeren Ort zu suchen, aber es ergab sich nun einmal so, dass ich Bai auf der Toilette des Restaurants wegkratzte, ihn mit dem beseitigte, was mir gerade zur Verfügung stand – meinen Fingernägeln. Hätte ich doch mehr Zeit gehabt, die Möglichkeit, mir die Sache zu überlegen, mich sorgfältiger vorzubereiten!

Nein, ich gehorchte einem Impuls.

Zunächst widersetzte sich das Negativ, wollte nicht nachgeben. Ich stand in der Kabine und dachte, dass Tanja jeden Augenblick die Geduld verlieren, dass sie ein Auto anhalten, die Parkwächter bitten konnte, ihr eins zu besorgen. Ich beeilte mich. Unklar, wozu, aber ich knöpfte auch noch die Hosen auf und tat für mich so, als habe ich vor, in das niedrige, wie breittpfotige und dazu noch hellblaue Becken zu urinieren. Ich vermied es, das Negativ zu betrachten. Meine Fingernägel glitten indessen immer wieder ab. Ich bespichelte meine Fingerspitzen. Wie ein Falschspieler, der seinen Haupttrick vorbereitet, behauchte ich sie. Das Negativ fiel auf den verdreckten Fußboden. Ich musste mein Ekelgefühl überwinden, um es aufzuheben. Es war feucht geworden, und das erleichterte mir meine Aufgabe. Ich kratzte darüber, und die Emulsion gab nach.

Hinter mir, hinter der geschlossenen Kabinentür, nahm das gewöhnliche Leben dieses Ortes seinen Lauf. Jemand wusch sich die Hände, ein anderer leerte, vor Behagen ächzend – im Restaurant wurden wie in früheren Zeiten gutes Bier und diverse Meeresdelikatessen verkauft

–, seine Harnblase. Ich tilgte unterdessen die ganze Baibikow'sche Gestalt. Dann knöpfte ich mir die Hosen zu, steckte das Negativ ein, ertastete, nach wie vor mit dem Rücken zur Tür stehend, den Riegel, öffnete die Tür, stieß sie auf und verließ die Kabine.

»Nein, dieses Volk bei uns!«, sagte der, der sich wonnevoll am Pissoir erleichterte, zu dem am Waschbecken Stehenden. »Zu bequem, die Spülung zu betätigen!«

»Wahrhaftig!« Der am Waschbecken spuckte kräftig aus und sah mich im Spiegel an. »Diese neuen Russen!«

Die beiden dachten bestimmt, dass mein verlegenes Lächeln das Lächeln eines ungehobelten Neureichen war. Schwachköpfe!

Was ich machte, solange die Fachleute den Ort des Verbrechens in Augenschein nahmen, die Zeugen befragt und die Leichen hinausgetragen wurden, solange die Sergeanten die Neugierigen bremsten und die Journalisten dem am Ort des Geschehens eingetroffenen Chef der hauptstädtischen Miliz verfängliche Fragen zu stellen versuchten?

In einer Imbissstube ließ ich mir das Frühstück schmecken. Von den hier angebotenen Molkereiprodukten – ich probierte mehrere Joghurtsorten durch – noch nicht satt, fuhr ich ein paar Haltestellen mit dem Obus und betrat eine Pizzeria, die gerade aufgemacht hatte. Hier war ich der einzige, dafür allerdings ein sehr gefräßiger Gast.

Nach Verlassen der Pizzeria bestieg ich wieder den Obus, fuhr in Richtung Zentrum, stieg aus und ging um die Baustelle auf dem Poklonnaja-Berg herum. Die Arbeiter begannen erst ihr Tagewerk, und mir fiel auf, dass sie keinen übermäßigen Elan erkennen ließen. Dann hielt ich ein Taxi an und ließ mich ans andere Ende der Stadt

fahren zu einem großen Warenhaus, in dem ich eine Reisetasche kaufte, die mir besonders gut gefiel. Die Tasche, aus Leder und sehr teuer, brauchte ich absolut nicht, doch als ich bezahlte, empfand ich große Befriedigung.

Die Umgebung war etwas verschwommen, betrachtet wie durch ein Objektiv mit aufgeschraubtem einfachem Filter und auf dessen Ränder aufgetragener dünner Vaseline-schicht. Scharf sah ich nur, was direkt vor mir lag. Seitlich nahm ich überhaupt nichts wahr.

In dem Warenhaus kaufte ich mir noch eine ebenfalls sehr teure Sonnenbrille. Die Tasche über die Schulter gehängt, die Brille auf der Nase, suchte ich einen Friseursalon auf, wo ich rasiert werden wollte.

»Wir rasieren nicht«, sagte mir die Friseurin, die Krampfadern an den Beinen hatte. »Aids! Alle haben Angst!«

»Ich habe keine Angst!«, parierte ich, doch sie bot mir statt der Rasur Haarschneiden an.

Dem stimmte ich sofort zu. Ich bekam mit einem arg stinkenden Shampoo den Kopf gewaschen, in einer langen, sehr langen Prozedur die Haare geschnitten, sodann die Kopfhaut massiert und die Haare geföhnt. Sogar Gel wurde hineingeschmiert, und ich gewann ein völlig albern Aussehen.

»Sie können ganz unbesorgt sein!«, beruhigte mich die Friseurin. »Das ist jetzt modern so. Die Frauen mögen das.«

»Sind Sie sicher?«, fragte ich.

»Ja.« Sie riss das Tuch von meinen Schultern, blies mir hinter den Kragen, dass ich eine Gänsehaut bekam. »Das war's! Rasieren können Sie sich zu Hause!«

Frisch frisiert, ging ich in das Warenhaus zurück, wählte mir einen neuen Trockenrasierer aus und wollte schon

bezahlen, als sich herausstellte, dass mir das Geld ausgegangen war. Ich sah auf die Uhr: Die Leichen mussten inzwischen weggeschafft sein und die Ermittler den Ort des Verbrechens verlassen haben, um mit der Auswertung der ersten Untersuchungsergebnisse zu beginnen. Mein Geld lag im Auto im Handschuhfach, was ich bei mir hatte, reichte nur, um hinzukommen. Ich hielt ein Taxi an und fuhr los.

Der Fahrer war entweder Kokainschnupfer oder Allergiker. Er schniefte und wischte sich dauernd mit dem Handrücken die Nase. Je mehr wir uns der von mir verschwommen angegebenen Adresse näherten, desto größer wurde die Begier des Fahrers, zu zeigen, dass er im Bilde war. Endlich konnte er nicht länger an sich halten.

»Ich habe gehört«, sagte er mit einem besonders starken Schniefer, »dass ein Kandidat abgeknallt worden ist.«

»Was für ein Kandidat?« Ich hatte nicht vermutet, das Bai noch irgendwelche weitergehenden Karriereambitionen hatte.

»Ein Präsidentschaftskandidat!« Der Fahrer spuckte zum Fenster hinaus. »Heute früh.«

»Hatte er denn die Absicht zu kandidieren?«, fragte ich, obwohl, solange Baibikows Name nicht gefallen war, mein Informiertsein, dessen war ich mir bewusst, verdächtig erscheinen konnte.

»Natürlich!« Auf Details ließ sich der Fahrer nicht ein. »Und ob! Einer der Hauptkandidaten! Da säubert jemand das Terrain! Affenärsche, die!«

Er sah mich an. Er wartete auf meine Erwiderung.

»Affenärsche!«, pflichtete ich bei.

Ein paar Straßen vor Baibikows Haus stieg ich aus und fuhr in einem überfüllten Obus weiter. Im Hof stand ein Milizfahrzeug, am Eingang drängten sich immer noch

Leute. Ich setzte mich in mein Auto und verließ ungehindert den Parkplatz. Niemand sah zu mir herüber, niemand wollte etwas von mir. Die Sonnenbrille saß fest auf meiner Nase. Die Tasche verströmte angenehmen Ledergeruch.

Der kahlköpfige Ermittler Sascha saß mit einer Zeitung auf der Bank in der Grünanlage. Ich stellte das Auto ab, stieg die Vortreppe hinauf und bemerkte mit einem Blick aus den Augenwinkeln, wie Sascha die Zeitung zusammenrollte und, sich damit gegen das Bein klopfend, ohne Eile von der Bank zur Vortreppe geschlendert kam. Er ließ mir Zeit, die Tür zu öffnen, und hustelte dann. Ich wandte mich um und tat verwundert:

»Grüß dich! Wo kommst du denn her?«

Er betrachtete mich von unten herauf und schwieg.

»Willst du mit rein?« Ich wies mit dem Kopf auf die Tür zum Studio.

»Wenn du gestattest.«

»Komm rein!«, sagte ich und trat als Erster ein.

Er schloss die Tür hinter sich, ging, sich weiter mit der Zeitung gegen das Bein klopfend, zum Arbeitstisch, schob den Sessel zurück und setzte sich hin.

»Neue Schlösser? Gitter?« Er warf die Zeitung auf den Tisch. »Das ist richtig. Wird bloß nichts nützen.«

»So?!« Ich nahm die Sonnenbrille ab und setzte mich ihm gegenüber. »Was willst du von mir? Schieß los.«

Er zuckte die Achseln, zog eine Zigarettenschachtel aus der Tasche, hielt sie mir hin, steckte sie wieder ein.

»Hattest du nie den Wunsch, die Welt zu regieren?«, fragte er so, als betreffe seine Frage eine Belanglosigkeit. »Zu herrschen, über andere zu bestimmen. Auf dem Thron zu sitzen, während unten Minister, Generäle, Ban-

kiers herumwuseln. Ich hatte diesen Wunsch. Was hätte ich doch für Böcke geschossen, wie viel Blödsinn angestellt!«

Er verstummte, beugte sich vor, berührte vorsichtig die auf dem Tisch liegenden Fotos Baibikows.

»Diesen Wunsch hatte ich«, erwiderte ich, »natürlich! Und auch jetzt habe ich ihn. Besonders wenn mich Schlaflosigkeit quält. Ja, und?«

»Um die Welt zu regieren, muss man einräumen können, dass das Unmögliche existiert«, sagte er, als hätte er meine Worte nicht gehört. »Diese Annahme genügt, dass du dich allen anderen gleich einen Kopf voraus fühlst. Dann fragt man dich – wie bist du draufgekommen? Du bist klug, nicht wahr? Nein, antwortest du, ich bin nicht klug, ich bin der größte Idiot, ich mag bloß Märchen, ich lese sie immer wieder aufs Neue. Klug ist, wer handelt, statt sich in Annahmen zu gefallen. Wem alles gelingt. Was ich dagegen auch anpacke – alles geht schief.«

Ich betrachtete ihn mit prüfenden Blicken. Er trug immer noch dasselbe Hemd, denselben Anzug. Seine die Glatze einrahmenden Haare standen zu Berge, um die Augen hatte er blaue Ringe.

»Was guckst du so?« Er fletschte die Zähne. »Verstehst du nicht, worauf ich hinauswill? Du verstehst es schon! Magst es bloß nicht zugeben. Aber du hast nichts zu befürchten. Mir wird ja niemand glauben. Der Staatsanwalt wird den Rettungsdienst zu Hilfe holen, ich werde in die Zwangsjacke gesteckt – und ab!« Mit einer schnellen Bewegung wischte er sich über die Lippen, entfernte den Speichel, der sich in den Mundwinkein angesammelt hatte. »Außerdem habe ich ausgespielt. Vom Dienst suspendiert haben sie mich, morgen, übermorgen werden sie mich ganz rausschmeißen.«

Nein, er war nicht betrunken, machte jedoch den Eindruck, als hätte er seit seinem Verschwinden aus der Wohnung meines Vaters den ganzen Tag gesoffen.

»Auch du, Miller, hast übrigens ausgespielt. Weißt du, warum? Soll ich es sagen?« Er holte wieder seine Schachtel heraus, steckte sich eine Zigarette in den Mundwinkel.

»Sag's.« Ich gab ihm Feuer.

»Es gibt da einige Dokumente.« Er machte ein paar rasche Züge, musste husten und wischte sich die Tränen weg, während er fortfuhr:

»Öde, schrecklich öde Dokumente. Aber wenn sie jemand in die Finger kriegt, der herausfindet ...«

»Was für Dokumente?«

»Oh! Es hat geklickt! Ich will's dir sagen. Lass mir nur Zeit. Nachweise, Ein- und Auszahlungsscheine, Kopien von Kontoauszügen. Ein einfacher, harmloser Mensch wischt sich damit den Hintern, ein anderer dagegen, der komplizierter strukturiert, gewitzter ist, wird sie lesen. Lesen und erkennen – er hat eine Waffe in der Hand. Eine schreckliche Waffe. Schrecklich in erster Linie dadurch, dass sie ihn selbst in Schwulitäten bringen kann. Ehe er dazu kommt, sich ihrer zu bedienen. Verstehst du?« Er sah sich nach einem Aschenbecher um, und da er keinen entdeckte, drückte er seine Kippe auf einem Foto Baibikows aus.

»Nein«, sagte ich.

»Richtig«, er nickte billigend, »so musst du antworten. Wer dich auch fragt, wohin man dich auch bestellt, halte daran fest: Ich weiß nichts, habe keine Dokumente gesehen, und wo sie abgeblieben sind, weiß ich natürlich erst recht nicht. Aber« – er zog noch eine Zigarette aus der Schachtel heraus – »der Haken ist, dass man dich nirgendwohin bestellen wird. Sie werden selbst zu dir

kommen. Und dich windelweich dreschen, dass du vergisst, wie du heißt. Dir deine Eier an die Ohren hängen. Und du wirst alles sagen. Und die schönen Dokumente rausrücken. Aber ...!«

Mit einem Wink bat er um Feuer. Ich warf ihm mein Feuerzeug hin, und er zündete sich mit gekränkt vorgeschobener Unterlippe seine Zigarette an.

»Aber es wird schon zu spät sein«, fuhr er fort und gab mir das Feuerzeug zurück. »Selbst wenn du die Dokumente hergibst, bist du geliefert. Peng – und aus! Verstehst du?«

»Nein«, sagte ich.

»Kannst du noch was anderes sagen, du Dämel?! Nein, nein, nein, nein! Wie ein Papagei!« Er brannte mit seiner Zigarette in ein zweites Foto Baibikows ein Loch. »Man will dir helfen, und du ...!«

»Ich brauche keine Hilfe«, sagte ich. »Ich helfe mir selbst!«

»So siehst du aus! Von wegen!«

Er lehnte sich auf dem Stuhl zurück. Es war klar, dass dieser Mann einen Entschluss gefasst hatte.

»Heute, nachdem in der Frühe Herr Maxim Baibikow umgelegt worden ist, hat eine neue Ära begonnen«, sagte er. »Die Ära der neuen Leute. Nicht deswegen, weil unser-eins als Bulle in die Pfanne gehauen worden ist. Nicht deswegen, weil sie mich, meinen Chef und den Chef meines Chefs zum Teufel gejagt haben. Wie auch den Staatsanwalt. Sondern deswegen, weil es jetzt niemanden mehr interessiert, wer Herrn Baibikow umgelegt hat. Niemanden! Übrigens – könntest mir ein Käffchen anbieten!«

Ich stand auf und ging in die Küche. Er kam mir nach. Während ich die Kochplatte einschaltete, Kaffee in das

türkische Kaffeegefäß füllte und ihn brühte, schwieg er. Auch ich schwieg – ich versuchte zu begreifen, was er wohl von mir wollte, wozu er hergekommen war, ging alle möglichen Varianten durch. Doch ich hatte den Glatzkopf unterschätzt.

»Die Killer sind nicht unbemerkt entkommen«, sagte er, während er beobachtete, wie das Wasser zu sieden begann. »Ihren Verletzten haben sie erschossen und sich seiner am Badajew-Werk entledigt, doch schon im Hof sind sie von mindestens sechs Leuten gesehen worden. Auch von dir natürlich. Ja, ja! Dein Auto stand dort, in dem Hof, dich hat man auch gesehen, wie du gerade in dem Moment dort eingetroffen bist, als die Killer das Haus verließen. Die Nachricht, dass ich vom Dienst suspendiert werde, kam, als ich im Begriff war, dich, mein Freund, vorzuladen. Jetzt kann ich auf alles pfeifen, die Zeugen habe ich vernommen, in dem Bericht, den ich meinem Nachfolger hinterlassen habe, steht von dir kein Wort. Keine Bange! Du hast Zeit.«

Ich füllte den Kaffee in die Tassen.

»Danke!«, sagte er, nahm einen Schluck und verbrannte sich dabei. »Schon lange habe ich keinen guten Kaffee mehr getrunken! Na schön. Machen wir weiter! Als Zeuge wird man sich also nicht an dich halten. Als Mörder auch nicht.« Er steckte die Hand in seine Jackettasche und holte das bewusste Negativ heraus. »Erkennst du ihn? Er ist das, ja? Aber wie gesagt, mir wird niemand glauben. Ist dir aus der Jackentasche gefallen, als du deinem Kindheitsfreund die Augen geschlossen hast. Was für eine tragische Minute! Die Freunde werden sich nicht wiedersehen ...«

Ich schlug ihm auf die Hand, die Tasse fiel auf den Fußboden, der herausgeschwappte Kaffee hinterließ auf seinem Jackett einen braunen Fleck.

»Was willst du von mir, du Mistker?!«, brüllte ich. »Wozu bist du hergekommen, he?!« Und versuchte ihn am Kragen zu packen.

Das war ein Fehler. Der nicht eben große, schlanke Sascha fing meine Hand mühelos ab, duckte sich, verpasste mir einen Leberhaken, wobei er mir den Arm verrenkte und ein Bein stellte.

Ich krachte auf den Fußboden, während er nach einem Hocker griff, zwischen dessen Beinen ich zu liegen kam, setzte sich darauf und presste mir die Absätze seiner Schuhe schmerzhaft auf die Hände.

»Die Reinigung bezahlst du mir!«, drohte er und langte sich vom Küchentisch meine Kaffeetasche.

Ich war wie betäubt und praktisch bewegungsunfähig, wie ich feststellen musste. Der kahlköpfige Sascha betrachtete mich gespannt wie einen exotischen Käfer, der, aufgespießt, sein Leben aushaucht.

»Also folgendermaßen«, sagte er, »du übergibst mir die Dokumente. Was ich mit ihnen mache, wird sich finden. Baibikow ist ausgeschaltet. Ausgezeichnet! Jetzt heißt es die ausschalten, die ihn haben umbringen lassen. Wo sind die Papiere?«

»Weiß ich nicht!«

»Habe ich nicht verstanden!« Er drückte seine Absätze stärker auf meine Hände.

»Tut doch weh!«, stöhnte ich.

»Es wird noch mehr weh tun«, versprach er. »Rückst du die Papiere raus, siehst du mich nie wieder. Stellst du dich bockbeinig, mache ich dich fertig. Ich mache dich so

fertig, dass du mich dein Lebtag nicht vergisst! Einen Espenpfehl treib ich dir in die Kiemen!«

Dass das Negativ in dem Moment aus meiner Jackentasche gefallen war, als ich mich über Baibikow beugte, hatte etwas von tragischer Vorbestimmung. Warum war ich es nicht losgeworden, hatte ich es nicht beizeiten weg geworfen? Jetzt weiß ich es: weil ich vorhatte, meine Arbeit wieder aufzunehmen, weil ich ein neues Archiv aufbauen wollte, aber kein Archiv zufälliger Opfer mehr, sondern bewusst ausgewählter.

In mir hatte sich ein nagendes Gefühl geregt, von dem ich mich verleiten ließ.

Der Umgebung fehlte es in der Tat an Schärfe, einige Details waren nicht richtig durchgezeichnet. Doch nicht hier schien mein Eingreifen geboten, nicht bei den Details. Was mich reizte, waren Personen, aus dem Hintergrund heraustretende Gestalten. Das war kein Zeichen von Schwäche. Ist es denn Schwäche, wenn man einer Gabe wie der meinen folgt? Im Gegenteil! Eine heroische Handlungsweise ist das! Einem gewöhnlichen Menschen wird nie eine derartige Gabe zuteilwerden, ein gewöhnlicher Mensch kennt nur ihm gemäße Begabungen wie einen Fernsehapparat reparieren oder einen Kartentrick vorführen. Außerdem bedeutet das auch noch, Verantwortung zu übernehmen: unter Millionen einen auszuwählen, unfehlbar auszuwählen, so, dass die Übrigen nur danke sagen können. Und dazu gehört Bescheidenheit: stets im Schatten, unbekannt zu bleiben.

Die Dämmerung brach bereits an, als ich mich entschloss. Ja, es wurde langsam dunkel, aber bis Tatjana kam, blieb noch viel Zeit.

Ich schloss mich im Labor ein und schaltete das Rotlicht ein. Die Fotopapierblätter, auf denen Sascha mich Kontaktabzüge des Mikrofilms zu machen veranlasst hatte, lagen eingerollt und verzogen auf dem Fußboden. Sie waren blassschwarz: Sascha hatte mich daran gehindert, ein Fixierbad zu verwenden, er wollte sich lediglich vergewissern, dass ihm in die Hände gefallen war, was er brauchte.

Obwohl es in meiner Kehle schon kratzte, steckte ich mir eine Zigarette an und hob eines der Blätter auf. Darauf war natürlich nichts richtig zu erkennen, aber jetzt wusste ich, was für Dokumente Baibikow seine zwei Kugeln eingebracht hatten, weswegen die ganzen blutigen Auseinandersetzungen entbrannt waren. Mit diesen Dokumenten konnte man gutes Geld verdienen, sich ein gutes Auskommen für den Rest seines Lebens sichern. Und seine Kinder und Enkel und die Enkel der Enkel gleich mit versorgen.

Es handelte sich um Kontonummern der ausländischen Banken, bei denen Parteigelder deponiert waren, Bescheinigungen über Vermögensübertragungen, Dokumente über Firmen, in denen Parteigelder gewaschen wurden, Berichte über die Ausbildung von Kämpfern. Deren Anführer, die unter Fahnen mit dem Hakenkreuz oder mit Runen drauf thronten und Ordnung zu schaffen und mit der Überfremdung Schluss zu machen versprachen, ahnten wohl kaum, dass ihre Trupps aus der alten Parteikasse finanziert wurden und für das Inganghalten dieser ganzen Maschinerie ehemalige Staatssicherheitsleute sorgten – ihre wahre Führung. Söhne ehemaliger Kollegen meines Vaters.

»Hast du kapiert?!«, schrie Sascha triumphierend, als auf dem Fotopapier Zahlenkolonnen, Namen und Adres-

sen sichtbar wurden, stockte jedoch und warf mir einen schrägen Blick zu.

»Habe ich.« Ich nickte.

»Und du wolltest nicht! Wir treten damit ein Ding los! Du musst vor allem auf mich hören! Hör auf mich, und alles wird bestens sein!«

Er fischte aus dem Entwickler ein Blatt und hielt es ins Rotlicht. Seine Brauen krochen erstaunt nach oben, der Mund öffnete sich.

»Was ist da noch?«, fragte ich.

Er schluckte krampfhaft, zerriss schnell das Blatt und warf die Schnipsel auf den Fußboden.

»Mach dein Bündchen zu!«, rief er. »Schalt das Licht an! Lass mich raus! Ich fahre los!« Er nahm den Mikrofilm aus dem Vergrößerungsapparat und begann ihn zusammenzurollen.

»Was ist da drauf?«, fragte ich wieder.

»Da ist von dem Schwein die Rede, dem ich meine Abservierung verdanke. Ich werde ihn vernichten, einen nasen Fleck mache ich aus ihm, ich ...« Die Stimme versagte ihm im Gefühlsüberschwang. »Schluss! Aus!«

Ich schaltete das Licht an. Seine Augen brannten, seine Wangen färbte fieberhafte Röte.

»Du bleibst hier. Ich bin bald wieder da. Und bringe ein paar Aufnahmen mit. Arbeit für uns beide. Denk dran – wenn du dein Studio verlässt, bist du geliefert. Keine zwei Schritte weit kommst du. Schließ alles ab. Und verhalt dich still!«

»Du hast versprochen, wenn ich die Dokumente rausrücke, lässt du mich in Ruhe«, sagte ich.

»Hör mal« – er packte mit eisernem Griff meine Schulter, zog mich zu sich heran und hauchte mir seinen fauligen Atem ins Gesicht –, »spiel nicht die Unschuld vom

Lande. Ich habe begriffen, wer du bist. Das haben auch andere begriffen. Du hast für sie gearbeitet. Sie werden dich nicht am Leben lassen. Mir aber kannst du vertrauen. Unser Zusammenhalt wird so fest sein wie bei siamesischen Zwillingen. Verlass dich auf mich! In einer Stunde bin ich zurück. Abgemacht?«

Ich hatte keine andere Wahl, als zuzustimmen.

Es verging eine Stunde, eine zweite. Ich verhielt mich still, ging nicht an die Fenster. Das Telefon schwieg. Dann wurde es dunkel.

Ich wusste eigentlich schon, wen ich auswählen, von wessen Foto ich das erste Negativ herstellen würde. Als ich die Dunkelkammer betrat, lag es bereits auf dem Arbeitstisch, in der Hand hielt ich den belichteten Film: sechsunddreißig Aufnahmen, ich wollte sechsunddreißig Negative herstellen, jedes Bild und jedes Negativ wollte ich mir einzeln vornehmen. Ich wollte ganz sichergehen.

Als ich meine Arbeit beendete, war es endgültig dunkel geworden. Bald musste Tanja hier sein. Der Glatzkopf rief nicht an und kam nicht. Ich überlegte, dass er sich jetzt irgendwo bei hochgestellten Persönlichkeiten aufhielt, dass er entlarvte, bloßstellte, anprangerte. Ich verspürte Hunger und briet mir Spiegeleier, bekam jedoch keinen Bissen herunter.

Kulagin löst die Handschelle von Tanjas Hand, macht seine eigene frei und reibt sich theatralisch – seht mal, wie das gedrückt hat! – das Handgelenk. Vitjascha steht neben mir, seine Lederjacke ist aufgeknöpft, darunter ist Riemenzeug mit einem Halfter zu sehen. Er riecht nach Kölnischwasser und schweißiger, lange nicht gewaschener Haut. Vitjaschas beim Rasieren abgeschnittene Pickel unter dem Kinn liegen himbeerfarben zwischen Bartstop-

peln verstreut. Er ist sehr zufrieden mit sich und beobachtet mit süffisantem Lächeln, wie Kulagin Tanja mir gegenüber setzt. Sie blickt zur Seite und sieht die Ergebnisse meiner letzten Retuscheurarbeit. Das ganze Foto kann sie nicht sehen, aber ihre Augen verraten mir: Sie hat mein Selbstporträt erkannt. Kein Muskel in ihrem Gesicht regt sich, ihre Lippen sind nach wie vor fest zusammengepresst, doch die Wangen röten sich leicht. Und die Pupillen verengen sich. Sie hat alles begriffen.

»Du solltest sie sich noch küssen lassen!«, sagt Vitjascha grinsend.

»Langsam, langsam«, erwidert Kulagin und stellt sich wie der Schiedsrichter bei einem Schachmatch an die Seite des Tisches: Gleich wird er die Uhr in Gang setzen.

»Nun, Genosse«, sagt Kulagin, »bald bricht deine Sternstunde an. Mach dich bereit!«

»Er ist ja schon bereit!« Vitjascha lacht wiehernd, steckt seine Hand in die Jackentasche, holt einen Flachmann heraus, schraubt den Deckel ab, wirft den Kopf zurück und nimmt einen geräuschvollen Schluck. »Ja, ist er!« Er rülpst, er fühlt sich sehr wohl. »Bloß noch die Hosen wechseln, und alles ist in bester Ordnung.«

»Vitjascha«, tadelt Kulagin den Breitschultrigen, »hier ist eine Dame!«

»Des öffentlichen Dienstes?« Vitjascha wiehert wieder.

Ich springe auf, aber Vitjascha, der durchtrainierte Mistkerl, stößt mir spielerisch seinen Ellbogen in den Leib. Ich schnappe nach Luft. Vitjascha grapscht mit schweißiger Hand nach meinem Gesicht und zwingt mich auf den Stuhl zurück. Vor Abscheu und Erniedrigung bin ich nahe daran loszuheulen, ich lasse den Kopf

hängen und vermeide es, Tanja meine Augen sehen zu lassen.

Vitjascha klatscht mir auch noch seine Hand ins Genick, als erschlage er eine Mücke. Von diesem Schlag fliegt mir fast der Kopf von den Schultern.

»Sachte, sachte!«, meint Kulagin lächelnd. »Wenn der Chef kommt, sagt er, was zu tun ist. Nicht den Bogen überspannen, Vitjascha!«

»Tu ich ja nicht.« Vitjascha schraubt den Deckel auf seinen Flachmann und steckt ihn wieder ein. »War bloß ein Klaps. Damit er's spürt!«

»Er spürt schon alles!«, sagt Kulagin.

Seine Hand legt sich auf meine Metallkugel, er beginnt sie über die Tischplatte zu rollen. Hinter der Kugel schlängelt sich eine Spur durch den Staub. Ich bin sehr bedrückt. Nie hätte ich gedacht, dass alles so enden würde. Alles, nur nicht das. Deshalb rinnen mir nun doch Tränen die Nasenflügel hinab, eine nach der anderen tropfen sie auf den Fußboden.

Vitjascha brummt etwas, Kulagin lässt die Kugel in Ruhe, tritt zu mir heran und hockt sich hin.

»Genosse! Was ist mit dir? Machst du schlapp? Reiß dich zusammen! Du musst auf dich Acht geben! Du willst doch nicht so enden wie dein Papachen? Oder?«

Die Kugel setzt ihre Bewegung über den Tisch fort, kommt mir näher und näher. Jetzt berührt sie die Obstschale und ändert leicht ihre Bahn. Vitjascha hält die Kugel an, dann lässt er sie weiterrollen.

»Ich hatte die ganze Zeit ein Auge auf dich, ich habe auch dein Papachen ausfindig gemacht. Und keiner wollte mir glauben! Dieses Kätzchen, das habe ich ebenfalls ausfindig gemacht.« Kulagin deutet mit dem Kopf auf

Tanja. »Du hast doch Gefallen an ihr gefunden, nicht wahr, Genosse?«

Die Kugel rollt dicht am Tischrand entlang, gleich wird sie herunterfallen. Rein instinktiv strecke ich meine Hand aus, fange die Kugel auf – sie ist sehr schwer und kalt – und werfe sie leicht hoch. Vitjascha dreht sich weg, zieht ächzend seinen Gürtel zurecht, kratzt sich, schnauft vor Vergnügen.

»Na, hast du Gefallen an ihr gefunden?«, wiederholt Kulagin. »Ich will sie auch mal ausprobieren. Als Organisator dieser ganzen großartigen Operation. Aber nur mit deiner Genehmigung, natürlich nur mit deiner Genehmigung!« Er hebt ergeben seine Hände hoch, ich aber hole kurz aus und donnere ihm die Kugel mitten auf die Stirn.

Kulagin fällt auf den Rücken. Tanja kreischt auf, ich schnelle hoch und wende mich Vitjascha zu. Der steht schon mit dem Gesicht zu mir, hat jedoch keine Hand frei – mit der einen hält er die Hosen fest, die andere steckt hinterm Hosenbund. Sein Gesicht bewahrt den Ausdruck von Seligkeit, aus irgendeinem Grund fängt er auch noch an zu lächeln, als plötzlich ein Stuhl auf seinen Kopf niedersaust: Tanja, immer noch kreischend, ist mit vor Anstrengung hochrotem Gesicht in Aktion getreten.

Jahrelang hatte ich davon geträumt, einen Überraschungscoup gegen Baibikow zu landen, ihn ins Garn zu locken und zu erniedrigen. Ich träumte fast jede Nacht von ihm, und mir war, als müsste er jeden Augenblick aus dem Traum heraustreten, und dann würde es ihm schlecht ergehen. Ich glaubte daran, dass sich mir früher oder später diese Gelegenheit bieten würde. Sie bot sich mir auch, doch stellte sich heraus, dass das, was ich getan

hatte, keine Rache für mich selbst und auch nicht für Tanja war. Der Widerstreit, in dem ich gelebt hatte, erwies sich als sekundär. Ich hatte jemandem als Werkzeug gedient, war benutzt worden.

Alina, kaum dass sie in meinem Studio aufgekreuzt war, hatte mit klugen Reden auf mich Eindruck machen wollen und gesagt, dass alle benutzt würden, das sei nun mal so. Das war ihr Köder gewesen. Sie dachte, ich beiße darauf an, auf ihre billigen Überlegungen über die Launen des menschlichen Schicksals.

Wirklich benutzt werden indessen nur die, bei denen es etwas zu benutzen gibt. Bei mir war das der Fall. Alinas glatter Hintern, der verführerische Glanz ihrer Augen, ihr üppiger Busen hatten danach verlangt, benutzt zu werden: In fünf, sechs Jahren wäre von ihren Reizen nichts übrig geblieben. Übrig geblieben wären allein Langeweile und überflüssiges Herumphilosophieren. Meine Gabe hingegen war von Ewigkeit.

Mir war klar, dass mir nur sehr wenig Zeit blieb. Und deshalb kümmerte mich der betäubte Vitjascha ebenso wenig wie der verblutende Kulagin. Ich sah Tanja an, und sie begriff alles, ließ den Stuhl los, nahm das im Retuschiergerät liegende Foto und drehte es um. Sie schrie auf und stürzte zu mir.

Ich war – und bin immer noch – frappiert über meine Selbstbeherrschung. Ich umarmte sie nur und versuchte sie zu beruhigen.

»Weshalb das?!«, fragte sie. Ich zuckte nur die Schultern.

Der Ausruf »Also, gerade wie die Turteltauben!« holt uns in die Wirklichkeit zurück.

Wir drehen uns beide nach der Stimme um. In meinem Studio stehen neue, ebenfalls ungeladene Besucher. Sie sind zu zweit – eine Art neuer Vitjascha, nur noch kräftiger gebaut, und ein Mann in einem exquisiten, perfekt sitzenden Anzug. Seine Gesichtszüge erinnern mich dunkel an jemanden. Ich starre ihn an, er lacht herzlich, geht zum Tisch, hebt einen Stuhl an, setzt sich darauf, schlägt die Beine übereinander. Er ist exzellent frisiert, jedes Härchen wie einzeln gekämmt, Haut und Hände sind gepflegt. Er sitzt auf dem Stuhl und hört nicht auf zu lachen.

»Grüß dich, Genka!«, sagt er, und ich erkenne Wolochow.

»Hast mich wohl nicht erwartet? Entschuldige, dass ich ungebeten komme, aber dafür habe ich vorhin einen Bekannten von dir getroffen.«

Er holt aus seiner Tasche ein Schächtelchen mit Mikrofilmen. Ich betrachte ihn wie verhext.

»Und weißt du«, sagt Wolochow, »dein Bekannter hat sich störrisch gezeigt. Er wollte nicht hergeben, was nicht ihm gehörte. Nuschelte etwas, drohte. Dann« – Wolochow macht eine Pause, betrachtet die Körper Kulagins und Vitjaschas –, »dann bat er, ihm nichts zu tun, ihn am Leben zu lassen. Weinte. Er hat, wie sich herausstellt, zwei Kinder. Hast du nicht gewusst? Zwei. Ich bin Gott sei Dank kinderlos, du kennst väterliche Gefühle auch bloß vom Hörensagen, während er zwei hat. Zwei Kinder, und dermaßen wild darauf, die erste Geige zu spielen! Besser, er hätte sich still verhalten – aber was macht er?! Wie der hier.« Wolochow sieht wieder zu Kulagin hin und richtet seinen Blick dann auf Vitjascha. »Der sich als Genie geriert. Alles organisiert, alles vorbereitet haben will er. Von Gernegroßen halte ich gar nichts!«

Wolochows Begleiter nickt, knöpft sein Jackett auf, greift zu seiner Pistole mit Schalldämpfer. Tanja macht eine kaum wahrnehmbare Bewegung, als wollte sie sich hinter meinem Rücken verstecken, doch der Mann mit der Pistole richtet deren Lauf nicht auf sie: Es knallt zweimal, Kulagins und Vitjaschas Köpfe zucken.

»So!« Wolochow sieht mir in die Augen. »So war es auch mit deinem Freund, der in jeder Beziehung ein kleiner Milizmajor gewesen ist. Weggepustet und Schluss!«

»Schuft!«, schreit Tanja.

Wolochow zuckt die Schultern, sein Mann steckt die Pistole weg, tritt zu Tanja, holt aus und versetzt ihr mit der flachen Hand einen Schlag ins Gesicht.

»Mag sie sich ausruhen«, sagt Wolochow, während er mit einem schrägen Blick beobachtet, wie Tanja quer über Vitjaschas Leichnam fällt. »Wenn wir beide uns einigen, und es kann gar nicht anders sein, als dass wir uns einigen, lasse ich sie dir.«

Er nimmt eine Weinflasche vom Tisch, betrachtet mit Kennerblick das Etikett und übergibt die Flasche seinem Begleiter. Der entkorkt sie, gießt ein wenig Wein in eines der Gläser und probiert. Dann füllt er ein zweites Glas und reicht es Wolochow. Der trinkt und verzieht das Gesicht.

»Etwas sauer!« Er stellt das Glas auf den Tisch und wischt sich die Lippen mit einem schneeweißen Taschentuch. »Also, Genka, es sieht folgendermaßen mit uns aus: Die Mikrofilme sind, wie du schon erraten haben wirst, von meinen Dokumenten gemacht. Das heißt, für das Geld, für die Leute, für die gesamte Organisation trage ich die Verantwortung, ich allein. Nenn mich, wie du willst – Leiter, Leader, Führer-, das ist mir egal. Hinter mir steht eine ungeheure Macht. Wir werden alles hinwegfegen auf

unserem Weg, und wer nicht mit uns ist, der ist gegen uns. Persönliches spielt da keine Rolle. So war es auch in meinem Verhältnis zu Maxim, obwohl ich ihn nicht sonderlich mochte: ein Komsomolaufsteiger, ein zügelloser Ficker, beschränkt, ohne Format. Ein Stück Scheiße! Aber wenn er sich auf unsere Seite gestellt hätte – kein Problem. Wir hätten ihn zum Präsidenten gemacht. Stattdessen hat er beschlossen, sein eigenes Spiel zu spielen. Was war das Ergebnis?« Wolochow richtet einen Finger der rechten Hand auf mich und macht »Peng, peng!« mit absichtlichem Akzent, wie ein SS-Mann in einem Kriegsfilm.

Ich sehe ihn unverwandt an. Wolochow bietet einen idealen Anblick, alles ist durchgestylt bis ins kleinste Detail, ein Kammerdiener könnte ihm beim Anziehen geholfen haben. Fabelhaft saubere Haut, makellos weiße Zähne. Die schwarzen Socken schmiegen sich glatt seinen Füßen an, an seinen Schuhen ist kein Stäubchen. Und was die Hauptsache ist – die Augen sind rein, klar, durchsichtig. Wolochow ist steril.

»Nun, dir tut es um unseren Maxim jedenfalls nicht leid«, sagt er. »Du hattest mit ihm noch eine Rechnung zu begleichen. Lisa! Aber sicher, ich weiß das noch ...« Über sein Gesicht legt sich der Schatten der Erinnerung, er kneift die Augen zusammen, als blicke er in die Vergangenheit, eine leichte Falte durchschneidet seine hohe Stirn. »So viele Gemeinsamkeiten, Genka, so viele!« Wolochow deutet mit dem Kopf auf Tanja. »Sie sieht ihr ähnlich, nicht wahr? ... Aber das sind Wunschträume, Genka, Wunschträume! Ich bin der Einzige, der die richtigen Schlussfolgerungen aus der Lektüre der Personalakte deines Vaters gezogen hat. Natürlich konnte selbst ich nicht vermuten, dass du seine Fähigkeiten erben würdest. Aber jetzt brauchst du niemanden zu fürchten. Die Personalak-

te gibt es nicht mehr, all das wissen nur wir beide. Die Übrigen ... was können uns die Übrigen, wie, Genka?«

Wolochow erhebt sich, knöpft sein Jackett zu, steht, von den Fersen auf die Fußspitzen wippend, über mir.

»Wir brauchen Leute, Genka, Leute brauchen wir! Mich umgeben entweder Unprofessionelle oder irgendwelches Kropppzeug. Da habe ich, wie ich meinte, verlässliche Leute zu unserem Bai geschickt, und sie haben sich aufgeführt wie die Dorfburschen in dem Witz von Omas Bock. Erinnerst du dich? Nun, Söhnchen, fragen sie die Oma, habt ihr den Bock geschlachtet? Geschlachtet haben wir ihn nicht, antworten sie, aber ihm ordentlich das Fell gegerbt! Haha! So auch meine Leute. Alles niedergeknallt, aber den Film nicht mitgenommen. Und sich auch noch anschießen lassen! Arschgeigen!«

Ich fühle mich, als stelle ein in meinem Inneren zusammengerollter Igel langsam seine Stacheln auf. Tau sende Nadeln durchstechen mich, eine nach der anderen, vom Sonnengeflecht aus nach allen Seiten. Ich schnappe nach Luft, ich möchte mich schnell hinlegen, die Beine an die Brust ziehen. Wolochow bemerkt, dass mit mir etwas vor sich geht, glaubt aber, ich reagiere auf seine Worte.

»Keine Sorge, Genka«, sagt er, »keine Sorge! Gegen dich richtet sich kein Verdacht. Dein Freund, der Bulle, hat zwar irgendwas gemurmelt, als hätte auch er deine Gabe erkannt, aber – du verstehst ja selbst! Offen gestanden, ich glaube doch nicht recht, dass du zu so was fähig bist. Aber man kann die Sache drehen und wenden, wie man will, bevor du eingegriffen hast, haben alle meine Versuche, Maximka auszuschalten, zu nichts geführt. Bloß Lärm und Geschrei und unnötige Leichen. Er« – Wolochow deutet auf den Leichnam Kulagins – »hat mich

überzeugt. Na schön, machen wir uns auch das zunutze. Also, Genka, entscheide. Entweder-oder! Nun? Zum Überlegen hast du drei Sekunden. Die Zeit läuft: eins, zwei ...«

Doch »Drei!« zu sagen, schafft Wolochow nicht mehr. Von rechts unten, vom Fußboden her, kracht ein ohrenbetäubender Schuss, Wolochows gestärktes Hemd reißt auf, ein grellroter Fleck zerfließt auf ihm.

Geschossen hat Tanja. In den Händen hält sie Vitjasch langläufigen schwarzen Revolver, ihr Gesicht ist konzentriert, von einer Grimasse verzerrt. Obwohl sie mit dem ersten Schuss getroffen hat, sieht man deutlich, dass sie keine geübte Schützin ist: Der Revolver wackelt hin und her, sie zielt mit zugekniffenem linkem Auge, als schieße sie mit einem Gewehr.

Aus den Augenwinkeln sehe ich, dass Wolochows Leibwächter nach seiner Pistole mit Schalldämpfer greift. Mir ist klar, dass er vor Tanja auf den Abzug drücken wird. Der Lauf seiner Pistole bewegt sich erst noch in einem kurzen Bogen vom Halfter zur Horizontale, und doch wird er als Erster zum Schuss kommen.

Ich springe hoch, stoße mich mit beiden Beinen ab und hechte los. In der Sekunde, in der seine Pistole bereits auf Tanja gerichtet ist, bin ich zwischen ihnen. Es knallt, und mir ist, als explodierte der in mir sitzende Igel, zerfalle in Tausende neuer Igel. Ich komme noch dazu, den Blick zu senken: In meiner rechten Brusthälfte gähnt ein Loch. Ein richtiges Loch! Ich bin versucht hineinzublicken, doch über meinem Ohr kracht der Schuss des schwarzen Revolvers.

Die Kugel durchdringt die Oberlippe des Leibwächters, zerfetzt ihm den Mund, reißt seinen Schädel mit der breiten gewölbten Stirn auf. Es wirft ihn bis an die Wand,

während Wolochow, sich krümmend, sein Leben aushaucht, wobei sein auf Hochglanz polierter Schuh gegen den Fußboden schlägt.

Langsam gehe ich zu Boden. Vor meinen Augen verschwimmt alles. Ich drehe den Kopf zur Seite, verspüre den so vertrauten Blutgeruch, sehe die Absätze von Tanjas Schuhen. Wie gern hätte ich es, dass sie sich zu mir herabbeugt!

Doch sie beugt sich nicht herab. Sie lässt den Revolver fallen, macht einen Schritt zum Tisch, nimmt den Telefonhörer ab, wählt zwei Ziffern. Der Absatz ihres rechten Schuhs klopft ungeduldig aufs Parkett.

»Ist da der Rettungsdienst?«, fragt Tanja mit hoher, überkippender Stimme.

Erst danach beugt sie sich herab, aber nicht zu mir. Zu Wolochow. Mit flinken Bewegungen sucht sie seine Taschen ab, nimmt das Schächtelchen mit den Mikrofilmen an sich – und geht rasch zur Tür des Studios.

Ich brachte die Kraft auf, ihr nachzublicken. Meine Tanja-Lisa wandte sich nicht um. Und ich hätte mir so sehr gewünscht, dass sie wenigstens das täte.

Sie trat zur Tür hinaus, ihre Absätze klapperten über die Vortreppe.

Ergeben schloss ich die Augen.

de neuer Igel. Ich komme noch dazu, den Blick zu senken: In meiner rechten Brusthälfte gähnt ein Loch. Ein richtiges Loch! Ich bin versucht hineinzublicken, doch über meinem Ohr kracht der Schuss des schwarzen Revolvers.

Die Kugel durchdringt die Oberlippe des Leibwächters, zerfetzt ihm den Mund, reißt seinen Schädel mit der breiten gewölbten Stirn auf. Es wirft ihn bis an die Wand, während Wolochow, sich krümmend, sein Leben aus-

haucht, wobei sein auf Hochglanz polierter Schuh gegen den Fußboden schlägt.

Langsam gehe ich zu Boden. Vor meinen Augen verschwimmt alles. Ich drehe den Kopf zur Seite, verspüre den so vertrauten Blutgeruch, sehe die Absätze von Tanjas Schuhen. Wie gern hätte ich es, dass sie sich zu mir herabbeugt!

Doch sie beugt sich nicht herab. Sie lässt den Revolver fallen, macht einen Schritt zum Tisch, nimmt den Telefonhörer ab, wählt zwei Ziffern. Der Absatz ihres rechten Schuhs klopft ungeduldig aufs Parkett.

»Ist da der Rettungsdienst?«, fragt Tanja mit hoher, überkippender Stimme.

Erst danach beugt sie sich herab, aber nicht zu mir. Zu Wolochow. Mit flinken Bewegungen sucht sie seine Taschen ab, nimmt das Schächtelchen mit den Mikrofilmen an sich – und geht rasch zur Tür des Studios.

Ich brachte die Kraft auf, ihr nachzublicken. Meine Tanja-Lisa wandte sich nicht um. Und ich hätte mir so sehr gewünscht, dass sie wenigstens das täte.

Sie trat zur Tür hinaus, ihre Absätze klapperten über die Vortreppe.

Ergeben schloss ich die Augen